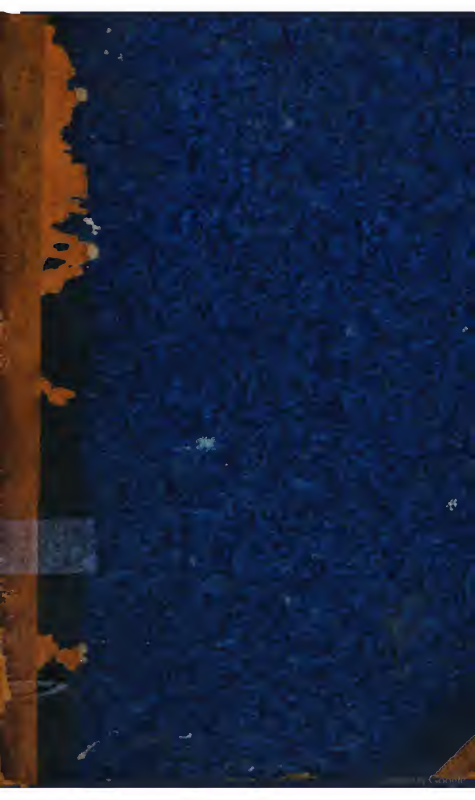


Rheinisches Archiv

für

Geschichte und Litteratur.

Herausgegeben

von

N. Vogt und J. Weitzel.

Zweiter Band.

Fünftes bis achtes Heft.

Mainz 1810.

In Kommission bei Florian Kupferberg.

Inhalt des zweiten Bandes.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Siebentes Heft.

Achtes Heft.

I.

Gedichte.

An den Frühling.

Holder Frühling kehre wieder,
Kehr im rosigen Gewand,
Blümchen duftvoll streue nieder,
Dek mit grünem Schmelz das Land,
Und des Bächleins rascher Welle
Gib Kristalles Spiegelhelle.

Komm zu Spielen hoher Wonne,
Lieblicher wie Göttermahl;
Bliket doch schon hehr die Sonne,
Wärme spendend auf das Thal.
Leben haucht sie, Glut und Leben,
Reigentanz und Scherz zu weben!

Gib den Fluren Reiz und Leben,
Und dem Bächlein Murmelsang.
Laß den Schmetterling umschweben
Blümelein den Bach entlang.
Flieht das Leben schnell von hinnen,
Schönes muß ihm Werth gewinnen.

Laß uns Laub' und Rasen grünen,
Scherz und Ernst uns dort zu weihn;
Traut umschwirren uns die Bienen,
Sammeln süße Gaben ein;
Sehn wir drin doch Zwek im Leben,
Schönes sammeln, Beßres geben.

Send' uns heim die liebe Schwalbe,
Kehre fern sie übers Meer;
Laß erbliken uns die falbe
Ente tauchen sich am Wehr,
Hoffnung gibt das Bild uns, nieder
Sinkt sie, muntrer steigt sie wieder.

Gib der Lerche Ton und Lieder
Und der trauten Nachtigall,
Daß am braunen Felsen wieder
Spielt der süße Wiederhall.
Sprießt ein Blümchen zarter Blüte
Doch darob uns im Gemüthe.

Oed' erscheint der Gang der Linden,
Schon der Herbst entlaubte ihn;
Weh ihm sanft mit lauen Winden
Blüten zu und dunkles Grün.
Schön ja ists in seinen Hallen
Einsam und vereint zu wallen.

Gib uns Sinn zu frohen Scherzen,
Kuß und Spiel in Haines Nacht;
Wohl erweitern sich die Herzen,
Wann uns hold ein Engel lacht;
Zeigt er uns in Blik und Wangen
Trost, den Himmel zu erlangen.

Mädchen will und Knabe spielen,
Schließen traut der Herzen Bund.
Laß ein Lüftchen sie umkühlen,
Flisternd kosen Wang' und Mund.
Früh schon mögen beide lernen,
Sich vertraun hier untern Sternen.

Schön nur ists im stillen Thale,
Zeigt das Todte sich belebt;
Freud' erscheint im Morgenstrale,
Jedes Wesen lebt und webt.
Himmelsahnung gibts den Sinnen:
Gutes muß den Sieg gewinnen.

Holder Frühling kehre wieder,
Süßer Liebling der Natur,
Heißersehnter! Preis und Lieder
Künden deines Wirkens Spur.
Spend' uns aus der Freuden Schale;
Komm voll Milde, komm zum Thale!

Aufruf zum Lebensgenuß,

gewidmet dem Museum in Mannheim.

Lebt, Freunde, lebt! Entflohn dem Harpyenschwarm
Der Sorge, darbt am Füllhorn der Hoffnung nicht!
Des Wunsches Himmel lacht nur ferne;
Haschen wir Freuden, die nahe blühen!

Dem unbewölkten Geiste glänzt wolkenfrei
Die Welt; seht nicht Phantome beim Sonnenglanz,
Und Nacht und Sturmgewitter, während
Stunden im Rosengewand euch winken.

Warum sind Eumeniden dem Thoren sie?
Nur blumenstreuend tanzen sie vom Olymp
Am Kranz der Göttermutter Freude,
Lächeln Elisiums auf der Wange.

Der Morgen stralt: lebt auf, mit der Welt verjüngt!
Sein goldner Mund beut Segen der Kraft und That;
In selbst gepflegter Villa sucht die
Muße Ermüdung, des Mahles Würze.

Mit Sonnenwechseln wechselt nur, gleichen Muths
Die Lust! Ein Lenz ist Frölichen jeder Mond;
Gesundheit sparend, reich entbehrend,
Meidet ein Goldbach in Moderdünsten.

Den Winter dehne trägere Weile nicht!
Sie weicht, beim kargen Strale des Zodiak,
Der Busenglut, dem Scherz und Spiele,
Und im Gemache dem stillen Fleiße.

Die Seele tief im süßen Geschäfte, steht
Hoch dem Erfolge! trinket den Freudenkelch
Der Zeit mit weiser Eile, ihn füllt
Freundschaft und Zärtlichkeit überschwänglich.

Schön winkt im Freibund muntrer Geselligkeit
Lust und Veredlung; Freunde des Friedens, seht
In allen Bliken eures Huldsinns
Wiederglanz, lebend so hundert Leben.

Die spätste Reife scherze uns Blütenzeit;
Dem Frohsinn zögern Schwächen und Silberhaar;
Auch süße Sympathien zaubern
Färbung des Morgenroths unserm Abend.

Vom Gastmahl fliehe festlicher Zwang; gefurcht
Sey nie die Stirn von finstrer Bedächtlichkeit;
Vom Herzen hüpfen gleiche Pulse,
Grämlichem Nachbargeflüster trotzend.

Saal, oder Laube, wo oft den Reihentanz
Die Charis lokt, sey Jugendolymp gegrüßt!
Nur hier umgaukelt Tausende der
Freudenstrom, aller Verkümmerung Lethe.

Mich lab', ihr Musen, mannigfach euer Quell
Mit neuen Wonnen! scheuchet den Uiberdruß,
Kühlt Herzenfieber! Hebt die Seele!
Geistesberauschung ist hohes Leben!

Moment Verlust — zerronnene Ewigkeit,
Gewinn der Augenblike — des Seyns Genuß,
Nur raschen Lippen strömt der Nektar;
Allzunah drohet das ewge Nichtmehr.

Mit zartem Busen fass' ich das höchste Glük,
Das in der Perle thränenden Mitleids glänzt;
Empor, empor! Dir ist beschieden,
Freund, ein Genuß, der den Seraph adelt!

Genieß die Wonne, heiter durch dich zu sehn
Die mit dir wallen — und den Beleidiger;
Kauf hoch dieß Lächeln deiner Seele:
Wohlthuend froh leb ein Gott hienieden!

II.

Untersuchung

über die römische Vertheidigungslinie und die Angabe der Itinerarien von Rheinzabern bis Bingen.

Ich habe im zweiten Hefte dieser Zeitschrift die Gründe angegeben, welche die Römer bewogen, den Rheinstrom als natürliche Grenze ihres Reiches zu befestigen. Auf der höchsten Stufe ihrer Macht sahen sie ihre siegreichen Fortschritte durch den unbezwingbaren Freiheitsgeist der Germanen gehemmt, und sie, die sieben Jahrhunderte lang nur zum Angriff gerüstet waren, musten auf Vertheidigung gegen eine Nation denken, die ohne Taktik, ohne die Künste der erfindungsreichen Civilisation blos durch ihren Muth und die Kraft eines unverdorbenen Karakters die Weltbesieger zittern machte. Es ist kein größeres Schauspiel in der Geschichte, als dieser Kampf von vier Jahrhunderten zwischen so heterogenen Gegnern. Um wie viel interessanter würde er nicht seyn, wenn wir im Gegensaz mit den römischen Schriftstellern die germanischen Barden lesen könnten. Die Nachrichten, die uns die römischen Geschichtschreiber geben, sind zu wenig zusammenstimmend, nicht selten sich offenbar wider-

sprechend und in jedem Fall nicht unverdächtig. Wir können nicht einmal mit Zuverlässigkeit behaupten, daß die Schilderungen, die uns Tacitus von den Germanen macht, rein historisch sind, oder ob er die Absicht hatte, durch die Darstellung der Tugenden der Barbaren oder ihrer Laster auf die Besserung seiner Mitbürger durch Uibertreibung beider zu wirken. Wenigstens blikt in der Behandlung der Thatsachen immer der Römer und in ihrer Karakterschilderung der Moralist hervor, der Kontraste sucht, dessen reiner Zwek unverkennbar, aber dem nicht-römischen Geschichtsforscher unbefriedigend ist. Die alten Schriftsteller konnten sich bei weitem weniger Hoffnung machen auf die Nachwelt und zur Kenntniß eines Geschlechtes zu kommen, das von dem ihrigen so sehr verschieden ist, bei weitem weniger Hoffnung als unsre elendesten Dichterlinge haben. Darum tragen auch ihre Werke so ganz das Gepräge, daß sie für Römer geschrieben sind, für die Römer Augusts, für die Römer Trajans oder Konstantins. Und es konnt' auch nicht wohl anders seyn; denn was war ihnen die übrige Welt? Beiläufig das, was uns die Irokesen und Hotentotten sind. Gewiß dachte weder Cicero, noch Tacitus, daß einst germanische Buben ihre Reden und Annalen in die Schule schleppen würden. Dieser Karakter der alten Geschichtschreiber muß uns in Beurtheilung ihrer Darstellungen immer vor Augen schweben, aber wir müssen auch in unserer Zweifelsucht nicht zu weit gehen. Wo ihre Schilderungen der Natur gemäß sind, und der Proscriptions-Name der Barbaren sie nicht irre leitet, da überhaupt, wo der römische Nationalstolz nicht angefochten ist, sind sie sichere Leiter und helle Beobachter. Der richtige Blik in ihren eigenen Angelegenheiten darf keineswegs in Zweifel gezogen werden. So sehr wir aber auch Ursache haben zu bedauern, daß wir über den großen Völkerkampf der ersten vier christlichen Jahrhunderte nur eine

Parthei hören und nur aus einer Quelle schöpfen können, die der National-Egoism der Schriftsteller einlauter macht, so ehrenvoll sind dennoch die Resultate für die vernachlässigte Gegenparthei. Tacitus, der philosophischste aller römischen Geschichtschreiber, kann nicht läugnen, daß die Germanen, im Einzelnen oft überwunden, nie besiegt werden konnten, und daß immer die wichtigste Kraft des Reichs gegen sie in Vertheidigung stehen mußte. Wie unsicher wären die Eroberungen der Römer in Spanien und Gallien gewesen, wenn sich nicht die Natur gleichsam zu ihrem Schuz mit ihnen vereinigt und den Rhein zwischen sie und ihre Feinde gelegt hätte. Was wäre selbst aus Italien geworden, wenn ihnen diese Linie gefehlt hätte, die Germanien von der Seite bedrohte und immer seine Kräfte theilte. Diese Kräfte waren ohnehin schon durch die Eifersucht der verschiedenen Nationen, durch den Mangel an Taktik und allen Hilfswissenschaften des Krieges geschwächt. Sobald aber diese Nationen ihr wahres Interesse einsehen lernten und sich in die großen Bündnisse unter den Namen der Franken und Allemannen vereinigten, war es um das römische Reich geschehen. Konstantin und Julian konnten nur momentane Zögerungen erzwingen, indem sie alle ihre Macht zur Behauptung der Rheingrenze aufboten. Die Feinde der Römer hatten ihre Stärke und die Ohnmacht des in sich selbst zusammenstürzenden Kolossen kennen gelernt. Bis sie zu dieser Kenntniß gelangten, hatte der Rhein vieles Blut der streitenden Völker mit seinen Wogen vermischt. Es war von beiden Seiten ein Kampf auf Leben und Tod. Bei den Römern Erinnerung ihres alten Ruhms und ihrer Siege, Hoffnung künftiger Sicherheit, und die Besorgniß eines gänzlichen Untergangs unter der Gewalt wilder, ungebildeter Sieger. Bei den Germanen, die Zuversicht der Beute einer eroberten Welt, und die Furcht der Sklaverei, Vernichtung ihrer Volksreligion und Verfassung nach dem

Beispiele der Druiden in Gallien; kurz jeder Theil hatte alles zu hoffen und alles zu fürchten.

Dieß fühlte August sehr wohl; darum besezte er den Rhein mit 8 seiner besten Legionen, und gab ihnen Drusus zum Feldherrn. Dieser thätige junge Mann, der wenn er für Rom nicht zu früh gefallen wäre, das Schiksal des Reichs auf eine wohlthätigere Art bestimmt haben würde, als sein unwürdiger Bruder Tiber, unternahm das große Werk, sein Vaterland auf der gefährlichsten Seite zu sichern. Er befestigte den Rheinstrom mit einer Kette von größeren und kleineren Festungen, die es den in Belagerungen äußerst unerfahrnen Germanen, selbst wenn es ihnen gelänge, den Fluß zu überschreiten, unmöglich machten, tiefer in Gallien einzudringen, oder sich lange auf dem linken Ufer zu halten. Florus gibt die Anzahl dieser Festungen auf fünfzig an, ohne ihre Lage zu bestimmen.

Es liegt außer meinem Zwek und selbst außer meinen Kräften, mich in die Untersuchung dieser ganzen ungeheuren Vertheidigungslinie einzulassen; ich wähle davon nur den Theil, der mir am nächsten liegt, und reihe mich an Schöpflin an, der da aufhört, wo ich anfange.

Flüsse, Bäche und ihre Thäler sind die natürlichen Wege, die in ein mit Wäldern und unwegsamen Gebirgen bedektes Land führen. Diese Betrachtung, die alle alte und neue Reisende in ihren Entdekungen leitete, wurde schon von Drusus bei Anlegung seiner Linie als Grundsaz befolgt. Sein Plan ist hauptsächlich auf die Vertheidigung dieser Punkte auf beiden Ufern berechnet, und nur dann, wenn eine allzugroße Entfernung derselben es nöthig machte, durch ein Mittelglied die Vollständigkeit der Kette zu sichern, finden wir eine Ausnahme von der Regel. Zur Vertheidigung des gegenwärtigen Departements vom Donnersberg hatte er auf folgende Flüsse und Bäche Rüksicht zu nehmen:

1) Die Quaicha*); 2) die Spira; 3) den Nicer; 4) die Isina; 5) den Mönus und 6) die Nava. Nur die Entfernung der Isina und des Mains heischte einen Zwischenposten, der, obschon er in der leztern Zeit wieder verschwindet, doch unstreitig in der ersten Anlage nöthig war. Die Quaicha, Spira, Isina und Nava sind zwar in Rüksicht ihrer Schiffbarkeit unbedeutend, aber sie musten es für die Römer in der Hinsicht seyn, daß sie in mäßiger Entfernung fließen und ihren Kastellen Wasser lieferten. Der Nekar und Main waren in Rüksicht des Angriffs bedeutender, besonders der leztere, der aus dem Herzen von Deutschland kommt, und so den Germanen den Weg nach dem Centrum der römischen Linie öffnete. Darum erbauten sie bei seinem Ausfluß eine der drei Hauptfestungen am Rheinstrom, und machten sie zum Standlager zweier Legionen, und zum Siz der Verwaltung des obern Germaniens.

Uiberhaupt war der Theil der Vertheidigungslinie, der dem Centrum am nächsten lag, für die Römer der wichtigste, und wir sehen darum auch eine gewisse Regelmäßigkeit im Plan bei Anlegung ihrer Festungen, die auf den beiden Flanken, wegen ihrer natürlichen Lage, weniger nöthig war. Diese Flanken waren offenbar schwächer und daher erklärt sichs, wie die Allemannen und Franken späterhin sich hauptsächlich bemühten, ihre Angriffe gegen Strasburg und Kölln zu richten und nur kühne Abentheurer das Centrum angriffen. Beinah alle Operationen der kriegser-

*) Ich nehme für die Quaich, die Speierbach und Eisbach, die Namen als römisch an, die sie in den Urkunden aus der fränkischen Epoche führen. Die drei andern kommen bekanntlich im Tacitus, Ammian Marcellin, Pomponius Mela u. s. w. vor.

fahrensten Kaiser gingen von diesem aus. Alexander Severus, Maximin, Posthumus und Konstantin, ohne der frühern Einfälle des Drusus, Tiber, Germanikus und Trajan zu erwähnen, fingen ihre Unternehmungen gegen Germanien von diesem Centrum an. Ihrem Beispiel folgte Julian, nachdem er die beiden Flanken gesichert hatte, und Valentinian, dem Glük und Zeitumstände weniger günstig waren, suchte wenigstens den angenommenen Grundsaz zu beobachten, daß man, um die Germanen von ihren Absichten gegen den Ober- und Niederrhein abzuschreken, sie in der Mitte beunruhigen müsse.

Um diesen wichtigen Theil der Vertheidigungslinie zu deken, erbaute Drusus (denn nach Florus müssen wir ihn als ihren Stifter ansehen) drei größere Castra in ziemlich gleicher Entfernung, nemlich: nebst dem Hauptcastrum Magontiacum, noch die beiden Borbetomagum und Noviomagum. Da jedoch die Entlegenheit dieser drei Castra einen gefährlichen Zwischenraum offen ließen, war es nöthig, sie durch kleinere Festungen oder Castelle zu flankiren und so von 4 zu 6 Stunden die Communikation zu sichern und es den Feinden unmöglich zu machen, die von dem Strom ohnehin befestigte Linie zu durchbrechen.

Oberhalb Speier bildet der Rhein verschiedene Krümmungen, welche die Germanen leicht hätten benuzen können, um die Verbindung zwischen Rheinzabern (Tabernae) und Speier (Noviomagum) zu unterbrechen; man fand also die Mündung der Quaichbach sehr gelegen, um ein Kastell aufzurichten, das wahrscheinlich von einer schon bestehenden Ansiedlung den Namen vicus Julius *) erhielt.

*) Wenn der Beisaz vicus nicht vielleicht spätern Ursprungs ist.

Unterhalb Speier erfoderte ohnehin die Mündung des Nekars einen militärischen Posten, der in der spätern Zeit noch wichtiger wurde. Es ist nach den Dokumenten der Karolingischen Epoche keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Fluß sich ober Mannheim hinter der noch sogenannten Nekarau in den Rhein stürzte. Um ihn zu beobachten, baute Drusus das Castell Altaripa (bei dem heutigen Dorfe Altrip) dessen Ruinen man bei niederm Wasser noch im Rheine sieht, der es troz der Ableitung des Nekars durch Valentinian verschlungen hat. Auf diese Art war also Noviomagum durch zwei Castelle flankirt, wovon Altaripa zu gleicher Zeit die rechte Flanke vor Borbetomagum dekte.

Auf der linken Seite dieses Castrums erfoderte die Entfernung von Worms und Mainz einen Zwischenposten. Da aber hier kein bedeutendes Wasser in den Rhein fließt, nahm man auf die vortheilhafte Anhöhe Rüksicht, die sich bei Oppenheim dem Strom nähert, von welcher man das ganze feindliche Ufer und die Ebene von Worms beobachten konnte. Man erbaute daselbst das Castell Bauconica, das zu gleicher Zeit die rechte Flanke von Magontiacum sicherte.

Unterhalb Mainz bei der Mündung der Nava war ein Castell um so nöthiger, da die gegenüberliegenden Rheingauer Berge den Feinden die freie Ansicht der diesseitigen Ebenen gestatteten, und ohnehin die Ufer bei Bingen sich näherten und durch die Felsen des Binger Lochs, die damals noch wahrscheinlich zusammenhängender und hervorragender waren, in gewisser Verbindung standen.

Das Castell Bingium mußte die linke Seite von Mainz deken, und die natürlichen Vortheile der Feinde bekämpfen. Dies sind also die drei Castra und vier Castelle, welche die Vertheidungslinie des gegenwärtigen Departements vom Donnersberg in folgender Ordnung bildeten:

Noviomagum.	Vicus Julius.	
	Altaripa.	Borbetomagum.
Magontiacum.	Bauconica.	
	Bingium.	

Ich habe nun durch historische Belege das Daseyn und die Lage dieser verschiedenen Festungen zu beweisen.

1) Vicus Julius. Es scheint mir nicht auffallend, daß wir von diesem Kastell in den alten Schriftstellern nur ein einziges Zeugniß seines Daseyns finden. Die Geschichtschreiber sprechen blos von den Ereignissen, die ein rühmliches oder unglükliches Resultat für die Römer hatten. Die Notizen über die Vertheidigungsmittel und die Kräfte des Reichs, wie sie August hinterließ und wie sie von seinen Nachfolgern, die den Namen Regenten verdienen, fortgesezt wurden, sind bis auf eine einzige aus der spätesten Zeit verloren gegangen. Da überhaupt die Castelle immer das Schiksal der größeren Festungen hatten, nach deren Eroberung sie sich nicht lange halten konnten, so wurde von ihnen nur in dem Falle Meldung gethan, wenn sie sich durch irgend eine auffallende That auszeichneten. Auch die Geographen konnten sich bei der großen Ausdehnung des Reichs und dem Stoff ihrer Bearbeitung, der die ganze damals bekannte Welt umfaßte, unmöglich mit der Nomenklatur aller Militärposten in diesen entlegenen Ländern befassen. Ptolomäus, der in der Hälfte des zweiten Jahrhunderts schrieb, begnügte sich die Grade der Länge und Breite der vorzüglichsten, allgemein bekannten Städte zu bestimmen und gab in dieser Gegend nur die Lage der drei Hauptfestungen an. Warum aber melden die Itinerarien nichts von dem vicus Julius noch von Altaripa? Aus einer ganz natürlichen Ursache; weil die Heerstraße nicht durchzog, wie ich aus ihren Angaben beweisen werde. Das einzige Werk,

das unsere Gegend in Hinsicht ihrer Vertheidigung betrachtet, sind die notitia dignitatum imperii. Und hier wird vicus Julius als Militärposten genannt, der einem unter dem Gouverneur von Mainz (dux Moguntiacensis) stehenden Präfekten anvertraut war. Diese Notizen, aus der Hälfte des fünften Jahrhunderts, sind wenig später, als das unter dem Namen Antoninum bekannte Itinerar, wie Herr Mannert sehr treffend darthut. Es ist wahr, daß durch das Zeugniß der Notizen noch nicht bewiesen ist, daß vicus Julius schon von Drusus befestigt wurde; allein, wenn man bemerkt, daß die vorausgeschikten Gründe schon bei Anlegung der ganzen Linie dieselbe waren, daß das Stillschweigen der Autoren nichts dagegen beweißt, daß selbst der Name Julius dem ersten Jahrhunderte eher als jedem andern anzugehören scheint, so seh ich nicht ein, warum man die erste Anlegung dieses Castells für später halten wollte. Uibrigens, wo die fünfzig Festungen des Drusus finden, wenn die Anzahl von sieben auf einer Streke von 87,000 römischen Schritten, die am meisten den Anfällen der Feinde ausgesezt war, zu viel schiene.

2) Noviomagum. Ptolomäus nennt sie Neomagus, die Itinerarien und die Karte von Peutinger geben ihr aber den erstern Namen, den sie mit mehrern gallischen Städten gemein hat, und der daher korrekter scheint. Ammian und die Notizen des Reichs führen sie unter der Benennung Nemetä an, den sie wie so viele andere Städte von dem Volke annahm, das sie umgab und wahrscheinlich ein Municipium unter ihrem Schuz bewohnte. Unter den Franken erhielt sie den Namen Spira von dem Wasser, das sie durchfließt.

3) Altaripa. Die Bemerkungen, die ich bei vicus Julius machte, beziehen sich auch auf dieses Castell, das aus den nemlichen Gründen weder in den Schriftstellern

noch in den Itinerarien, wohl aber als Vertheidigungsplaz in den Notizen des Reichs vorkommt. Mir scheint, daß unter dem Munimentum, von dem Ammian sagt, daß Valentinian zu seiner Erhaltung den Lauf des Nekars habe abgraben lassen, dieses Castell verstanden werde.

Man suchte zeither dieses Munimentum immer auf der rechten Rheinseite, und glaubte es bald an dem Plaze von Mannheim, bald in der Nähe von Ladenburg. Allein wenn man das praeterlabente flumine nicro wörtlich verstehen wollte, so seh ich nicht ein, wie Valentinian nöthig gehabt hätte, dem Flusse ein anderes Bett anzuweisen, da er sich hätte begnügen können, durch einen Damm ihn auf das gegenseitige Ufer zu drängen, wobei er keine Menschen aufgeopfert haben würde. Die Stelle wird klar, wenn wir die Lage von Altaripa, der damaligen Mündung des Nekars gegenüber, betrachten. Hier mußte Valentinian wirklich befürchten, daß das Andringen des sich ergiesenden Flusses gegen ein flaches Erdreich, auf welchem er im Anfange seiner Regierung dieses Fort wiederhergestellt hatte, ihm nach und nach schaden möchte. Diese Furcht war um so mehr gegründet, da es nun sogar der Rhein ohne Beihülfe des Nekars verschlungen hat. Er gab also dem Flusse das Bett, in welchem er noch heut zu Tage fließt. Wahrscheinlich war es damals nicht tief genug, um ihn darin, während der Zeit der Barbarei, zu erhalten; darum finden wir ihn unter den Karolingern wieder in seinem alten Bette, bis die Bemühungen des Pfalzgrafen Rudolf das Valentinianische Werk vollendeten. Uibrigens darf man die Stelle nur mit Aufmerksamkeit lesen, um sich zu überzeugen, daß bei diesem Fort vom rechten Rheinufer gar nicht die Rede sey. Ammian sagt: »Valentinian habe die Festungen längs dem Rheine ausgebessert und Vertheidigungs-Thürme auf allen haltbaren Orten der gallischen Seite errichtet. Auch einige

Gebäude jenseits des Stromes an den Grenzen der Barbaren erbaut.» Das Wort Addificia ist ganz im Widerspruch mit dem folgenden, wo er von einem starken und sichern Fort spricht, das er durch Ableitung des Nekars sichern mußte; hier war um so mehr vom linken Ufer die Rede, nach dem Zwischensaz über die weniger bedeutenden Masregeln auf dem rechten, da er gleich darauf fortfährt: »Als Valentinian auch für nöthig hielt, jenseits des Rheins ein Fort auf dem Berge Piri, der im Gebiete der Barbaren liegt, schleunig zu erbauen u. s. w.» Altaripa wurde in der Folge durch Ansiedelung bedeutender und trägt unter der Herrschaft der Allemannen den Titel einer Stadt; gegenwärtig ist es nur ein Dorf in der Nähe des alten Castells, das durch seinen Namen noch das Andenken desselben erhält.

4) Borbitomagus. Peutingers Karte schreibt Borgetomagus. Die Notizen nennen sie schon Vangiones, als Standquartier der 2ten Flavischen Legion. Wie Speier führte sie diesen Namen von den alten Landesbewohnern, die unter ihrem Schuze wohnten. Unter den Merowingern nahm sie ihren ehemaligen Namen wieder an, in Bormatia, Wormatia, endlich Worms corrumpirt.

5) Bauconica. Die Peutingerische Karte schreibt Bonconica, und da sie wahrscheinlich älter ist, als das Itinerar und nach Mannert aus dem zweiten Jahrhunderte seyn könnte, so scheint dieser leztere Name den Vorzug zu verdienen. Ich seze diesen Ort unter die Vertheidigungsposten der Linie, obschon die Reichs-Notizen ihn nicht als solchen anführen. Meine Gründe habe ich schon zum Theile geäußert. Wirklich, da wir in beinah regelmäßiger Entfernung von vier zu höchstens sechs Stunden, römische Festungen finden, so kann ich nicht glauben, daß zwischen Mainz und Worms, in einer Entfernung von beiläufig zehn, kein Posten nöthig gewesen sey. Wir müssen aber auf die Ver-

änderungen Rüksicht nehmen, welche die Einfälle der Deutschen, besonders in der spätern Zeit, in dieser Vertheidigungslinie erzeugten. Schon im ersten Jahrhunderte wurden bei dem Aufstande des Civilis alle römische Festungen am Rhein, mit Ausnahme von Mainz, geschleift. Julian bei seinem Marsche nach Kölln fand sie gleichfalls im Ruin, und endlich im Jahre 406 erlitten sie durch den Einfall der Wandalen dasselbe Schiksal. Wahrscheinlich war Bonconica zur Zeit der Verfertigung der Notizen nicht wiederhergestellt und darum nicht als Vertheidigungsplaz genannt.

6) **Magontiacum**, noch öfter, besonders auf den Inschriften Mogontiacum, auch Moguntiacum genannt. Alle römische Geschichtschreiber, besonders Tacitus, sprechen so oft von der Wichtigkeit dieser Hauptfestung des Rheinstroms, daß ich nicht nöthig habe, weitere Beweise für dieselbe anzuführen.

7) **Bingium**. Schon Tacitus spricht von diesem Orte und der Brüke über die Nava, deren sich Tutor bemächtigte, um seinen Rükzug nach Trier zu deken. Aus den Itinerarien sehen wir, daß an dieser Brüke sich die Straßen nach Kölln und Trier theilten, und die Notizen bezeignen das Kastell, dessen Vertheidiger von ihm sogar den Namen Milites Bingenses führten.

Ich glaube das Daseyn dieser Festungen und ihre mehr oder minder wichtige Bestimmung in der Vertheidigungslinie hinlänglich dargethan zu haben, und gehe daher zur Untersuchung der Angaben der Itinerarien über, welche ihre Entfernung von einander, mit Ausnahme von vicus Julius und Altaripa, bestimmen. Diese Untersuchung kann nur durch Vergleichung der Ausmessung unsrer gegenwärtigen Straßen mit den Maasen der Itinerarien geschehen. Zur Erreichung dieses Zweks muß ich Rheinzabern, als den lezten römischen Vertheidigungsplaz im niederrheinischen De-

partemente, zum Punkte annehmen, von wo aus ich die Vergleichung anstelle.

Zuerst bietet sich dabei die Bemerkung dar, daß unter den mit dem Namen Milliarien bezeichneten Entfernungen keineswegs in Gallien der Raum von tausend Schritten zu verstehen sey, sondern daß die Römer unter dieser beibehaltenen Benennung die Leuga der Gallier annahmen und also 1500 römische Schritte auf eine Milliarie zählten. Dieß wird durch die Vergleichung selbst bewiesen werden.

Die zweite Bemerkung ist der Unterschied, den wir in der Angabe der Itinerarien finden. Mangel an Aufmerksamkeit und die Unwissenheit der Kopisten des Mittelalters sind an diesen Widersprüchen unstreitig schuld. In Rükficht unsers Theils der Linie sind sie ziemlich auffallend, so zwar daß Peutingers Karte für den nemlichen Raum 6000 römische Schritte oder beiläufig zwei französische Meilen weniger zählt, als das antoninische Itinerar. Mit Ausnahme der Entfernung von Mainz nach Bingen ist keine Angabe mit der andern übereinstimmend, wie man aus folgenden Auszügen sehen kann.

1) Peutingers Karte.

Tabernis noviomago	—	M. P. XII	— 18,000	Schritte.
Borgetomago	— —	M. P. XIII	— 19,500	—
Bonconica	— —	M. P. XI	— 16,500	—
Magontiaco	— —	M. P. IX	— 13,500	—
Bingio	— — —	M. P. XII	— 18,000	—
		M. P. LVII	— 85,500	—

2) Antonins Itinerar.

Tabernis noviomago	—	M. P. XI	— 16,500	—
Borbetomago	— —	M. P. XIV	— 21,000	—
Bauconica	— —	M. P. XIII	— 19,500	—
Moguntiaco	— —	M. P. XI	— 16,500	—
Bingio	— — —	M. P. XII	— 18,000	—
		M. P. LXI	— 91,500	—

Ich spreche nicht von einer andern Angabe dieses Itinerars über die Reise von Trier nach Straßburg, worin die Entfernung von Mainz nach Worms, von Worms nach Speier und sogar von Speier nach Straßburg gleichlautend zu 27,000 Schritten angegeben wird. Ihre Corruption springt zu sehr in die Augen.

Um diese Irthümer, die sich in die Itinerarien eingeschlichen haben, zu berichtigen, ist es nöthig, die Maase der gegenwärtigen Heerstraßen zu kennen. Eine möglichst pünktliche Ausmessung mit der Kette, die auf Betreiben der Direktion des Straßen- und Brükenbau's veranstaltet und mir mitgetheilt wurde, gab folgendes Resultat.*)

	Mètres.	Cim.	Röm. Schritte.
Von Rheinzabern über Germersheim bis zum Ausgang von Speier	30,478.	80.	20,663.
Von Speier bis zum Eingang von Worms	34,842.	00.	23,622.
Von Worms bis zum Eingang von Oppenheim	26,064.	90.	17,671.
Von Oppenheim bis zum Ausgang von Mainz	21,266.	40.	14,417.
Von Mainz bis zur Nahebrüke bei Bingen	29,235.	10.	19,820.
	141,887.	20.	96,193.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die römische Straße eine geradere Richtung hatte als die unsrige, da sie besonders bei ihrer ersten Anlegung in keinem Contakt mit dem rechten Ufer war, und keine Ursache zu ihrer Ableitung in einem meistens ungebauten Lande statt fand. Diese gerade Richtung mußte die Entfernungen beträchtlich vermin-

*) Ich lasse bei der Berechnung der römischen Schritte die Schuhe weg, weil es bei so großen Angaben nicht darauf ankömmt.

dern, hauptsächlich jene von Rheinzabern nach Worms, wo unsere Straße den Umweg über Germersheim macht und sich der Brüke von Mannheim nähert. Darum bemerken wir auch in diesem Theile die größte Verschiedenheit mit den Angaben der Itinerarien. In folgender Tabelle werde ich die Angaben beider vereinigen, die mit den Maasen unsrer Straße am meisten übereinstimmen, und alle jene auslassen, die sich davon gegen alle Wahrscheinlichkeit entfernen. Nur auf diese Art scheint es mir möglich, uns der Wahrheit zu nähern.

	R. Schritte.	Metres.	Ctm.
Von Rheinzabern nach Speier (Peutinger)	— 18,000.	— 26,550.	00.
Speier nach Worms (Antoninum)	21,000	— 30,975.	00.
Worms nach Oppenheim (Peutinger)	16,500	— 24,337.	50.
Oppenheim nach Mainz (Peutinger)	13,500	— 19,912.	50.
Mainz nach Bingen (Beide)	— 18,000	— 26,550.	00.
	87,000	— 128,325.	00.

Diese 87,000 römische Schritte machen nach d'Anville 65,770 Toisen, und 2,283 derselben auf eine franz. Meile gerechnet, geben sie 29 solcher Meilen weniger 437 Toisen. Unsre gegenwärtige Straße giebt ein größeres Resultat von 72,722 Toisen bis Rheinzabern, oder 32 französische Meilen weniger 334 Toisen. Nach dieser Berechnung wäre der Unterschied der alten mit der neuen Straße 3 französische Meilen und 103 Toisen. Dieser Unterschied fällt gänzlich weg, wenn wir die grade Richtung der römischen annehmen und sie über Schwegenheim nach Speier und von da über Maudach nach Worms leiten.*) Auch von Oppenheim nach Mainz hatte sie den Umweg über Bodenheim nicht zu machen, sondern zog quer über die Ebene. Von Mainz nach Bingen

*) Man sehe die große Special-Karte, die im J. 1795 in Mannheim erschien.

war es der nemliche Fall, wo sie in grader Linie am Fuß der Anhöhe bei Heidesheim und quer über den Hesselberg zog. Alle diese Vortheile machen eine Verminderung von drei Stunden Wegs leicht glaublich, und wir können daher die obige Zusammenstellung der alten Angaben für die richtigste halten. Wir haben in dieser Linie nur einen Punkt, dessen noch bestehende Ruinen uns seine wahre Lage bezeichnen, nemlich Magontiacum. Von diesem müssen wir also ausgehen, um nach der Angabe der Itinerarien die Lage der übrigen Festungen, von welchen wir sehr unsichre Spuren haben, zu suchen. Ich wähle zuerst das zunächst liegende Castell Bingium.

Es scheint mir gewiß, daß dieses Castell nicht an dem Orte der heutigen Stadt Bingen lag. Die Aschen-Urnen, von welchen ich selbst einige besitze, die Särge und sogenannten Thränengläser, die man am Abhang des Berges und sogar in der Mitte der Stadt fand, beweisen hinlänglich, daß hier keine Wohnungen der Römer standen, welche nach vernünftigen Gesetzen, die Todten von den Lebenden trennten. Ausonius, der im Jahre 368 die Reise von Mainz nach Trier machte, spricht unstreitig von Bingium in folgender Stelle:

Transieram celerem nebuloso lumine navam
addita miratus veteri nova moenia vico etc.

Hätte dieser vicus, den man vom Castell unterscheiden muß, auf dem heutigen Plaze gestanden, würde Ausonius beinah nichts und nur in der Ferne von seinen neuen Mauern gesehen haben. Ich glaube daher, daß er nahe an der Brüke lag, deren schon Tacitus erwähnt. Das Erdreich am Rhein war damals, wo der Strom wahrscheinlich noch höher stand, zu wenig sicher, um die Wohnungen vor Uiberschwemmung zu bewahren. Diejenigen, welche die Stelle des Tacitus dahin auslegen, daß Bingen auf der linken Seite der Nahe gelegen

haben müsse, weil Tutor die Brüke abgeworfen habe, um sich daselbst zu vertheidigen, bedenken nicht, daß auf diesem Ufer gar kein Raum, weder für ein Castell noch für einen vicus ist, und daß Tacitus gar nicht sagt: Tutor habe sich in Bingen vertheidigt, sondern blos auf dem linken Ufer. Man hat nur die Lage anzusehen, um den Ungrund dieser Behauptung zu bemerken. Die Särge und Begräbnißstätten, die man daselbst fand, beweisen gegen diese Hypothese und kündigen allein die Richtung der Straße nach Trier an.

Ich glaube, daß das Castell auf der Höhe des Schlosses Klopp lag und der vicus am Fuß dieses Hügels nach der Nahbrüke zu. Auch gieng die Straße sicher nicht längs des Rheines, wie gegenwärtig, sondern, wie ich Spuren fand, quer über den Hesselberg in gerader Richtung von Klopp aus auf der linken Seite der Höhe von Niederingelheim, wo man sie noch an den niedriger wachsenden Saaten deutlich bemerkt. In dieser Richtung fand ich die Maase der Itinerarien mit der wirklichen Entfernung von Mainz völlig übereinstimmend.

Auf der entgegengesezten Seite dieser Stadt leitet der Weg nach Bonconica. Nach den Maasen muß dieses Castell auf der Anhöhe zwischen Oppenheim und Dienheim gelegen haben. Andre suchen es an dem Plaz der Burg Landskron und ich würde ihrer Meinung seyn in Rüksicht der vortheilhaften Lage, wenn die Angaben nicht einen größeren Raum zwischen Magontiacum und Bonconica legten, und wir nicht wüßten, daß die römischen Straßen immer die möglichst grade Richtung haben mußten. Am Fuße des Berges von Oppenheim fand man vor sechs Jahren Trümmer von Gebäuden bei einer Schwefelquelle, und einen Altar der noch nicht ganz entzifferten Göttin Sirona.*)

*) Es wäre zu wünschen, daß Hr. Direktor Mathiä in Frankfurt seine Abhandlung über diese Göttin, die er der Gesellschaft der Wissenschaften zu Mainz mittheilte, bekannt machte.



In Rüksicht der Lage der beiden Castra Borbetomagum und Noviomagum scheint es nach den Maasen sicher, daß sie sich um beiläufig 1500 Schritten näher standen als die heutigen Städte Worms und Speier, und daß man sie daher auf der südlichen Seite der erstern und der nördlichen Seite der leztern suchen müsse.

Da wir mit Ausnahme von Magontiacum, die Breite aller dieser Festungen nicht kennen und nicht wissen, ob und in wie weit der Durchzug in den Maasen mitbegriffen ist, so läßt sich unmöglich, ohne Untersuchungen an Ort und Stelle, die Lage derselben mit völliger Gewißheit bestimmen; jedoch können die vorläufigen Prüfungen der Itinerarien leichter auf die Spuren führen, um sie zu finden. In dieser Hinsicht hab ich geglaubt, meine Bemerkungen darüber bekannt machen zu müssen.

III.

Uiber
den Einfluß der Verbindung zwischen Oestreich und Frankreich
auf einen allgemeinen Frieden.

Während dem die Erzherzogin Maria Luise, wie im Triumphe, durch die Staaten des rheinischen Bundes und Frankreich zog, und unter den lauten Aeußerungen der Freude von hundert Völkern, den schönsten Thron der Erde, an der Hand des ersten Helden seines Jahrhunderts, bestieg, richteten sich die Blike voll Hoffnung nach jener mächtigen Insel, die so unbedingt auf den Meeren waltet, als es seit dem Untergange des römischen Reichs, nie ein Landstaat auf dem Kontinent konnte; die allein den vereinigten Anstrengungen von Europa widersteht und den verderblichen Krieg verewigt. In der Verbindung Napoleons mit einer östreichischen Prinzessin sahen die erfreuten Nationen, nach einer langen Erschöpfung, die Bürgschaft einer dauernden Ruhe, und in dem Frieden von Wien mehr als einen vorübergehenden Waffenstillstand, der bis izt die Feindseligkeiten

in Europa nur unterbrochen aber nie geendigt hatte. Man hoffte, England werde, da es nicht mehr auf den Beistand einer Macht zählen kann, durch welche es ihm nur zu oft gelungen war, das Elend des Kriegs auf dem festen Lande zu erneuern, da ihm auch keine Aussicht mehr bleibt, einen Bundesgenossen für seine Unternehmungen zu gewinnen, zu friedlichen Gesinnungen zurükkehren.

Durch diese Verbindung Frankreichs mit Oestreich hat jene Macht gegen England, das wir immer nur als einen Seestaat betrachten müssen, freilich nicht viel gewonnen. Das Verhältniß der beiderseitigen Kräfte ist beinahe noch dasselbe, und wir sind der Auflösung der großen Frage, welche der Gegenstand des Kampfes ist, ob England nemlich seinem Seedespotism entsagen und ein auf natürliche Verhältnisse und ein wechselseitige Uibereinkunft gegründetes Recht an die Stelle der Willkühr treten lassen müsse, nicht besonders näher gekommen. Frankreich hat seinen überwiegenden Einfluß auf dem Kontinente befestigt, und Großbritannien an seiner Allmacht auf dem Meere nichts verlohren. Nur wenn es Napoleon noch auf dem festen Lande durch das feste Land bekämpfen wollte, würde es seine Absicht vereitelt sehen. Bis zum Frieden von Wien fand es noch Alliirte, die für seine Sache fochten; in Zukunft wird es sie wenigstens in Oestreich, Italien und auf deutschem Boden nicht mehr finden.

Aber alle Koalitionen, die das Kabinet von St. James gegen Frankreich bildete, führten die Vergrößerung dieses Staates herbei, anstatt ihn zu schwächen. Durch die ewigen Angriffe auf den wachsenden französischen Einfluß erweiterte sich derselbe. Jeder neue Kampf gab Frankreich neue Triumphe, jeder neue Friede einen neuen Zuwachs an Macht; und so nöthigte England diesen Staat, wie schon oft richtig bemerkt wurde, von Siegen zu Siegen, von Eroberung zu

Eroberung fortzuschreiten. Ist der Friede auf dem Kontinente gesichert, dann ist dies eine Wohlthat für Frankreich wie für unsern Welttheil, in wie weit die Genüsse der Ruhe an die Stelle der Entbehrungen, der Opfer und Unfälle des Kriegs treten. Hätte aber der Kampf auf dem Kontinente fortgewährt, dann würde er auch in Zukunft noch die früheren Resultate gehabt, und Frankreichs Macht und Einfluß vergrößert haben. Die übrigen Staaten gewinnen also besonders durch den Frieden, weil sie bei der Fortsezung des Kriegs besonders zu fürchten und zu verliehren hatten. Für Frankreich ist der Friede ein erfreuliches Geschenk, weil er, im Allgemeinen, auch vor dem glüklichsten Kriege den Vorzug verdient; aber für die übrigen Völker ist er es doppelt, weil die Unfälle des Kriegs für sie doppelt drükend, und die Resultate desselben höchst wahrscheinlich unglüklich gewesen wären.

Das brittische Kabinet glaubt aber vielleicht gerade aus diesen veränderten Verhältnissen zwischen Frankreich und Oestreich neue Hoffnungen für seine Sache schöpfen zu dürfen. Hat die Vermählung des Kaisers Napoleon mit der Erzherzogin Maria Luise eine so enge Verbindung zwischen den beiden Reichen zur Folge, wie man sich schmeichelt, könnte dies dann nicht die Eifersucht Rußlands erregen? Wird diese Macht eine Freundschaft gleichgültig sehen, die ihrem Einflusse auf die Angelegenheiten von Europa nicht anders als nachtheilig seyn kann? So lange Oestreichs Gesinnungen gegen Frankreich feindselig oder zweideutig waren, mußte diesem Staate eine Allianz mit Rußland theuer seyn. Wird sie aber auch dann noch bestehen, wenn das Wiener Kabinet Absichten und Pläne mit den der Tuillerien theilt? Oestreich ist eine benachbarte Macht von Rußland, muß demnach die Vergrößerung dieses Reichs ungern sehen, und kann seinen Entwürfen gegen die Türkei Hindernisse entgegen sezen, die,

im Einverständnisse mit Frankreich erzeugt, gewiß nicht ohne Erfolg seyn würden. Was ist also natürlicher, als daß man in Petersburg auf beide Höfe nicht gut zu sprechen seyn wird?

So mag das englische Ministerium urtheilen, ein Ministerium, das sich in der Ansicht der Lage des Kontinents beinahe unaufhörlich den gröbsten Täuschungen hingab. Sprach nicht Perceval, ein angesehenes Mitglied desselben, noch in der Sizung des Unterhauses vom 9. März mit den grösten Lobsprüchen von den rühmlichen Anstrengungen Oestreichs gegen Frankreich, und äußerte sogar die Hoffnung, eine neue Koalition zu bilden, der auch, wie er sich schmeichelte, das Wiener Kabinet noch einmal beitreten dürfte? Diese Sprache führte ein englischer Minister den 9. März, da am 29. Februar die Petersburger Hofzeitung schon die Vermählung Napoleon's mit der Erzherzogin Maria Luise angekündigt hatte!

Der Kaiser Alexander verdient es wohl, daß man ihm erhabenere Gesinnungen zutraut, als die ihm die englische Politik leihen mögte. Als eine der ersten Kontinentalmächte hat Rußland mit dem Kontinente dasselbe Interesse, als Seestat dieselben Rechte zu vertheidigen gegen die Anmaßung Englands, und dieselben Beleidigungen zu rächen an der brittischen Willkühr. Ist die Flagge Rußlands nicht denselben Demüthigungen wie die französische, und sein Handel nicht denselben Bedrükungen wie der französische ausgesezt? Friede und Freundschaft würden an diesen Verhältnissen wenig ändern, weil das brittische Seerecht keine Freunde und Alliirten kennt, und auch nichts gegen die willkührliche Ausübung einer überlegenen Macht den Schwächeren sichert. Nicht leicht kann man im Ernste glauben, Alexander sey fähig, das Interesse des festen Landes, das Interesse der Englands Habsucht zinsbaren Seestaten, welches doch

auch das seinige ist, zu verrathen, und zwar von einem kleinlichen Gefühle der Eifersucht getrieben. Seinen sanften, menschenfreundlichen Gesinnungen kann es nicht anders als angenehm seyn, in der Vermählung **Napoleons** mit einer östreichischen Prinzessin eine Bürgschaft der Anhänglichkeit Oestreichs an das Kontinentalsystem, als dessen Vertheidiger er sich so entschieden angekündigt hat, und demnach eine Garantie der Ruhe des festen Landes zu finden.

Blutige Eroberungen wären der Stärke und Wohlfahrt Rußlands, in seinem gegenwärtigen Zustande, höchst nachtheilig; und die schönsten und größten Siege wird es in den Vermeidungen jedes Krieges finden, den ihm die Ehre, das Erste für den Staat wie für den Menschen, oder Selbsterhaltung nicht zur Pflicht macht. Es gehört vielleicht noch ein Jahrhundert dazu, um sein Gebiet, das ein Welttheil an Umfang ist, gehörig zu bevölkern und anzubauen. Eine weise Gesezgebung und Staatsverwaltung, welche diese unförmliche Masse von heterogenen Elementen zu einem einträchtigen Ganzen bilden, durch bürgerliche Freiheit und Ertheilung eines Eigenthums den Sklaven zum Bürger erziehen, und das Chaos der Finanzen, welches alle neuere Staaten zu verschlingen droht, ordnen, werden Rußland schneller zu einer hohen Stufe von Macht, Glük und Ruhm führen, als Heere, und wenn ihnen auch der Sieg gewiß wäre.

Und was könnte Rußland auf der andern Seite gewinnen, wenn es die edle Rolle eines Beschüzers der Kontinentalinteresse, und eines Erhalters des Kontinentalfriedens gegen die eines Verräthers der Interessen des festen Landes und eines Störers seiner Ruhe vertauschte? — Eine Voraussezung, welche die strafbarste Beleidigung gegen die anerkannte Rechtlichkeit des Karakters seines Monarchen wäre. Würde es seinen Zwek, der doch kein andrer seyn könnte,

als die enge Verbindung zwischen Frankreich und Oestreich aufzulösen, oder ihren Wirkungen zu begegnen, erreichen? Welchen Vortheil könnte es davon erwarten, wenn es diesen friedlichen Bund gegen sich in einen feindlichen verwandelte? Dürfte es hoffen, gegen das vereinigte Frankreich und Oestreich zu erhalten, was es mit Oestreich und Preußen vereinigt, da sie beide noch bedeutendere Mächte waren, gegen das isolirte Frankreich nicht erhalten konnte? Was verspräche ihm einen glüklicheren Erfolg, als es bei Austerliz und Friedland hatte, da es nun mit noch geringeren Kräften gegen einen stärkeren Feind auftreten würde?

Alle diese Bemerkungen, die unter den gegenwärtigen Umständen höchst überflüssig seyn mögen, haben einzig den Zwek, die unglüksschwangere Ahnungen einiger sogenannten Politiker zu würdigen, die ihre, wahrscheinlich nicht ganz offenherzige, Freude über die Verbindung zwischen Frankreich und Oestreich mit einem geheimnisvollen bedenklichen Blike auf die Stimmung Rußlands begleiten. Diese Macht würde ihr Interesse nicht weniger als ihre Ehre aufs Spiel sezen, wenn sie das System, zu welchem sie sich seit dem Frieden von Tilsit bekennt, zu verleugnen fähig wäre; aber gerade dies beweiset, daß sie es weder kann noch will.

Die angeführten Bemerkungen werden bei der Ueberzeugung noch überflüssiger, daß die Vermählung Napoleons an seinen politischen Ansichten und Zweken nichts ändert. Die ganze große Laufbahn dieses außerordentlichen Mannes sollte doch endlich den Glauben fest gegründet haben, daß keine Episode in die Epopee seines öffentlichen Lebens störend eingreift, und daß sein politisches Gebäude einem organischen Ganzen gleicht, in dem die einzelnen Theile nur wegen diesem Ganzen sind, und sich zur Bildung desselben verbinden. Napoleon, der stets einen gro-

ßen Zwek verfolgt, dem die kleineren Zweke sich gefällig als dienende Mittel unterordnen, dürfte schwerlich, dem Ziele seiner großen Laufbahn nahe, andres Sinnes werden.

Die gegenwärtige Lage des festen Landes von Europa, und die Verhältnisse der verschiedenen Mächte gegen einander versprechen diesem Welttheil demnach einen dauerhaften Frieden; in wie weit nemlich, bei dem raschen Wechsel der Umstände, der Neigungen und Interessen der Sterblichen, auf unsrer Erde etwas dauerhaft seyn kann. Bei dieser erfreulichen Aussicht ist zwar auch auf das dauernde Leben der Menschen gerechnet, welche gegenwärtig an der Spize der Völker stehen und ihr Schiksal leiten. Und selbst dann noch bleibt für diese Voraussagung, wie bei jedem Blike des kurzsichtigen Menschen in die dunkle Zukunft, und bei der Bestimmung künftiger Ereignisse, die Ratifikation des ewigen Verhängnisses vorbehalten, das, unbekümmert um unsre Entwürfe, die überlegtesten Anschläge des Klugen beinahe eben so oft vereitelt, als es die abentheuerlichen Hoffnungen des Thoren verwirklicht. Es ist vielleicht nicht so schwer das Los der Menschheit, als das eines Volkes vorauszusagen, weil, wenn die Natur sich auch in ihren großen Resultaten gleich bleibt, sie doch durch unendlich verschiedene Mittel zu denselben gelangt.

Wenn ein wohlthätiger, freundlicher Friede auf dem ganzen Kontinente herrscht, und e i n Zwek, e i n Entschluß die Mächte desselben verbindet, lieber jedem Verkehre mit England zu entsagen, als sich seinen willkührlichen Anmaßungen zu unterwerfen, wird auch dann dieser Staat noch dem allgemeinen Wunsche nach Ruhe widerstehen, und einen Krieg verewigen, der für ihn und das feste Land gleich drükend ist, in welchem beide verliehren, und es weder Sieger noch Besiegte giebt? Ist der Krieg Englands gegen Frankreich, dem nach und nach beinahe alle Staaten beige-

treten sind, die Sache einer Faktion, nur das Werk der Regierung und nicht Resultat des Nationalwillens, oder diesem gemäs, dann muß er sich mit dem Sturze der herrschenden Parthei endigen. Das gegenwärtige Ministerium, welches aus Menschen ohne hervorragende Talente und Ansehen besteht, wird Mühe haben, sich zu behaupten. Schon mehr als einmal haben seine Gegner in der Gesezgebung, bei wichtigen Verhandlungen, über es gesiegt; und die Stimmenmehrheit der Opposition im Parlamente ist der gewöhnliche Vorbote des nahen Falles der Verwaltung. Hat dieser Krieg aber seinen Grund in dem Interesse der Britten; ist er mehr das Resultat der Lage Englands als der persönlichen Gesinnungen einiger Menschen, die ein Zufall, oder die Wahl des Königs an die Spize der Geschäften gestellt hat, dann wird er auch bei dem Wechsel der Minister fortwähren, und vielleicht durch einen vorübergehenden Waffenstillstand unterbrochen, aber so lange wieder erneuert werden, als die Gründe bestehen, welche ihn hervorriefen.

Unter allen Ministern wünschte vielleicht der einzige humane Fox den Frieden aufrichtig. Keiner mag auch mehr geeignet gewesen seyn, ihn mit Frankreich abzuschließen, weil eine hohe wechselseitige Achtung zwischen ihm und dem Haupte der französischen Regierung bestand. Uiber den Erfolg der Absicht dieses Ministers läßt sich übrigens nichts mit Bestimmtheit sagen, weil ein zu früher Tod ihn bei dem ersten Schritte in die neue, schöne Laufbahn ereilte. Ist der Krieg gegen Frankreich aber wirklich national, dann würde er auch über die menschenfreundlichen Gesinnungen des edeln Fox gesiegt haben. In dieser Voraussezung könnte selbst der Tod des gegenwärtigen Königs die Hoffnungen der Freunde des Friedens nicht erfüllen, und die Politik Englands würde leichter die persönlichen Gesinnungen des neuen Regenten ändern, als daß diese der britti-

schen Politik eine andre Richtung gäben. Höchst wahrscheinlich fände man den Prinzen von Wallis so wenig mehr auf dem englischen Throne, als man die bedeutendsten Glieder der Opposition des Unterhauses in dem Hause der Lords, oder in dem Ministerium wieder findet. Es giebt wenige Menschen, die mit ihren Stellen nicht auch ihren Glauben wechseln, und mit der Aussicht nicht auch zugleich ihre Ansicht ändern; und diese wenige werden immer seltner.

Ist aber dieser abscheuliche und inhumane Krieg der Britten gegen Frankreich national; hat er seinen Grund in der Lage Großbritanniens, so daß er für diesen Staat, wenn er sich in seinem gegenwärtigen Zustande erhalten will, ein Bedürfniß wäre? Ich wage es nicht zu entscheiden, aber bei einer Erörterung dieses Gegenstandes darf man wenigstens folgende Betrachtungen nicht übersehen.

England ist der erste See- und Handelsstaat der Welt; und es kann das eine nicht ohne das andre seyn. Soll sein Handel die Märkte mit den Erzeugnissen der beiden Indien und der Industrie seines Landes versehen, dann muß die Uiberlegenheit seiner Marine diesen Alleinhandel schüzen. Sein Monopol mag wohl ohne die wirkliche Ausübung des Seedespotisms, aber gewiß nicht ohne das Vermögen, ihn ausüben zu können, bestehen. Der Alleinhandel sezt die Alleinherrschaft auf den Meeren voraus; und diese kann auch nur durch jenen behauptet werden, weil nur er die Mittel dazu giebt. Der blühende Zustand des Handels und Gewerbfleises, der das Land bereichert, sezt den Bürger in Stand, die großen Abgaben zu entrichten, welche die unendlichen Bedürfnisse der Regierung und eine ungeheure Nationalschuld nothwendig machen. Könnte die Regierung die Zinsen der Schuld nicht mehr bezahlen, dann würde sie nicht nur sich am Abgrund des Verderbens sehen, sondern auch zahllose Familien, deren Vermögen sie durch

gemachte Darlehen in Händen hat, unfehlbar in denselben stürzen. Nicht also aus Ehrgeiz allein und aus einem Gefühle von Stolz, sich auf der Stufe von Macht und Ansehen zu behaupten, auf welcher England gegenwärtig steht, wird es den Krieg fortsezen oder erneuern, so oft es in Gefahr kommen könnte, die Alleinherrschaft auf dem Meere zu verliehren, sondern auch wegen seiner eigenen Erhaltung; weil nur der gegenwärtige Umfang seines Handels es ihm möglich macht, die zahllosen Bedürfnisse des Staates zu befriedigen.

Man hat freilich berechnet, daß England an dem auswärtigen Handel nur einen kleinen Theil der Mittel gewinnt, die es in Stand sezen, seine jährliche Ausgaben zu bestreiten, und daraus gefolgert, es könne demselben größtentheils entsagen, ohne sich einem bedeutenden Verluste auszusezen. Aber Männern, die auch nur die ersten Elemente der Staatswirthschaft besizen, braucht man nicht erst zu sagen, wie einseitig die Berechnung ist, wenn man den Uiberschuß, um den die Ausfuhr die Einfuhr übersteigt, als den wahren und einzigen Vortheil des auswärtigen Handels angiebt. Uibrigens hat der äussere Handel mit dem inneren eine so genaue Verwandschaft, daß dieser mit jenem gewöhnlich fällt und steigt, und beide stehen mit der Industrie, dem Anbaue des Landes und dem Werthe der Grundstüke in der engsten Verbindung. Die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung und Gesezgebung lassen sich nicht absondern, wie die Wissenschaften derselben in unsern Kompendien, und die bürgerliche Gesellschaft ist ein organisches Ganze, in welchem der Zustand des einen Theils auf das Gedeihen des andern vortheilhaft oder nachtheilig wirkt. Die schaffende Natur giebt vereinigt, was der Mensch in der Untersuchung trennt.

Wenn dem so ist, könnte man sagen, dann muß England in einem ewigen Kriegszustande gegen den Kontinent

bleiben, weil die Gefahr, seine Alleinherrschaft zu verliehren, nie für es aufhören wird, so lange es sie besizt. Ich glaube, auch Canning wurde diese Einwendung in dem Parlamente gemacht, indem ihn ein Mitglied des Unterhauses fragte: ob er einen ewigen Krieg gegen Frankreich zu führen gedenke? Der Minister antwortete lakonisch: nur einen lebenslänglichen; und dieser Ausdruk sprach wirklich die grösten Besorgnisse und Gefahren Englands aus.

Kaum ein halbes Jahrzehend befand Napoleon sich an der Spize der Regierung von Frankreich, als er durch die Uiberlegenheit seines Genies und die großen Mittel, die ihm sein Volk darbietet, der Schiedsrichter von Europa geworden war. Nicht nur seine eigne Nation hatte er, wie durch ein Wunder, umgeschaffen, an die Stelle der unsicheren Republik voll Haß gegen das Königthum ein allmächtiges Kaiserreich gesezt, die alte Ordnung der Dinge mit den Verbesserungen, wie sie die neue Zeit zu fordern schien, zurükgeführt, sondern einem großen Theil der Staaten Europas eine andre Gestalt gegeben, das ganze politische System dieses Welttheils geändert und eine neue Epoche in der Weltgeschichte gebildet. Sein Wille ist That, und die Größe seines Muthes dem Umfange seiner Kräfte gleich. Was würde dieser mächtige Mensch auf der See vermögen, nachdem er solches auf dem festen Lande vollendet? Zehn Friedensjahre, von seinem Genie benuzt, das solche unermeßliche Mittel unterstüzen, möchten leicht die Gestalt der Meere so unkenntlich machen, als es die des festen Landes in der Hälfte dieser Zeit geworden war. Kann er gegen England nicht die ganze Stärke des grösten Theils vom Kontinente aufbieten, nicht über die Küsten und Häfen von den Mündungen von Cattaro bis nach der Ostsee verfügen? In zehn Jahre sind Schiffe gebaut, so viel deren England hat, Seeleute gebildet, mehr als England zählt, und der Kampf

dürfte sich für diesen Staat wenigstens nicht ohne gegründete Besorgnisse für den Erfolg erneuern. Die furchtbare, kolossale Größe Frankreichs liegt in diesem einzigen Manne. Vertraut dieselben Mittel andern Händen, und es sind dieselben Mittel nicht mehr. Die Aeusserung Cannings, daß er einen lebenslänglichen Krieg zu führen gedenke, ist also nicht ohne Sinn und Bedeutung. Mit Napoleon wäre wohl die gröste Gefahr vorüber; und was er nicht that, möchte einer seiner Nachfolger so leicht nicht unternehmen.

Führt England diesen Krieg für seinen Alleinhandel und seine Herrschaft zur See, dann führt es ihn wirklich gegen den Wohlstand, die Industrie und das Interesse aller übrigen Völker, die es sich zinsbar erhalten will. Frankreich ist nur der Stellvertreter und Sachwalter der andern Staaten des Kontinents; und auf ihm lastet besonders der Haß und die Feindschaft Englands, weil es durch die Lage und Fruchtbarkeit seines Bodens, die Anzahl und den Geist seiner Bewohner und seinen überwiegenden Einfluß in Europa dem brittischen Alleinhandel und Seedespotism am gefährlichsten werden kann. Nicht nur händelnde Staaten, Stände und Städte, sondern die ganze zahlreiche Bevölkerung der Konsumenten der Produkte, welche die beiden Indien liefern, leben in der strengsten Abhängigkeit von ihm. Diese schimpfliche Sklaverei, die mit Recht jedes Gemüth erbittert, in dem merkantilische Gewinnsucht nicht alles natürliche Gefühl von Recht und Billigkeit erstikte, macht der Ubermuth der Britten noch drükender, als es ihr Vortheil fodert. Mit den europäischen Höfen, die sich als Bundesgenossen an England schloßen, hat es sich um Summen abgefunden; und erreichte sie die Rache des Siegers, dann kehrte es den Besiegten kalt den Rüken. Ihre Dienste hat es mit Geld bezahlt; und da sie keine mehr leisten können, so hört jede Verbindung zwischen ihnen auf.

Wenn aber auch England von dem Genie und den großen Mitteln Napoleons alles zu fürchten hätte, ist darum ein ewiger, oder wie ein Britte sich ausdrükte, ein lebenslänglicher Krieg zur Erhaltung seiner Macht, wie sie gegenwärtig ist, nothwendig? Beinahe jeder Friede ist eine gesezmäsige Anerkennung des Zustandes der Staaten, in welchem sie sich in dem Augenblik befinden, wo sie ihn abschließen; die Bedingungen desselben sind gewöhnlich Resultate der vorausgegangenen kriegerischen Ereignisse. Der Schwache empfängt das Gesez des Stärkeren. Zwei große und mächtige Nationen, von denen keine Siegerin oder besiegte ist, können also nur einen ehrenvollen Frieden schließen. Frankreich würde ihn England ohne Zweifel zugestehen, weil es die Ruhe von Europa aufrichtig will, so gewiß es ihm Ernst ist, einen Handel zu wollen. Die Fortsezung des Kriegs ist demnach nur der Wunsch und das Werk des brittischen Kabinets. Was würde es aber bei einem Frieden aufopfern, dem es so sorgfältig auszuweichen sucht? Vielleicht seine Flotten und Matrosen, die ihm die Herrschaft zur See sichern? Gewiß nicht. Seine Kolonien vielleicht, die es vor dem Kriege besaß, oder im Laufe desselben eroberte, die seinen Handel beschäftigen und seine Schäze vermehren? Hier ist keine siegende Macht, die der besiegten das Joch eines harten Gesezes auflegt. Keine würde geben, ohne zu empfangen; kein Opfer würde ohne Vergütung, keine Abtretung ohne irgend eine Entschädigung bleiben. Da die Lage der beiden kriegführenden Staaten beiläufig dieselbe ist, so würde auch der Vertrag für beide beiläufig gleich seyn. England hat bei einem Frieden für seine Macht nichts zu fürchten, weil man in einem Jahre keine Flotten bauet, keine Matrosen bildet, und überhaupt keine Marine schafft. Kann Frankreich ihm gefährlich werden, dann ist dies doch erst nach einiger Zeit, nach großen Anstrengungen und Vorkehrungen

möglich, die der Aufmerksamkeit Englands nicht entgehen könnten. Sähe es im Laufe der Zeit Gefahr für sich, dann bliebe ihm ja immer noch dasselbe Mittel zur Behauptung seiner Macht, das es gegenwärtig anwendet, um sie zu sichern; und es dürfte einen Krieg erneuern, für den es dann wenigstens einen Grund hätte. Niemand würde es ihm verdenken, wenn es die wachsende Seemacht Frankreichs mit eifersüchtigen Augen bewachte, da es izt einen barbarischen Krieg fortsezt, um einer Gefahr zu begegnen, die noch nicht vorhanden ist, und der es eben so gut begegnen kann, sobald sie für es wirklich wird. Cannings scheinbarer Grund rechtfertigt also auch den lebenslänglichen Krieg nicht.

Warum weiset dann endlich Großbritannien jeden friedlichen Antrag ab, und vermeidet jede Gelegenheit, die eine Annäherung zwischen ihm und Frankreich herbeiführen könnte? Weil es den Willen und die Macht hat, ungerecht zu seyn; und selten fehlt dem Menschen der Wille dazu, wenn er es ungestraft seyn kann. So lange ihm der Krieg noch einige Hoffnung irgend eines Vortheils darbietet; so lange die Ungerechtigkeit ihm nüzlicher ist als die Gerechtigkeit, und es sie ohne Gefahr begehen kann, scheint es bei seinem feindseligen Systeme beharren zu wollen. Frankreich hat beinahe den ganzen Kontinent unter dem Grundsaze seines Kontinentalsystems vereinigt, und England durfte, unter diesem Vorwande, beinahe den ganzen Kontinent, wo seine Seemacht die Seemacht und den Handel der Staaten des festen Landes erreichte, berauben und ausplündern, und so seine Alleinherrschaft zur See und seinen ausschlieslichen Seehandel auf eine lange Zeit befestigen. So lange noch eine Kolonie zu erobern, eine Marine zu zerstören ist, kann es seiner arglistigen Politik nicht an Gründen zur Fortsezung des Krieges fehlen, wenn es anders die öffentliche Meinung noch eines Grundes zu seiner Rechtfertigung würdigt. So

fiel, während dem es Europa's mit Tyraden über die Vertheidigung seiner Unabhängigkeit gegen die französische Uibermacht spottete, die unglücklichen Spanier durch einen zwecklosen Krieg tiefer in den Abgrund des Verderbens zog, auch Guadeloupe mit St. Martin, vermöge einer am 6. Februar ratifizirten Kapitulation, in seine Hände.

England führt den Krieg, indem es sich die fremden Besizungen der Kontinentalstaaten unterwirft, und den ganzen Kolonialhandel zueignet. Frankreich führt ihn, indem es nach und nach dem englischen Handel den ganzen Kontinent verschließet, sein Gebiet durch neue Akquisitionen von Küstenländern, die ihm gegen Großbritannien eine stets furchtbarer werdende Haltung geben, erweitert, und ihm endlich mit der Gefahr einer Landung droht. Es ist also ein ehrenvoller Friede zwischen beiden Reichen möglich, weil beide durch ihn gewinnen können, und die eine Macht für das, was die andre aufopfern muß, Kompensationen zu geben im Stande ist: Frankreich auf dem festen Lande, England auf dem Meere. Jene Macht erhielte Kolonien und einen Seehandel, diese ihren Antheil an dem Handel des festen Landes, Einfluß auf die politischen Verhältnisse desselben und Sicherheit für sich. Eine Landung, an deren Möglichkeit kaum mehr geglaubt wird, weil zu lange müssig von ihr gesprochen wurde, ist darum keine abentheuerliche Idee; und Napoleon könnte dann doch endlich den Glauben an Wunder, zu dem er den Unglauben so oft mit Erfolg bekehrte, auch in diesem Punkte wieder erneuern. Ein Vertrag mit England würde ohne Zweifel auch noch andre, sehr wesentliche Stipulationen enthalten, und entferntere Interessen berühren; aber es liegt nicht in dem Zweke dieser Abhandlung, ihrer zu erwähnen.

Der Friede ist also doch möglich; er wäre sogar wahrscheinlich, wenn Gründe der Menschlichkeit und des Rechts,

nothwendig bei den Berechnungen der Kabinette in Anschlag kämen. Wir schränken uns auf die Würdigung der Interessen ein, dem unfehlbaren Grundsaze der Politik, der Achse aller ihrer Bewegungen. Die freundschaftlichen Verhältnisse, welche zwischen Frankreich und Oestreich bestehen, müssen für England neue Beweggründe seyn, einen Frieden abzuschließen, weil es nun alle Hoffnung verlohren hat, die Ruhe des festen Landes durch diese Macht zu stören; weil das Kontinentalsystem befestigt ist, die Türkei, von drei verbundenen Reichen umschlungen, demselben nothwendig beitreten muß, der englische Handel sich das ganze Gebiet der östreichischen Monarchie verschlossen sieht, und die nahe gänzliche Unterwerfung von Spanien und Portugal keinen Zweifel leidet. Indessen gebietet die Noth, die einzige Lehrerin, die stets folgsame Schüler findet, diesen Frieden nicht. Eben aus dem Grunde, daß es keinen Sieger und keinen Besiegten giebt, kann dieser Krieg auch fortwähren, bis die Mittel ihn zu führen erschöpft sind, oder die Gewalt den Schwächeren nöthigt, sich dem Geseze des Stärkeren zu unterwerfen. Es möchte wohl schwer seyn, den Zeitpunkt, in welchem einer von diesen beiden Fällen eintreffen muß, zu bestimmen; eben so schwer wäre es dann auch, die Epoche eines allgemeinen Friedens anzugeben, wenn England ungerecht genug ist, einen zwecklosen Krieg fortzusezen, bis der überwundene Theil dem siegenden zu Füßen liegt. Doch dürften diesen Staat seine inneren Verhältnisse, die bedenklich werden können, wenn ein hervorragender Mensch nicht die Zügel der Regierung mit eben so kluger als fester Hand führt, friedlicher stimmen, als er vielleicht seit dem Ausbruche der französischen Revolution war.

IV.

Versuch
einer
Geschichte des östreichischen Kriegs von 1809.

Dritter Abschnitt.

Einleitung — Masregeln zur Rettung Wiens — Rüstung der östreichisch-italienischen Armee — Rüstung der Oestreicher aus dem Herzogthum Warschau — Napoleons Proklamation an die Ungarn — Tagbefehl die Aufhebung der Landwehr betreffend — Schlacht von Aspern — Todt des Herzogs von Montebello — Schlacht von Raab.

Die Geschichte zeigt uns, wie ähnliche Umstände ähnliche Ereignisse herbeiführen, und ähnliche Verhältnisse den Menschen zu ähnlichen Handlungen bestimmen. Wir sehen dieselben Thorheiten, Tugenden und Verbrechen, in derselben Lage der Dinge, wiederkommen; und für Völker giebt es noch weniger als für Individuen eine belehrende Erfahrung. Hat die Geschichte bei der Entscheidung der Frage, ob das menschliche

Geschlecht fortschreite zum Besseren, und sich stets jenem Zustande von Vollkommenheit nähere, indem es endlich den Zwek seines Daseyns erreicht, eine Stimme, dann finden wir in ihrem Ausspruche wenig Tröstliches für diese Meinung. Wir sehen allenthalben den ewigen, einförmigen Kreislauf von Wahrheiten und Irthümer, von Tugenden und Verbrechen, im Leben des Einzelnen wie in dem von Staaten sich wiederholen. Das hinsterbende Alter löset die frische Jugend ab, um veraltet wieder abgelöst zu werden; und Menschen und Völker vertauschen alte Vorurtheile und Sünden so gut gegen neue Wahrheiten und Tugenden, als diese gegen jene. Was ist, war, und wird wiederkommen, nur in verschiedener Gestalt, wie es Zeit und Ort erfodern; denn der Mensch verändert weniger sich selbst als seinen Wirkungskreis, und mehr seine Handlungen als die Motive derselben. Staaten fallen und erheben sich, und die wenigen Sterblichen, die durch ihre Tugenden die Macht derselben vergrößern, oder durch verderbliche Leidenschaften ihren Sturz beschleunigen, dienen mehr als Werkzeuge herrschender Verhältnisse, als daß sie dieselben selbst herrschend bestimmen. Obgleich jedes Blatt in dem Buche der Geschichte diese Wahrheiten bestätigt, so finden wir sie doch in der Geschichte unserer Tage, die eine größre Masse von Ereignissen in eine kürzere Zeit zusammendrängt, auf eine auffallendere Art bewährt.

Ein unwiderstehliches Verhängniß schien die Staaten von Europa zur Beschleunigung einer Katastrophe zu treiben, der sie alle zu entgehen suchten; und wie die Furcht den Schwindelnden auf einer Höhe nach dem Abgrunde zieht, in den er mit Entsezen blikt, so riefen die Kabinette, durch ihre Maßregeln, eine Ordnung der Dinge herbei, die sie gerade durch dieselben entfernen wollten. Den besten Kommentar zu der Geschichte unserer Zeit, die so wenig ver-

standen wurde, lieferte schon Montesquieu *) lange vor ihr. Ein Mann mit seinem Geiste und seinen Kenntnissen, an der Spize eines mächtigen Volkes, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, hatte wahrscheinlich den Angelegenheiten der Welt auf eine lange Zeit eine andre Wendung gegeben, von einem großen Theile Europas die Stürme und Gewitter entfernt, die nicht wie die Gewitter des Himmels verjüngten und befruchteten, sondern lähmten und zerstörten, und wenigstens auf mehrere Jahre den Frieden und noch etwas größeres und edleres, um was er nemlich erkauft werden muste, erhalten. Die Lage, in der sich unser Welttheil gegenwärtig befindet, ist eine Folge der Kriege gegen Frankreich, die eben so unklug unternommen, als schlecht geführt wurden. Die mannigfaltigen und blutigen Kämpfe gegen diese Macht zeigen uns immer denselben Zwek, dieselben Mittel, und dieselben Resultate; und wenn ein Krieg unglüklich geendigt war, dann entzündete sich ein andrer, obgleich unter den alten Verhältnissen, doch mit neuen Hoffnungen eines glüklichen Erfolgs.

So war endlich Oestreich, nach wiederholten unglüklichen Versuchen, noch einmal auf dem Kampfplaze erschienen. Es wollte dem reisenden Strome der französischen Macht, der sich unwiderstehlich über den schönsten Theil von Europa ergossen hatte, Schranken sezen. Seine Anstrengungen waren unermeßlich, und doch mit dem Zweke, den es erreichen wollte, in keinem Verhältnisse. Es kannte die Kräfte seines

*) In seinem Werke Considérations sur les causes de la grandeur des romains et de leur décadence: ein wahres Handbuch für einen Staatsmann. Wären die Kabinette von den Grundsäzen desselben durchdrungen gewesen, dann hätten sie sich gewiß viele Verirrungen und eine zu späte Reue erspart.

Gegners nicht genug, und zog dennoch aus dem Vergleiche derselben mit dem seinigen ein falsches Resultat. Es hatte demselben Feldherrn, dessen Name ihm und seinen Heeren so furchtbar geworden war, weder eine bessere Armee noch fähigere Anführer entgegen zu stellen. Napoleon, auf der andern Seite, hatte zu dem Ruhme, der Erfahrung und dem Genie des ersten Feldherrn seiner Zeit noch die Allgewalt des mächtigsten Regenten gefügt. Hier war ein Wille, dem die That entsprach; eine Seele, die den ganzen Körper belebte. In den Masregeln herrschte Einheit, in der Ausführung Schnelligkeit. Die Talente des Feldherrn unterstüzte die ganze Gewalt des Monarchen. Wären auch die Kräfte Oestreichs denen seines Feindes überlegen gewesen, dann hätte doch dieser einzige Umstand den Kampf zum Vortheil des lezteren entscheiden müssen; denn der Geist herrscht, Kühnheit und Verstand, und die träge Masse wird nur von seinem belebenden Einflusse geleitet. So urtheilten auch, beim Ausbruche des Krieges schon, Menschen mit Sachkenntniß und ohne Leidenschaft, und der Erfolg rechtfertigte ihre Ansicht nur zu sehr.

Einen Monat nach Eröffnung des Feldzugs sahen wir Napoleon im Besize der Hauptstadt Oestreichs und eines grosen Theils seines schönen Landes. Die Bestürzung war nun eben so groß, als zuvor die Hoffnung gewesen; und einer zu stolzen Zuversicht folgte, wie es in der Natur des menschlichen Gemüthes gegründet ist, eine zu tiefe Niedergeschlagenheit. Wer zu viel erwartet, fürchtet zu viel, wenn er sich in seinen Erwartungen getäuscht sieht; und nur die gleichmüthige Stimmung der Seele, welche die grösten Gefahren und Unfälle in ihre Berechnung aufnimmt, findet auch Mittel, ihnen zu begegnen, oder sie doch muthig zu tragen.

Der Erzherzog Karl, welcher den 3. Mai in Budweis, 25 Stunden parallel von Linz, angelangt war, befand sich,

als die französische Armee vor Wien eintraf, zu Mold, zwischen Horn und Weißau, auf der Straße nach der Hauptstadt, und 16 Stunden davon entfernt. Er hatte zur Rettung derselben keinen Versuch gemacht. Mit dem Korps des Generals Hiller, der den 3. schon jenseits Linz stund, war es unmöglich, sich früher als in der Gegend von Wien zu vereinigen. Auch würde es schwer gewesen seyn, eher als die Franzosen dort einzutreffen, sogar wenn sich der Erzherzog Karl in Böhmen nicht verweilt hätte. Noch unwahrscheinlicher war es, daß eine geschlagene Armee die Erhaltung der Hauptstadt unter ihren Mauern erfechten konnte. Armeen von der Größe unsrer Tage würden überdies einen gefährlichen Rükzug in offene Vorstädte, und einen noch gefährlicheren Stand haben, wenn der Feind sie durch seine Bewegungen nöthigte, sich in die Stadt zu werfen, ohne einen Ausgang offen zu erhalten: welches bei Wien leicht hätte der Fall seyn können. Eine Vertheidigung dieser Stadt durch ein bedeutendes Heer würde, wenn dieses geschlagen worden wäre, die Plünderung und Zerstörung aller Vorstädte zur wahrscheinlichen Folge gehabt haben. Die schwachen Linien der leztern bieten keinen dauernden Schuz dar, und die Lage der eigentlichen Festung ist so beschaffen, daß der belagernde Feind die Verbindung mit dem linken Ufer der Donau sehr erschweren kann, wenn auch zu ihrer Vertheidigung eine Armee daselbst steht.

Allein man dürfte doch fragen, ob es nicht möglich gewesen wäre, auf eine andere Art zur Rettung Wiens etwas zu unternehmen? Ein kühner Feldherr wäre vielleicht, da die französische Armee unaufhaltbar gegen diese Stadt vordrang, auf das rechte Donauufer gegangen, hätte gesucht, sich in Regensburg oder Linz einen befestigten Uibergangspunkt zu verschaffen; und indem er sich mit seiner ganzen Macht auf die Korps des Herzogs von Auerstadt, des

Fürsten von Ponte-Corvo oder des Generals Vandamme geworfen hätte, würde er dieselbe, wegen ihren entfernten Stellungen, getrennt und einzeln geschlagen haben. Hätte dann der Erzherzog Johann, von Italien aus, die Baiern in Tyrol beschäftigt, dann muste, wenn das Glük den Muth der Oestreicher nur ein wenig unterstüzte, der französische Kaiser seinen in Baiern getrennten Korps zu Hülfe eilen. Vermied der östreichische Obergeneral eine Schlacht, dann konnte er dieselbe Szene erneuern, wenn ihm Napoleon nicht eine beträchtliche Macht nach Böhmen folgen ließ. Wien, das freilich in dem Umfange seiner Festungswerke vertheidigt werden mußte, wäre dann wenigstens auf einen Monat gerettet gewesen. Das Korps des Generals Hiller, verbunden mit dem des Erzherzogs Ferdinand und der Ungarschen Insurrektion, würden eine dritte Armee gebildet haben, welche für Wien dasselbe thun konnte, was Karls Hauptarmee zu thun vermogte. Die Oestreicher hätten durch die Vertheilung ihrer Macht, wenn sie auf allen Punkten thätig wirkte, die französische genöthigt, sich ebenfalls zu theilen. Die Spanier haben es allein der Vertheilung ihrer Streitkräfte zu verdanken, daß sie nicht gleich beim Anfange des Kriegs überwältigt wurden.

Eine Vertheidigung Wiens wäre freilich für diese Hauptstadt verderblich gewesen. Aber dieser Umstand konnte in einem Kriege, der das Schiksal der Monarchie entscheiden sollte, keine Rüksicht verdienen. Überdies hätte das Belagerungsgeschüz aus den baierschen Zeughäusern herbeigeführt werden müssen, welches bei der Berechnung eintretender Ereignisse nicht übersehen werden durfte. Unverkennbar ist der Eindruk, den das abermalige Vordringen des Erzherzogs Karl nach Baiern, verbunden mit der Vertheidigung von Wien, zum Vortheil Oestreichs, auf die Gemüther gemacht haben würde. So wichtig aber für die Oestreicher die Er-

haltung von Wien war, so wichtig war es auf der andern Seite für die Franzosen, sich dieser Hauptstadt, so schnell es nur seyn konnte, zu versichern. Diese erreichten ihre Absicht, weil sie in ihren Entschlüssen kühner, und in der Ausführung derselben rascher waren. Der Kaiser nahm keinen Plan an, der seinen Einzug in Wien um einen Tag verspäten konnte, weil er wohl voraussah, daß man in dem Zustande von Gährung, den man zu erregen gesucht hatte, darauf bedacht seyn würde, diese Stadt, welche eine gute Ringmauer mit Bastionen hat, zu vertheidigen. Auf der andern Seite zog die französische Armee in Italien seine Aufmerksamkeit auf sich, und der Gedanke, daß die Oestreicher seine schönen Provinzen von Friaul und der Piave besezt hielten, ließ ihm, wie sich der französische offizielle Bericht ausdrükt, keine Ruhe. Der Marschall Herzog von Auerstädt behielt während der Zeit, welche der Prinz Karl brauchte, um sich nach Böhmen zu ziehen, seine Stellung vor Regensburg; und unmittelbar darauf nahm er seinen Weg über Passau und Linz nach dem linken Donauufer, und gewann vier Tagmärsche vor diesem Prinzen. Das Korps des Fürsten von Ponte-Corvo bewegte sich in demselben System. Anfangs nahm es seine Richtung gegen Eger, und dadurch wurde der Prinz Karl genöthigt, das Korps des Generals Bellegarde dahin abzuschiken; aber durch einen Gegenmarsch kehrte er sich auf einmal gegen Linz, wo er vor dem General Bellegarde eintraf, der, als er diesen Gegenmarsch erfuhr, auch den Weg nach der Donau nahm.

Diese gut berechneten Bewegungen, die täglich nach den eintretenden Umständen gemacht wurden, haben Italien befreit, die Vormauern des Inn, der Salza und der Traun, und alle östreichische Magazine den Franzosen überliefert, Wien unterworfen, die Milizen und Landwehr desorganisirt, und die Niederlage der Korps des Erzherzogs Ludwig und

des Generals Hiller vollendet. Da der Prinz Karl den Marsch des Kaisers sah, muste er darauf denken, Linz zu gewinnen, über die Brüke zu gehen, und sich mit den Korps des Erzherzogs Ludwig und des Generals Hiller zu vereinigen; aber die französische Armee hatte sich daselbst schon mehrere Tage zusammengezogen, ehe er dort eintreffen konnte. Er hätte hoffen können, diese Vereinigung zu Krems zu bewerkstelligen; vergebens! Er hatte sich wieder um vier Tage verspätet, und der General Hiller ward genöthigt, die schöne Brüke zu Krems zu verbrennen, nachdem er über die Donau zurükgekehrt war. Endlich hoffte er sich vor Wien zu vereinigen; aber er war noch um einige Tagemärsche zurük. So muste denn, was geschah, erfolgen; und es war weder das Werk eines unglüklichen Verhängnisses, noch des glänzenden Glüks des französischen Feldherrn, mit dem seine Feinde so gern ihre Fehler zu beschönigen suchen. Der Erzherzog Karl, gewiß nicht ohne militärische Talente, hatte einen großen Namen; für einen Heerführer keine geringe Macht. Aber durch die Uiberlegenheit seines Gegners an moralischen und phisischen Mitteln war der Kampf, auch bei der ungeheuren Streitmasse der Oestreicher, schon bei Eröffnung des Feldzugs ungleich geworden.

Die Vorfälle bei der Armee in Deutschland, von welcher doch endlich die Entscheidung des Kriegs abhing, musten auch auf die Operationen der übrigen Heere wirken. Wir haben schon davon gesprochen, ob der Rükzug der östreichischen Armee aus Italien Vortheile hatte oder nothwendig war. Ohne uns weiter in die Untersuchung der Absichten und Beweggründe der Anführer derselben einzulassen, verfolgen wir den Faden der Geschichte.

Die östreichisch-italienische Armee trat den 3. Mai ihren Rükzug an. Den 5. gieng sie über die Brenta, den 7. über die Piave in gewöhnlichen Tagmärschen zurük. Vor

Conegliano stellte sie sich am 8. gegen das nachrükende französische Heer in Schlachtordnung, indem sie ihren rechten Flügel an die Gebirge und den linken an den Weg von Conegliano lehnte. Der Vizekönig bemerkte sogleich den Fehler dieser Disposition. Er bildete einen Vortrab von 5000 Voltigeurs, ließ ihn durch seine 10,000 Mann starke Kavallerie unterstüzen, gieng über die Piave und überflügelte den Feind zwischen dem Weg von Conegliano und dem Meere. Der Vortrab wurde durch die Korps der Generäle Grenier und Macdonald unterstüzt, und die östreichische Armee in die vollständigste Unordnung gebracht. Sechszehn Kanonen mit ihren Pferden, 30 Pulverwägen und 4000 Gefangene waren die Trophäen dieses für das französische Heer ehrenvollen Tags. Das Hauptquartier des Vizekönigs kam den 9. nach Conegliano. Am 11. gieng er über den Tagliamento, 10 Stunden von Conegliano.

Den 11. gegen drei Uhr Nachmittags sties die französische Armee zu St. Daniel auf die Oestreicher. Der General Giulay hielt die Anhöhen mit mehreren Regimentern Infanterie, einigen Eskadronen Kavallerie und 5 Kanonen besezt. Der Erzherzog Johann befand sich in Person daselbst, und hatte befohlen, sich bis aufs Aeusserste zu halten, um dem Reste der Armee die nöthige Zeit zu verschaffen, durch das lange Thal der Fella zu defiliren. Die Position wurde sogleich angegriffen, der Feind von allen Anhöhen vertrieben, und um Mitternacht nahm der französische Vortrab seine Stellung an der Ledra. Die Oestreicher verlohren in dem Gefechte von St. Daniel 2 Kanonen und zählten 600 Todte oder Verwundete. 1500 Gefangene fielen den Franzosen in die Hände. Den 12. trieb der General Grouchy den Feind über den Isonzo und machte 800 Gefangene. Zu Udine bemächtigte er sich aller seiner Magazine, seiner Schiffbrüken und mehrerer Fuhren. Denselben Tag sties der Obrist

Gißlenga auf eine Kolonne, die sich nach Giemona zurükzog; er griff sie sogleich an, warf sie, und machte 800 Gefangene.

Die östreichische Armee nahm ihren Rükzug, längs der Fella, nach Kärnthen. Bei Venzone wurde ihr Nachtrab ereilt; er machte Miene sich zu halten, wurde aber geworfen, und verlohr 450 Gefangene. Sie hatte alle Brüken über die Fella abgeworfen, und sich in dem Fort Malborghetto und auf dem Berge Predel verschanzt. Diese Positionen wurden umgangen, die ersten unter dem Feuer des Forts, die andern durch die Thäler Roccolana und Dogna. Die Truppen, welche diesen Auftrag vollzogen, stiesen bei dem Dorfe Tarvis, welches sie im Sturmmarsche nahmen, auf die Oestreicher. Das Fort Malborghetto wurde den 17. von 5 Uhr des Morgens bis halb zehn beschossen, dann der Sturm befohlen; und in einer halben Stunde waren alle Blokhäuser und Pallisaden überwältigt, und der Feind bis in seine lezten Verschanzungen, mit vielem Blutvergiesen, verfolgt. Er ließ 300 Todte auf dem Plaze, verlohr 350 Gefangene und 10 Feuerschlünde von verschiedenem Kaliber. Alles dies geschah unter der Leitung des Generals Grenier. Denselben Tag, nach der Einnahme von Malborghetto, begab sich der Vizekönig nach Tarvis. Der Feind hatte hier, auf der gegenüber liegenden Bergseite des tiefen und engen Thals, durch das die Schlitza fliest, fünf Regimenter Linientruppen und mehrere Bataillone Kroaten aufgestellt, die eine doppelte Reihe von Redouten mit 25 Kanonen dekten; im Rüken stand eine zahlreiche Kavallerie. Diese Truppen befehligten die Generäle Giulay und Frimont. Während dem der französische Vortrab, von den Brigaden Abbé und Valentin unterstüzt, dieselben von vorn angriff, drang die Division Fontanelli, auf der linken Flanke, im Sturmmarsche, auf sie ein, und warf mit dem Bajonette alles vor sich nieder, ohne auf das Feuer der feindlichen

Batterien zu achten, das sie nicht beantworten konnte, weil ihre Artillerie noch nicht angekommen war. Der Feind floh in der grösten Unordnung, ließ viele Todten auf dem Plaze, und verlohr 3000 Gefangene und 17 Kanonen. Die Artillerie der Armee und die Division Serras wurden durch das Fort Predel aufgehalten. Der Vizekönig befahl dem General Grenier sich mit drei Bataillonen und zwei Kanonen in das Thal Raibel zu begeben, um es im Rüken anzugreifen, während dem es der General Serras von vorn angriff. In einer Viertelstunde war das Fort genommen, was hinter den Pallisaden stund, getödtet, und der Rest der Garnison, die aus 400 Mann bestund, gefangen. Man fand acht Kanonen im Fort.

Der Rükzug eines Theils der östreichischen Armee durch Kärnthen hatte den Zwek, einige Truppen von dem Korps des Generals Chasteler aus Tyrol, so wie auch das Korps des Generals Jellachich, der bei Radstadt stehen geblieben war, an sich zu ziehen. Um den ersten Zwek zu erreichen, vertheidigte sie die Pässe des Fellathales, und die Position von Tarvis. Der Rükzug des Korps von Jellachich veranlaßte das Gefecht von St. Michael bei Leoben, indem es sich an die östreichische Armee auf ihrem Rükzuge anschloß. Eine Kolonne Landwehr von diesem Korps, die zurükgeblieben war, wurde abgeschnitten, und später gefangen.

Der Vizekönig hatte vom 19. bis zum 24. seinen Weg über Villach, Klagenfurt, Freisach und Judenburg genommen. Den 25. fiel oben erwähntes Gefecht zu St. Michael vor. Das Korps des Generals Jellachich, 7 bis 8000 Mann stark, hatte sich von Radstadt über Rotenman und Mautern in einem Gebirgsthal von Steyermark zurükgezogen, und sties auf die französische Armee in ihrem Vorrüken; es hatte eine vortheilhafte Position bei St. Michael, wurde aber nach einem lebhaften Widerstand geworfen, und verlohr zwei

Kanonen und einige Gefangene. Den 26. erreichte die französische Armee Bruk, und die östreichische zog sich über Grätz nach Körmend zurük.

Der General Macdonald führte ein besonderes Korps, das aus den Divisionen Broussier und Lamarque und der Dragonerdivision Pully bestund, den 15. jenseits Görz, nachdem er, den Anstrengungen des Feindes ungeachtet, den 14. über den Isonzo gegangen war. In Görz fand man 11 Kanonen und 2 Mörser. Am 20. ergaben sich die Forts von Prewald mit 2000 Mann, 15 Kanonen und beträchtlichen Vorräthen, auf die erste Aufforderung. Den 18. war Triest in Besiz genommen worden. Am 21. wurden die Forts von Laibach eingeschlossen. Den 22. erhielten die Generäle Lamarque und Broussier den Auftrag zum Angriff. Die Kavallerie sollte dem Feind den Rükzug abschneiden. Noch denselben Tag verlangten diese Forts, welche die Oestreicher große Summen gekostet hatten, und von 4500 Mann vertheidigt wurden, zu kapituliren. Die Garnison strekte das Gewehr; und in den Forts und dem verschanzten Lager fand man 65 Artillerieſtüke, 8000 Flinten und beträchtliche Magazine.

Wenn man die Vertheidigung der Gebirgsthäler von Kärnthen und Krain mit jener von Tyrol vergleicht, dann bringt sich die Bemerkung auf, daß der Eingebohrne, wenn er sie mit Muth übernimmt, gewöhnlich im Kampfe gegen den regulirten Soldaten siegt, und dieser in seinen geschlossenen Reihen wenig dazu taugt. Diese Forts und verschanzten Lager, mit hinlänglicher Artillerie und Truppen versehen, fielen wie Kartenhäuser; ob die Feigheit der lezteren, oder die schlechte Anlage der ersten, oder mehrere Ursachen zugleich, die Schuld davon tragen, wollen wir nicht untersuchen.

In dem Herzogthum Warschau, wo die Oestreicher sich bis Thorn ausgebreitet hatten, konnten sie sich eben so we-

nig behaupten. Die Handvoll Braven, welche Poniatowsky auf das rechte Weichsel-Ufer geführt hatte, drang in Gallizien vor, rükte den 4. Mai in Lublin ein, und nahm den 19. und 20. Sendomirz und Zamosk. In der Gegend von Posen sammelte Dombrowsky neue Schaaren. Von allen Seiten strömten Streitlustige unter seinen Fahnen zusammen. Dieses brave Volk, bei dem man die nicht seltne Erscheinung wieder fand, daß die gröste Freiheit Weniger mit der grösten Sklaverei der Menge verbunden ist, war auf eine selbst in der Weltgeschichte noch empörende Art von den benachbarten Mächten in dem Augenblike zertrümmert worden, wo es sich eine beßre Verfassung geben wollte. Der gefahrvollen Freiheit, welche ein Resultat der mangelhaften Konstitution der Polen war wie ihre politische Nichtigkeit als Nation, muß man ihren energischen Karakter zuschreiben, wie ihre endliche Auflösung. Ihren Zerstörern erschien indessen bald die strafende, furchtbare Nemesis! Lebte im Geiste der Polen nicht der Gedanke an die Wiederherstellung ihres Vaterlandes, wie liesen sich alle die Wunder von Aufopferung und Muth erklären, die sie thaten?

Der Erzherzog Ferdinand muste den 1. Juni Warschau verlassen, um mit seinem Armeekorps die eignen Staaten zu deken, und gieng auf das rechte Ufer der Weichsel. Der Fürst Poniatowsky sezte nun auf das linke über, um mit den neugeworbenen Korps der Generäle Dombrowsky und Zajonczek die Grenzen des Herzogthums, längs der Pilika, zu besezen, und Warschau zu sichern. Die Oestreicher nahmen den 22. Juni Sendomirz und Zamosk wieder; aber diese und ähnliche einzelne glükliche Ereignisse waren für den Erfolg des Ganzen von keiner Bedeutung. Wenn der Körper in dem Size des Lebens kränkelt, dann erhält sich nicht leicht ein Glied gesund.

An der Donau stunden die Heere gegen einander, von denen man die Entscheidung des Kriegs erwarten muste. Der Erzherzog Karl war, wenige Tage nach der Einnahme von Wien, dieser Hauptstadt gegenüber angelangt. Er hatte den General Kollowrath an der böhmischen Grenze zurükgelassen. Dieser griff, am 15. Mai, mit seinem Korps die 10,000 Würtemberger an, welche bei Linz übergegangen waren, und daselbst eine Brükenschanze vertheidigten. Der General Vandamme schränkte sich auf die Behauptung derselben ein. Da aber das sächsische Korps unter dem Fürsten von Ponte-Corvo in Linz anlangte, so wurden die Oestreicher, am 17., gänzlich vertrieben, und ihre Absicht, die Brüke zu zerstören, gänzlich vereitelt.

Der Kaiser erließ nach seinem Einmarsche in Wien, unter dem 15., folgende Proklamation an die Ungarn.

»Ungarn! Der Kaiser von Oestreich, seinen Verträgen ungetreu, verkannte die Großmuth, mit welcher ich ihn, nach drei aufeinanderfolgenden Kriegen, und besonders nach dem von 1805 behandelt hatte; er hat meine Armeen angegriffen; ich begegnete diesem ungerechten Angriff. Gott, der den Sieg verleiht, und den Undankbaren und Meineidigen straft, ist meinen Waffen günstig gewesen: ich bin in die Hauptstadt Oestreichs eingezogen, und stehe an euren Grenzen. Der Kaiser von Oestreich, nicht der König von Ungarn hat mir den Krieg erklärt. Nach euren Konstitutionen konnte er dies nicht ohne eure Einwilligung thun; Euer System, das immer nur den Zwek der Vertheidigung hatte, und die Masregeln, welche ihr auf eurem lezten Reichstage genommen, haben mir hinlänglich gezeigt, daß euer Wunsch für die Erhaltung des Friedens war.

»Ungarn! der Augenblik ist gekommen, eure Unabhängigkeit wieder zu erhalten. Ich biete euch den Frieden an, die unabänderliche Integrität eures Gebietes, eurer Frei-

heit und eurer Konstitutionen, sie mögen nun, wie sie bis izt bestanden, beibehalten, oder von euch selbst modifizirt werden, wie ihr es für gut findet, und nachdem es der Geist der Zeit oder das Interesse eurer Mitbürger erfodern. Ich verlange nichts von euch; nur als eine freie und unabhängige Nation will ich euch sehen.

»Eure Vereinigung mit Oestreich war euer Unglük. Euer Blut ist für es in entfernten Gegenden geflossen, und eure wesentlichsten Interessen wurden beständig dem seiner Erbstaaten aufgeopfert: Ihr waret der schönste Theil seines Reichs, und doch wurdet ihr wie eine Provinz behandelt, die man Leidenschaften preis gab, welche euch fremd waren. Ihr habt Nationalsitten und eine Nationalsprache; Ihr rühmt euch mit Recht eines uralten glorreichen Ursprungs. Verschaffet euch demnach eure Existenz als Nation wieder. Seyd, was ihr waret. Gebt euch einen König, der nur eurer Wahl seine Krone verdankt, der nur für euch regiert, der unter euch wohnt, und nur von euren Bürgern und von euren Soldaten umgeben ist. Das verlangt Europa von euch, dessen Blike ihr fesselt. Das ist alles, was ich von euch verlange: einen beständigen Frieden, Handlungsverhältnisse mit mir und eine gesicherte Unabhängigkeit: dies ist das schöne Loos, das eurer wartet, wenn ihr eurer Vorfahren und eurer selbst würdig seyn wollt.

»Ihr werdet diese großmüthigen Anerbietungen nicht von euch stosen, und euer kostbares Blut nicht verschwenden wollen für schwache Fürsten, die beständig schwachen Ministern unterworfen waren, denen England sein Gold gab: dieser Feind des festen Landes, der seinen Reichthum auf den Alleinhandel und auf eure Zwietracht gegründet hat. Versammelt euch zu einem Nationalreichstag, auf dem Felde von Rakos, nach der Art eurer Vorfahren, und gebt mir euren Entschluß zu erkennen.»

Unter dem 14. war folgender Tagsbefehl, die Aufhebung der Landwehr betreffend, erschienen: 1) Die Miliz der sogenannten Landwehr ist aufgelöst. 2) Ein Generalpardon wird hiermit allen Gliedern derselben bewilligt, welche sich spätestens in der Zeit von 14 Tagen nach der Einrükung der französischen Truppen in die Ortschaften, zu denen sie gehören, nach Hause begeben. 3) Sollten Offiziere derselben in der festgesezten Zeit zurükzukehren unterlassen, dann sollen ihre Häuser abgebrennt und ihr bewegliches und andres Eigenthum konfiszirt werden. 4) Die Orte, welche Leute zur Landwehr gestellt haben, sind gehalten sie zurükzurufen, und die Waffen, die sie erhielten, sogleich abzuliefern. 5) Den Kommandanten der verschiedenen Provinzen ist aufgetragen, alle nöthige Masregeln zur Vollziehung des gegenwärtigen Befehls zu ergreifen.»

Indessen war die Brüke, welche der Kaiser zwei Stunden unterhalb Wien zu schlagen befohlen hatte, den 20. Mai fertig geworden, und das Hauptquartier gieng denselben Tag nach Ebersdorf. Die Donau bildet hier drei Arme, wovon der nächste bei Ebersdorf, oder der rechte, 600 Schritte breit ist. Eine kleine Insel, von 2500 Schritten im Umfang, trennt diesen vom mittleren Arm, welcher 300 Schritte breit ist, und durch den die Hauptströmung des Flusses geht. Die Insel Inder Lobau, von einem Umfang von drei Stunden, mehr lang als breit, scheidet diesen Arm vom dritten, der nur 170 Schritte in der Breite hat, und auf der linken Seite der Donau fließt.

Die Division Molitor hatte den 18. die Insel Inder Lobau besezt, und das Schlagen der zwei größeren Brüken über den rechten und mittleren Arm gedekt. Den 20. wurde die Brüke über den schmalen Arm auf das feste Land geschlagen, und die Divisionen Molitor und Boudet giengen, nebst der Kavalleriedivision des Generals Lasalle, in der Nacht

über dieselbe. Den 21. Morgens nahm der Herzog von Rivoli mit den zwei Divisionen Molitor und Legrand den linken Flügel ein, indem er sich an das Dorf Großaspern stüzte. Der Herzog von Montebello stund mit der Division Boudet auf dem rechten Flügel, und besezte das Dorf Eßling. Der Herzog von Istrien bedekte mit der leichten Kavallerie und der Kürassierdivision Espagne die Ebene, und vertheidigte Enzersdorf im Rüken der Schlachtlinie. Die östreichische Armee zeigte sich Nachmittags um vier Uhr in Schlachtordnung. Sie bestund aus den Korps der Generäle Hiller, Bellegarde, Hohenzollern und Rosenberg. Der Angriff der drei ersten war auf das Dorf Aspern gerichtet. Die Reservekavallerie, unter dem Befehle des Generals Lichtenstein, füllte den Raum zwischen den Korps der Generäle Hohenzollern und Rosenberg, welcher leztere seinen Angriff auf Eßling richtete. Die östreichische Armee wurde 75,000 Mann stark mit 200 Kanonen angegeben. Indessen scheint diese Angabe zu gering: Die Korps von Hiller und dem Erzherzog Ludwig betrugen 35,000 Mann; das von Bellegarde, welches bei Ekmühl nicht zum Schlagen gekommen war, zählte deren sicher noch 20,000; und darf man die von Lichtenstein, Hohenzollern und Rosenberg zu 40,000 anschlagen, dann ergiebt sich eine Streitmasse von 95,000 Mann. Das Dorf Aspern wurde von Hiller und Bellegarde mehrmalen genommen und wieder verlohren, bis am Abend die Oestreicher im Besize desselben blieben. Die französische Kavallerie machte auf dem rechten Flügel mehrere Angriffe, durchbrach zwei Carrés und nahm 14 Kanonen. Eine Kanonenkugel tödtete den General Espagne, und der Brigadegeneral Foulers, der vom Pferd stürzte, wurde gefangen. Gegen das Ende des Tags traf eine Brigade der Kürassierdivision Nansouty ein, und in der Nacht sezten das Korps des Generals Oudinot, die Division St. Hilaire, zwei

Brigaden leichter Kavallerie und der Artilleriezug über die drei Brüken.

Den 22. mit Tagesanbruch erneuerte sich das Treffen. Das Dorf Aspern wurde von beiden Theilen wieder mehrmalen genommen und verlohren, bis endlich der General Hiller, da er die Mauern des Kirchhofs niederreisen ließ, in dem Besize desselben blieb. Das Bestreben der Oestreicher war ebenfalls gegen das Dorf Eßling gerichtet; allein alle ihre Bemühungen waren fruchtlos. Der Herzog von Montebello stellte sich an die Spize seiner Braven, um sie in ihrem Mittelpunkte zurükzuwerfen; er hatte das Korps des Generals Oudinot auf seiner linken, die Division St. Hilaire im Zentrum, und die Division Boudet auf der rechten Flanke, und drang unaufhaltbar vor, indem er alles, was ihm Widerstand leistete, vor sich niederwarf. Der Herzog von Istrien unterstüzte mit den Kürassieren den Angriff. Der Erzherzog Karl, welcher sich bei dem Korps von Hohenzollern befand, ergriff selbst die Fahne des Bataillons von Zach, um es zum stehen zu bringen. Die meisten von seiner Umgebung wurden verwundet.

Dies war die Lage der beiden Heere, als Morgens um 7 Uhr bei der französischen Armee die Nachricht eintraf, die schnell angewachsene Donau habe die zwei größeren Brüken weggetrieben. Eine Menge Bäume, die bei der Einnahme von Wien auf den Inseln gefällt worden waren, wurden nebst mehrern Flößen flott gemacht, und gegen die Brüken getrieben. Ein Theil der schweren Kavallerie, die Reservparke, und das Korps des Herzogs von Auerstädt, welches von St. Pölten angekommen war, konnten nun nicht übersezen. Dieser Vorfall bestimmte den Kaiser auf den Sieg zu verzichten und die Armee nur ihre Stellung behaupten zu lassen. Die Oestreicher führten ihre Grenadierreserven vor, und stürmten zweimal die steinernen Höfe und Häuser

des Dorfes Eßling. 700 Ungarn hatten sich auf dem Kirchhofe festgesezt. Der Herzog von Montebello wich nicht einen Fuß breit. Die Füsiliere der Garde, vom General Mouton angeführt, warfen die östreichische Reserve, und der General Groß machte die 700 Ungarn nieder. Der General Dorsenne, kommandirender Obrist der alten Garde, stellte diese in der dritten Linie auf: eine eherne Mauer, die den Anstrengungen der Oestreicher trozte. Nach 12 Uhr gaben diese den Entschluß auf, Eßling zu erstürmen. Der Herzog von Montebello besiegelte seinen ausdauernden Muth mit dem Todte; eine Kanonenkugel nahm ihm den Schenkel. Da er sich tödtlich verwundet fühlte, ließ er sich zu dem Kaiser tragen. »In einer Stunde, sagte er, indem er ihn umarmte, haben Sie denjenigen verlohren, der mit der Ueberzeugung stirbt, Ihr bester Freund gewesen zu seyn.»

Der Marschall Lannes, Herzog von Montebello, starb in seinem 37ten Jahre mit zwölf Wunden. Seine Eltern hatten ihn, in seiner frühern Jugend, für das Studium der Rechtsgelehrtheit bestimmt; aber die Revolution, die so mannigfaltige Talente entwikelte, großen Kräften einen großen Wirkungskreis gestattete; und das Ungewöhnliche begünstigte im Guten wie im Bösen, gab auch Lannes Bestimmung eine andre Richtung. Er ward Soldat, und stieg von der Stelle eines Unteroffiziers bis zu der höchsten militärischen Würde empor. Ein Freund seines Oberfeldherrn und nachherigen Suveräns, begleitete er ihn von den durch Boneparte's Siege verewigten Gefilden Italiens nach Egypten, und focht in den spätern denkwürdigen Feldzügen gegen Oestreich, Preußen, Rußland und Spanien. Er unterwarf Sarragossa, das sich mit einer in der neuern Geschichte beispiellosen Hartnäkigkeit vertheidigte. Die Armee nannte den Tapfern den Roland Frankreichs, und seinen kühnen Muth bezeugen hundert Schlachten und Gefechte. Lannes

aber hatte größre Tugenden, die wir an den höheren Menschen des Alterthums besonders zu finden gewohnt sind. In der Brust des Helden schlug ein edles, menschliches Herz. Ein Freund der Wahrheit und des Rechts, eben so bescheiden als groß, besudelte seine Lippen keine Lüge und seine Hände kein Raub des Bedrükten. Sein Betragen war im Glük und Unglük gleich fern von herrischem Uibermuth und von knechtischer Schmeichelei. Wie jener thebanische Held ehrte er mit religiösem Gefühl das Andenken seiner Mutter, die über seinen durch eine falsche Nachricht verbreiteten Todt aus Kummer gestorben war. »Wenn ich an meine Mutter »denke, pflegte er zu sagen, dann ist mir all mein Glük eine »Last, weil sie es nicht sehen und theilen kann.» Lannes verschied den 31. Mai. Er war mehr als ein großer Krieger, er war ein edler Mensch.

Das Gefecht und die Kanonade währten bis zum Abend fort. Die französische Armee nahm ihren Rükzug in der Nacht auf die Insel Inder Lobau, und ihr Nachtrab räumte Eßling Morgens um 3 Uhr, ohne von dem Feinde angegriffen zu seyn. Die Oestreicher eignen sich den Sieg dieses Tags zu. Ihre umständliche Beschreibung enthält eine weitläufige Auseinandersezung ihrer Dispositionen, und eine Menge von Angriffen und partiellen Gefechten, welche die Hinwegnahme der beiden Dörfer Aspern und Eßling zum Zwek hatten. Das Schlachtfeld nahm keine Stunde ein, und es war jedem Theil unmöglich vorzudringen, wenn er nicht im Besize der angeführten Dörfer war. »So endete, »heißt es am Schlusse des Berichts, eine zweitägige Schlacht, »die in den Annalen der Welt- und Kriegsgeschichte ewig »merkwürdig bleiben wird. Sie war für die Erhaltung der »Monarchie entscheidend. Kavallerie und Artillerie haben »sich an Tapferkeit übertroffen, und die Thaten eines ganzen »Feldzugs in dem Zeitraum von zwei Tagen erschöpft.» —

Und das Resultat dieser denkwürdigen Schlacht war, nach dem östreichischen Berichte selbst, 3 Kanonen, 7 Karren, 17,000 Gewehre, 3000 Küraße, die alle eine Beute des Siegers wurden. Die Oestreicher zählten 87 Offiziere und 4199 Mann, die auf dem Plaze blieben, und 663 Offiziere und 1565 Mann, die verwundet worden waren. Gefangene gab es auf beiden Seiten wenige.

Der französische Bericht schreibt den französischen Truppen den Sieg zu; und leugnen kann man nicht, daß sie das Schlachtfeld behauptet haben. Uibrigens war die Schlacht von Aspern unentschieden, und konnte nur durch die Art entscheidend werden, wie sie der eine oder der andre Theil zu seinem Vortheil zu benuzen verstand. Die Lage der Franzosen auf der Insel war höchst bedenklich: ohne hinlängliche Lebensmittel, ohne Pulver und Nahrung für die Pferde, ohne Hilfe für die Verwundeten und Kranken, musten sie alle ihre Bedürfnisse vom rechten Ufer erwarten, von dem sie der Strom trennte. Die Armee, welche übergegangen war, mag an 65,000 Mann betragen haben. Das Glük hatte die Oestreicher bei dieser Gelegenheit sehr begünstigt; aber der merkwürdige, entscheidende Moment blieb unbenuzt. Vergebens waren von dem empörten Strome, der für seine Heimath zu kämpfen schien, die feindlichen Brüken zertrümmert; der französische Feldherr gewann Zeit, sie wieder herzustellen, und der Sieg, den ein ungünstiges Verhängniß ihm bei Aspern entriß, ward bei Raab und Deutsch-Wagram erkämpft.

Den 25. waren die Brüken wieder in gutem Stande, und die Verwundeten kamen aufs rechte Ufer. In der Nacht vom 26. auf den 27. ließen die Oestreicher die Mühlen, welche an dem linken Ufer, in der Nähe von Wien, stunden, gegen die Brüken treiben, wodurch sie zum zweitenmal abgerissen wurden. Aber auch dieser Vorfall war für sie von

keinem Vortheil, weil sie die unterbrochene Kommunikation der französischen Armee nicht benuzten.

Der Kaiser gab sogleich nach dem Rükzuge auf die Insel dem Herzog von Danzig den Befehl, mit zwei Divisionen Baiern aus Tyrol nach Linz aufzubrechen. Der Fürst von Ponte-Corvo rükte mit seinem Armeekorps gegen St. Pölten, wohin ihm die Würtemberger schon vorausgegangen waren. Die Kavallerie und Artillerie der Garde, mit 60 Kanonen, war im Begriffe, in Wien einzutreffen. Die Vorposten des Herzogs von Auerstädt streiften, auf dem rechten Ufer, über Preßburg.

Mit vielem Vergnügen erfuhr der Kaiser den 27., daß die französisch-italienische Armee den Tag zuvor in Bruk eingetroffen war. Er hatte ihr den General Lauriston mit Truppen entgegengeschikt, der bis Neustadt kam. Seit 12 Tagen hatten die beiden Heere keine Nachricht von einander. Unter dem 27. erließ der Kaiser folgende Proklamation:

»Soldaten der Armee von Italien! Ihr habt glorreich den Zwek erreicht, den ich euch vorgezeichnet hatte; der Simmering war Zeuge eurer Vereinigung mit der großen Armee. Seyd mir willkommen! Ich bin mit euch zufrieden! Von einem treulosen Feinde überrascht, ehe eure Kolonnen beisammen waren, habt ihr euch an die Etsch zurükziehen müssen. Aber sobald ihr den Befehl erhieltet vorwärts zu gehen, waret ihr auf den denkwürdigen Feldern von Arcole, und dort habt ihr bei den Manen unsrer Helden geschworen, zu siegen. Ihr habt Wort gehalten in der Schlacht an der Piave, in den Gefechten von St. Daniel, von Tarvis und von Görz; ihr habt die Forts von Malborghetto und Predel mit Sturm genommen, und die feindliche zu Laibach verschanzte Division zu kapituliren gezwungen. Ihr waret noch nicht über die Drave gegangen, und schon

hatten 25,000 Gefangene, 60 Kanonen und 10 Fahnen eure Tapferkeit ausgezeichnet. Von der Drave haben die Save und Muhr euren Muth keinen Augenblik aufhalten können. Die östreichische Kolonne von Jellachich, die zuerst in München eingerükt war, die das Signal zu dem Gemezel in Tyrol gegeben hatte, ist zu St. Michael umringt, unter euren Bajonetten gefallen. Ihr habt an den Trümmern, die der Wuth der großen Armee entkommen waren, strenge Gerechtigkeit geübt.

»Soldaten! diese östreichische Armee von Italien, die einen Augenblik meine Provinzen durch ihre Gegenwart besudelte, die sich einbildete, meine eiserne Krone zu zerbrechen, diese Armee geschlagen, zerstreut und vernichtet, wird, Dank euch! ein schauerliches Beispiel des Wahlspruchs seyn: Gott hat sie mir gegeben, wehe dem, der sie antasten will!»

Indessen wäre diese Verstärkung vielleicht zu spät eingetroffen, wenn die Oestreicher zu Preßburg, 12 Stunden, oder zu Krems, 16 Stunden vom Schlachtfelde, oder wahrscheinlich noch besser in der Nähe von Wien, sogleich über die Donau gegangen wären. Die Truppen auf der Insel Lobau betrugen nicht 70,000 Mann, und waren von dem rechten Ufer, seit dem 23. getrennt. Die zwei Divisionen des Herzogs von Auerstädt, nebst einem Theil der Reservekavallerie, werden nicht viel über 20,000 Mann betragen haben. Die bairische Armee stund den 23. in Tyrol, 60 Stunden von Linz und 95 von Wien. Die italienische Armee war an demselben Tag noch 55 Stunden von der Hauptstadt entfernt; den 1. Juni trafen drei Divisionen von dieser Armee in Neustadt, zwei Tagmärsche von derselben, ein. Vom 23. Mai bis zum 3. Juni, vergiengen zwölf Tage, ehe eine Vereinigung mit einem der genannten Korps möglich war. Gelang es den Oestreichern die französischen Trup-

pen, wie sie in den ersten Tagen nach der Schlacht wieder auf das rechte Ufer zurükgekehrt waren, und das Korps des Herzogs von Auerstadt zu schlagen, dann stiesen sie auf die andern Korps in Entfernungen von 15 bis 20 Stunden, und jedes war einzeln zu schwach zu einer bedeutenden Unternehmung. Die Sachsen und Würtemberger befanden sich auf dem Wege zwischen Linz und Wien, die Baiern zwischen Linz und Salzburg, und die drei Divisionen der italienischen Armee zwischen Bruk und Wien. Diese Vertheilung der Truppen konnte dem Erzherzog Karl nicht unbekannt seyn, da Kollowrath den Sachsen gegenüber stund, und der Erzherzog Johann, von dem Angriffe der Baiern auf Tyrol unterrichtet, über Kormönd eine freie Kommunikation mit ihm hatte. Was den östreichischen Oberfeldherrn bestimmte, einen Versuch, der allerdings das Schiksal eines Feldzugs hätte entscheiden können, nicht zu wagen, läßt sich kaum sagen: vielleicht war es die Schwäche seiner eigenen Armee, die er vor der Schlacht nur auf 75,000 Mann angab, oder die drohende Stellung Napoleons auf der Insel, von welcher er wieder auf das linke Ufer übergehen konnte; vielleicht fand er auch die Schwierigkeiten, den Donauübergang zu bewerkstelligen, zu groß. Es ist schwer, über die beiden ersten Motive, ohne eine genaue Kenntniß der sich darauf beziehenden Thatsachen, abzusprechen; was einen zweiten Uibergang des Kaisers betrifft, so würde er nur in dem Falle erfolgt seyn, wenn es ihm unmöglich gewesen wäre, sich mit den übrigen Streitkräften auf dem rechten Ufer zu vereinigen; und alsdann wäre für die Oestreicher von diesem Uibergang nichts bedeutendes zu fürchten gewesen. Diese machten, nach dem 1. Juni, kleine Versuche, bei Krems und Preßburg über die Donau zu gehen. 1000 Mann, welche in der Nähe der ersten Stadt übergesezt waren, wurden von den Würtembergern zurükgetrieben,

und Krems wegen dem Verluste von 100 Gefangenen von ihnen beschossen. Bei Preßburg waren, den 3. Juni, 9000 Mann über den Fluß gegangen, und hatten sich bei dem Dorfe Engerau verschanzt. Der Herzog von Auerstädt ließ sie den 3. durch die Plänkler von Hessendarmstadt, welche das erste und zweite Linieninfanterieregiment unterstüzte, angreifen. Das Dorf wurde schnell erstürmt, 400 Mann gefangen; und was nicht blieb, verwundet oder ins Wasser gesprengt worden war, sah sich genöthigt auf einer Insel Schuz zu suchen, um über den Fluß zurükzukehren.

Der Vizekönig von Italien verlegte den 8. sein Hauptquartier von Neustadt nach Oedenburg in Ungarn, um die Armee des Erzherzogs Johann zu beobachten, der nun eingetroffen war.

Der Herzog von Ragusa hatte seine Truppen, welche aus den Divisionen Clauzel und Montrichard bestunden, vor Knin, an den Grenzen von Kroatien, gesammelt. Er eröffnete den Feldzug den 14. Mai, und schlug die Oestreicher den 16. und 17. bei Monntkitter und Gradschaz; ihr Oberbefehlshaber Stoissevich wurde gefangen. Den 21. und 22. schlug man sich hartnäkig bei Gospich; die Oestreicher waren ungleich stärker an Truppenzahl, und die Lage von Gospich bot ihnen kräftige Vertheidigungsmittel dar. Den 23. rükten die Franzosen in diesen Ort und den 25. in Otoschaz ein. Die Oestreicher, deren Nachtrab noch ein Gefecht aushalten muste, zogen sich nach Karlstadt zurük. Der Herzog von Ragusa nahm seinen Weg über Zeng und Fiume, um sich an die italienische Armee anzuschliesen, und traf in den ersten Tagen des Juni in Laibach ein, während dem der General Macdonald von da nach Grätz vorgerükt war, um die Zitadelle einzuschliesen, die sich halten zu wollen schien.

Der Herzog von Danzig war mit zwei Divisionen Baiern von Inspruk aufgebrochen, und hatte seinen Marsch

so beschleunigt, daß er den 1. Juni schon in Linz eintraf. Die dritte Division, unter dem General Deroi, war in Tyrol zurükgeblieben. Die Tyroler hatten kaum den Abzug des größeren Theils der Truppen aus ihrem Lande bemerkt, und die östreichischen Siegsberichte, durch welche man das Volk anzufeuern suchte, erhalten, als sie aufs neue zu den Waffen griffen. Die zurükgebliebenen Oestreicher, unter dem Befehle des Generalmajors Buel, verliesen den Brenner, und besezten mit den Insurgenten alle Pässe nach Baiern. Dem General Deroi wurde alle Verbindung und Zufuhr abgeschnitten, er selbst den 25. und 29. Mai angegriffen und gezwungen, sich auf dem linken Ufer des Inn von Inspruk nach Rosenheim in Baiern zurükzuziehen. Die Truppen hatten mit allen Beschwerlichkeiten, welche noch die schlimmen Wege vermehrten, zu kämpfen. Alle Brüken über den Inn waren abgeworfen, und sie konnten darum nicht auf das rechte Ufer gelangen, längs dem die einzige Heerstraße hinzieht. Die in den Wäldern und auf den Bergen zerstreuten Insurgenten thaten ihnen auf diesem Rükzuge großen Schaden, und mancher Brave fiel, von der Natur des Landes mehr besiegt als vom feindlichen Muthe, ohne Gegenwehr und ungerochen.

Die Hauptarmee an der Donau war indessen auf verschiedene Art beschäftigt; die Franzosen arbeiteten an den Brüken über die Donau. Penischen wurden gebauet, und Kreuzerschiffe beschossen die Inseln und dekten die Brüken. Nur der außerordentlichen Thätigkeit einer französischen Armee konnte es gelingen, sich in so kurzer Zeit alle Hilfsmittel zu verschaffen, welche die Herrschaft des Stromes sicherten.

Die Oestreicher legten auf der andern Seite der Donau, von Aspern über Eßling bis Enzersdorf, Verschanzungen an, um einen zweiten Übergang an dieser Stelle unmöglich zu machen. Seit drei Wochen waren nun die Waffen der

beiden Heere unthätig, und die Unruhe des Publikums konnte sich diese sonderbare Erscheinung nicht erklären. Da man an den raschen Gang Napoleons gewöhnt war, so wurde diese Stille als eine unglükliche Vorbedeutung für die französische Armee angesehen. Man vergaß in dem Augenblik, daß der Kaiser hier nicht zum erstenmal bewies, sein kühner, unternehmender Geist könne auch zögern, wenn es die Klugheit fodert. Der Mann, der so viele Schlachten geschlagen, so viele Feldzüge geleitet hat, und das Glük gleichsam gefesselt mit sich führt, überlies sich nie seiner blinden Führung, wenn er glaubte, das Auge der Klugheit müsse es beobachten. Er weiß zu gut, und hat es selbst geäußert, daß allein die Zuversicht des Soldaten, so wie überhaupt jedes Handelnden auf seine Kraft das gänzliche Gelingen einer Unternehmung verbürgt, und daß ein über den Erfolg ungewisses Gemüth denselben gerade durch diese Ungewißheit nicht selten vereitelt.

Um dem Soldaten indessen das Gefühl seiner Kräfte zu erhalten, und einen lästigen Nachbarn auf dem rechten Donauufer los zu werden, ließ er den Vizekönig von Italien die vereinigten Korps der Erzherzoge Johann und Palatin von Ungarn angreifen. Der General Lauriston, der bisher mit seinem Beobachtungskorps zwischen der Donau und dem Neusiedlersee gestanden war, vereinigte sich, den 7. Juni, mit der Armee des Vizekönigs. Der General Macdonald brach von Grätz auf, und nahm den 10. zu Körmend seine Stellung, um den Rüken derselben zu deken. Den 9. erreichte der Vizekönig Sarvar, und die Armee rükte, den 12., gegen Papa vor, wohin sich der Erzherzog Johann zurükzog, um sich mit den Truppen des Erzherzogs Palatin, der bei der Festung Raab stund, zu vereinigen. Hier nahmen die Oestreicher eine vortheilhafte Stellung auf Anhöhen, und ihre rechte Flanke an die Festung gelehnt, dekten sie

mit der linken den Weg nach Komorn. Den 14. Morgens um 11 Uhr stellte der Vizekönig seine Armee in Schlachtordnung. Die Kavallerie des Generals Montbrun, die Brigade des Generals Colbert, und die Kavallerie des Generals Grouchy befanden sich auf dem rechten Flügel. Die Infanterie stund in drei Echelons; die Division Serras bildete das rechte vorwärts, jene von Grenier das mittlere, beide unter dem Oberbefehl dieses Generals, und die italienische Division Severoli, unter dem Befehl des Generals Baraguay-d'Hilliers, das linke rükwärts. Die Division Puthod war als Reserve aufgestellt. Der General Lauriston, von der Kavallerie des Generals Sahuc unterstüzt, bildete den linken Flügel, und beobachtete die Festung Raab. Die östreichische Armee stund in drei Linien, und zählte 20 bis 25,000 Mann von der Armee des Erzherzogs Johann, 10,000 unter dem General Haddik, aus den Garnisonen von Ungarn gezogen, 5 bis 6000 Mann von den Resten des Generals Jellachich und der aus Tyrol zurükgekommenen Kolonnen, und endlich 12 bis 15,000 Mann Insurrektionstruppen der Ungarn; zusammen 45 bis 50,000 Mann. Die Oestreicher gaben die Stärke der Franzosen auf 50,000, die ihrige aber auf 36,000 Mann an, während dem der französische Bericht die feindlichen Truppen zu 50,000, die eignen aber zu 35,000 Mann anschlägt. Uibrigens mögen die angeführten vier Divisionen, das Korps des Generals Lauriston und die Kavallerie doch 40 bis 45,000 Mann betragen haben.

Der Vizekönig hatte den Kern seiner Truppen auf dem rechten Flügel und im Zentrum, weil zu erwarten war, daß die Oestreicher, deren rechter Flügel durch Raab gedekt war, ihre ganze Macht auf den linken gestellt haben würden. Um 2 Uhr Nachmittags begann die Kanonade; um drei Uhr kamen das 1. 2. und 3. Echelon der Franzosen in das Treffen.

Die erste Linie der Oestreicher wurde geworfen, aber die zweite hielt das erste Echelon einige Zeit auf, bis es mit dem 2ten verstärkt, auch diese Linie warf. Der Feind führte nun seine Reserve vor, worauf der Vizekönig dasselbe that. Um 4 Uhr war der Sieg entschieden, und die Position der Oestreicher genommen. Ein Engpaß hinderte die französische Kavallerie, die gänzliche Unordnung des Feindes zu benutzen. 3000 Gefangene, 6 Kanonen und 4 Fahnen waren die Beute des Siegers. Die Oestreicher ließen 3000 Todte auf dem Plaze. Mehreren französischen Generälen wurden die Pferde unter dem Leibe getödtet, und vier Adjutanten des Vizekönigs verwundet.

Die Oestreicher giengen zu Komorn über die Donau. Raab, das der General Lauriston einschloß und beschoß, ergab sich den 24. Juni, zehn Tage nach der Schlacht. Die Garnison, welche aus 2,500 Mann bestund, erhielt freien Abzug unter der Bedingung, im Laufe des Kriegs nicht mehr zu dienen. Die Oestreicher hatten die Absicht, am Tage der Schlacht eine starke Kolonne in die Festung zu werfen, um das große, befestigte Lager daselbst zu vertheidigen; allein sie wurden durch die Bewegung der Schlacht selbst davon abgeschnitten. So wurden die großen Vertheidigungsanstalten, welche die Oestreicher lange vorher vorbereitet hatten, größtentheils durch die raschen und gut kombinirten Bewegungen der Franzosen vereitelt. Das Lager von Raab sollte die ungarsche Insurrektion aufnehmen und Ungarn selbst deken. Allein die Insurrektion hatte bis zur Einnahme von Wien einen sehr schlechten Fortgang, wie die Proklamation zeigt, welche der Erzherzog Palatin bei dieser Gelegenheit an die Ungarn erließ. Bei Raab war nun wieder der Fall eingetreten, dessen man so oft zu erwähnen Gelegenheit hätte, daß jene Armeen, welche einen Vertheidigungskrieg, in einer großen Ausdehnung führen,

auf dem Punkte leicht geschlagen werden, den der Feind zum Angriffe wählt, weil die nöthige Hilfe gewöhnlich zu spät eintrifft. Bei der gegenwärtigen Stellung der Oestreicher war es ohne dies unmöglich, sich wechselseitig zu unterstützen, weil, bei einer fünf und zwanzig stündigen Entfernung, von Enzersdorf bis Komorn, nur an diesem Orte eine Verbindung der beiden Donauufer für sie statt hatte. Die französische Armee stund am Mittelpunkte eines großen Halbzirkels, den die östreichische bildete.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Die vier Kaiserthümer des europäischen Völkerbundes.

Seit der Vermählung des Kaisers Napoleon mit der östreichischen Prinzessin Louise liest man in allen Zeitungen von friedlichen Annäherungen zwischen Frankreich und Großbritannien. Da durch dieses wichtige Ereigniß dem brittischen Kabinette es nicht mehr so leicht ist, neue Koalitionen auf dem festen Lande zu stiften, so scheint die Annäherung zum Frieden allerdings gegründeter, als zuvor zu seyn. Daß der Kaiser Napoleon schon öfter die Hände dazu geboten habe, ist gewiß; daß auch brittische Kommissäre abgeschikt sind, um wegen Auswechselung der Gefangenen zu unterhandeln, wird in allen französischen Blättern behauptet; daß aber Großbritannien aufrichtig den Frieden wünsche, kann weder durch öffentliche Thatsachen, noch geheime Vermuthungen dargethan werden. *)

*) Eine der Haupthindernisse mag wohl die Furcht des brittischen Ministeriums wegen der künftigen Vergrößerung der Marine Frankreichs und seiner Alliirten seyn, als welche alle Häfen von der Ostsee bis zum adriatischen Meere beherrschen; könnte aber nicht eine gewisse Gleichheit darin bestimmt werden?

Wenn indessen der Friede geschlossen werden sollte, so wird wohl eine seiner ersten Bedingnisse diese seyn: daß das brittische Kabinet den neuen politischen Zustand auf dem festen Lande und die Freiheit der Nationen auf dem Meere anerkennt. Dafür und für den Verlust so vieler Alliirten wird als eine zweite Hauptbedingniß angenommen werden, daß man an es manche beträchtliche Inseln, seyen es spanische, holländische oder portugiesische, abtritt. Was aber über den Kontinent der übrigen Welttheile, besonders Amerika's beschlossen wird, ist immer noch sehr problematisch.

Das französische Ministerium erklärte in einer öffentlichen Rede: daß der Kaiser Napoleon sich der Unabhängigkeit des südlichen Amerika's nicht entgegen sezen werde. Daraus folgte, daß, wenn die Trennung dieses Erdtheils von Spanien und Portugal als eine Friedensbedingniß gefodert würde, man von französischer Seite nichts dagegen einzuwenden habe. Es fragt sich aber, ob es dem englischen Handel und seinen Manufakturen für die Zukunft vortheilhaft werde, unabhängige Staaten in Amerika zu gründen? Daß, so lange die Südamerikaner in dem Zustande von Kultur bleiben, worin sie jezt sind, die Engländer immer große Vortheile daraus ziehen werden, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Wenn aber neue Regierungen mit einem alten Hasse in diesen Gegenden gegründet, wenn so viele vertriebene Spanier und Portugiesen, durch den jezigen Aufstand an Noth, Betriebsamkeit und Krieg gewohnt, sich dort niederlassen, und diesen Geist des Hasses, der Rache und der Betriebsamkeit in diese neue Welt bringen werden; ob alsdann nicht nur Großbritannien, sondern ganz Europa Gefahr laufen könnten, an Handel und Seemacht zu verlieren, ist eine andere Frage. Wir haben gesehen, in wie kurzer Zeit die nördlichen Freistaaten dieses Welttheils sich erhoben haben, was werden erst die

süblichen thun, wenn sie an ihren Nachbarn Muster und Unterstüzung finden? Die Prophezeihung des Schwedenbergs könnte alsdann eintreffen, welcher sagt: in Amerika werden sich zwei Freistaaten bilden, die Jahrhunderte hindurch unüberwindlich bleiben werden.

Diese Betrachtungen möchten wohl das brittische Ministerium bestimmen, den Anträgen der drei dermalen verbundenen Kaiserhöfe m Europa Gehör zu geben, und einen solchen Frieden zu schliesen, wodurch jeder Theil wichtige Vortheile in und außer unserm Welttheil erhielt, ohne sich die andern über den Kopf wachsen zu lassen.

Wenn man die Geschichte unsrer Zeit nur oberflächlich überdenkt, so wird es einem deutlich, daß das Schiksal, und man kann sagen die Herrschaft der Welt, eigentlich von den vier Hauptmächten, Frankreich, Oestreich, Rußland und Großbritannien, abhängt. Schweden hatte schon vor der französischen Revolution seine ehemalige Kraft und Gröse verlohren; Preußen ist durch den Tag bei Jena gefallen; Spanien an Frankreich gekettet; die Türkei ihrem Ende nahe; das deutsche Reich, Polen, Venedig und Holland getheilt, oder unter französischem Schuze; und selbst die geistliche Macht des Pabstes auf eine andere Welt eingeschränkt. Dagegen beherrscht Frankreich den ganzen Südwesten, Rußland den Norden, und Oestreich, in seinem neuen Bunde, den Osten von Europa; indessen Großbritannien über die Meere und Inseln gebietet. Demzufolge können diese vier Hauptmächte mit einander einen solchen Frieden schliesen, wodurch nicht nur Europa, sondern die ganze Erde eine andere Gestalt erhielt.

So weit wir die Weltgeschichte kennen (ihre sichere Uiberlieferungen erstreken sich über drei Jahrtausende) haben die Europaer immer eine Superiorität über alle übrigen

Welttheile behauptet. Seit dem trojanischen bis zu dem jezigen Kriege wusten sie entweder durch die Gewalt der Waffen oder den friedlichen Anbau der Länder und Künste die außereuropäischen Völker zu beherrschen. Sie besizen dermalen noch einen großen Theil des südlichen und den grösten Theil des nördlichen Asiens. In Afrika sind sie Herren der Küsten, der Inseln und Vorgebirge, und nur ihre Eifersucht und Wüsteneien hielten sie ab, auch das Innere dieses Welttheils zu erobern. Noch vor fünfzig Jahren war ihnen ganz Amerika unterworfen; und wenn auch die Staaten dieses Welttheils von dem europäischen Völkerbunde getrennt würden, so blieben es doch immer Europäer, welche darin herrschten. Wenn also die obigen vier Hauptmächte sich bei dem kunftigen Frieden über alle Angelegenheiten der Welt vereinigen könnten, so würde es für sie ein leichtes seyn, die Gewalt der Türken in Europa und Asien zu brechen, Indien, Persien und vielleicht auch China von sich abhängig zu machen; die ganze Küste von Afrika zu erobern, und Amerika in den alten Zustand der Unterwürfigkeit zurükzuführen. Die oben angeführte Prophezeihung des Schwedenborgs würde alsdann mehr oder weniger ausgeführt werden: welcher sagt: Im Jahre 1810 wird der türkische Mond blutroth und auf ewig untergehen. Drei Jahre darnach wird die ganze afrikanische Küste von den Spaniern und Franzosen erobert werden. Uiber den Trümmern von Karthago wird sich eine Stadt erheben, wovon ganz Afrika seine Geseze erhalten wird. In Amerika werden sich zwei fürchterliche Freistaaten bilden 2c. Es fehlte alsdann weiter nichts mehr, als daß Frankreich, Oestreich, Rußland und Großbritannien sich als vier große Kaiserthümer erklärten, wovon ersteres die Suprematie in Europa, das zweite in Afrika, das dritte in Asien und das

vierte in Amerika übernähme, und die ganze Welt wäre unter sie getheilt.

Wir wollen die Erfüllung solcher Träume einstweilen dahin gestellt seyn lassen, obwohl wir in unsern Tagen Ereignisse erlebt haben, wovon sich, wie Hamlet sagt, unsre Philosophie nichts träumen ließ, und einen Blik auf die gegenwärtige Lage der Dinge werfen; um das anzugeben, was bei dem künftigen Frieden wahrscheinlich als Basis angenommen werden könnte.

1) Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland, Holland und die Schweiz werden eine Föderation zwar unabhängiger oder suveräner Staaten ausmachen, aber der französische Kaiser das Haupt und Protektor davon seyn.

2) Rußland wird in dem Besize seiner asiatisch-europäischen Besizungen bleiben, so wie sie ihm durch die Friedensschlüsse von Tilsit und Friedrichsham zugesichert sind. Damit werden auch noch einige türkische Provinzen (vielleicht die Moldau und Wallachei) verbunden werden. Auf Schweden, Preußen, Persien und Dänemark wird es, aber nur im Bunde mit Frankreich und Oestreich, einen wichtigen Einfluß behalten, und seine Grenzen in Asien berichtigen.

3) Oestreich sind durch den Frieden von Wien und die Vermählung Luisens mit Napoleon nicht nur seine jezigen Länder garantirt, sondern auch eine neue Perspektive nach Osten eröffnet, falls sich die ottomannische Pforte nicht den Verfügungen der drei Kaiserhöfe unterwerfen sollte. Ob nicht der Großherzog von Würzburg einige Erweiterungen im Rheinbunde erhalten werde, muß die Zukunft lehren.

4) Großbritannien ist schon während den Unterhandlungen des Lord Lauderdals der Besiz von Pondichery, Chandernagor, Maho, Tabago und das Vorgebirg der guten Hoffnung zugestanden worden. Wegen dem Verluste von Hannover und so vieler Alliirten auf dem festen Lande könnte

ihm vielleicht auch die Behauptung noch andrer Inseln und Vortheile nicht versagt werden. Wenn sich der König alsdann, wie vor einigen Jahren englische Blätter äußerten, den Titel eines Kaisers von Großbritannien und der beiden Indien beilegen will, würde dies eben so wenig ein Hinderniß des Friedens seyn, als da sich Franz Kaiser von Oestreich nannte.

Die Hauptsache aber, woran uns Europäern auf dem festen Lande gelegen seyn muß, ist die völkerrechtliche Organisation dieses Völkerbundes. Fast alle Staaten, welche in dem Föderativ-System des Kaisers Napoleon enthalten sind, haben bereits schon eine neue dem Zeitgeiste angemessene Organisation erhalten; und die Verfassungen von Frankreich, Spanien, Italien, Westphalen und Warschau sind selbst mit Zuthun und Bewilligung des Kaisers Napoleon und des französischen Senats gegeben, und folglich garantirt worden. Es wäre daher zu wünschen, daß bei dem künftigen allgemeinen Frieden auch die übrigen Staaten des Kontinents eine gleiche Garantie erhielten, und überhaupt die Verhältnisse der Föderativstaaten zu einem Kaiserthum näher bestimmt würden.

Ich muß daher, ehe ich diese Abhandlung schließe, noch den Unterschied zwischen einem Kaiserthum und einem andern Staate oder Reiche darthun. Ein gemeiner Staat oder ein ordentliches Reich ist ein entweder aus einer Nation oder nach einerlei Verfassung bestehendes Ganze; aber ein Kaiserthum umfaßt mehrere Nationen und Staaten unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte. Die Weltgeschichte liefert uns zweierlei Arten von Kaiserthümern; nämlich unumschränkte, wie zum Beispiel das große persische, mazedonische, römische und mahomedanische Reich waren; und beschränkte, wie das Reich Karls des Großen und Napoleons. Erstere wurden nur nach

den Grundsäzen der Eroberung und dem Kriegsrechte gebildet, leztere aber auf die Freiheit und Unabhängigkeit der Nationen gegründet; erstere machten gleich ungeheure Massen aus, welche durch Paschen und Satrapen regiert wurden, leztere aber waren Föderationen freier Völker, nur zur gemeinschaftlichen Vertheidigung unter einem Oberhaupte vereinigt. Bei Erstern war die Willkühr des Eroberers Gesez, bei den Leztern aber der Ausspruch der Friedensschlüsse. Erstere wurden im Sultansgeiste der orientalischen, Leztere im Föderationsgeiste der germanischen Völker angelegt. Erstere verfielen daher bald nach dem Todte ihres Stifters, leztere erstreken ihre Dauer über Jahrtausende.

Wenn wir also hier von Kaiserthümern reden, so verstehen wir darunter nicht solche ungeheure Massen, wie die Reiche der Tamerlane und Dsingiskane waren, sondern große Föderationen unabhängiger Völker, welche durch wechselseitige Verträge und Friedensschlüsse gebunden sich unter einander ihre Rechte versichern, und wovon ein Oberhaupt der gemeinschaftliche Anführer und Protektor ist. Ein solches Föderativ-Kaiserthum hat Napoleon bereits in dem süd-westlichen Europa gestiftet. Es steht nun zu erwarten, was in ähnlichem Geiste in der übrigen Welt geschehen wird.

VI.

Geschichte der Zeit.

Türkei — England.

In den europäischen Staaten des Großherrn hat sich eine Sage fortgeerbt, von dem Abendlande werde einst ein mächtiger Mensch kommen, der das Reich Mahomeds zerstöre, und an die Stelle des halben Mondes das Kreuz auf das Serail pflanze. Diese Sage hat sich, wie man versichert, in unsern Tagen schnell verbreitet, und der Glaube, der Zeitpunkt, in welchem diese Weissagung in Erfüllung gehen werde, sey nicht mehr fern, soll in Konstantinopel selbst bei den höheren Ständen allgemein seyn. Es giebt Ahnungen, an die man, ohne abergläubisch zu seyn, glauben kann, weil sie aus dem Gefühle unseres Zustandes hervorgehen. Man nennt Menschen, die mit Gewißheit ihren nahen Todt voraussagten. Die Zerrüttung der Funktionen ihres Körpers kündigten ihnen seine baldige Auflösung an, und das Vorgefühl ihrer Zerstörung war keine Täuschung.

Auch die Türken mögen sich über den nahen Sturz ihrer Macht in Europa nicht täuschen, wenn sie ihm izt mit ban-

gen Besorgnissen entgegen sehen. Lange schon galt die Anwesenheit dieses Schmarozervolks auf einem schönen Boden, den große Erinnerungen heiligen, für einen entehrenden Frevel. Allein auf europäischem Gebiete, der Kultur, den Sitten und Gebräuchen von Europa fremd, erhielt es sich nur durch die Politik der übrigen Mächte. Izt aber scheinen selbst politische Verhältnisse seinen Untergang herbeizuführen, und die Absichten der Staatskunst mit den Wünschen der Menschheit freundlich zusammenzustimmen.

Die Türkei ist die einzige Macht in Europa, die Englands Interesse unterstüzt; die einzige, die sich weigert, dem Kontinentalsysteme mit den übrigen Staaten des Kontinents beizutreten. Von dem brittischen Einflusse beherrscht war sie bis izt gegen alle Vorstellungen taub, die sie als einen Staat des festen Landes für die Sache desselben zu gewinnen suchten. Der Gesandte Adair, dessen Abreise von Konstantinopel so oft angekündigt wurde, befindet sich noch in dieser Hauptstadt, und scheint die Bande, welche die Pforte an Großbritannien fesseln, mit jedem Tage fester zu knüpfen.

» Die Illyrischen Provinzen, sagte Napoleon, am 3. »Dezember, bei Eröffnung des gesezgebenden Körpers, rüken »die Grenzen meiner Staaten bis an die Save vor. Als »Nachbar des Reichs von Konstantinopel werde ich mich in »der natürlichen Lage befinden, über die ersten Interessen »meines Handels auf dem Adriatischen und Mittelmeere und »in der Levante zu wachen. Ich werde die Pforte beschüzen, »wenn sie sich dem verderblichen Einflusse Englands entreißt; »ich werde sie zu züchtigen wissen, läßt sie sich von hinter»listigen und treulosen Rathschlägen beherrschen. »

Der Augenblik, in dem dieses Urtheil in Vollzug gesezt werden soll, scheint nahe zu seyn. Die Bemühungen, den Divan mit den wahren Interessen des türkischen Reichs bekannt zu machen, waren fruchtlos. Diese Macht schloß

sich immer fester an England an, als könne England sie vom Verderben retten, wenn es zwischen Frankreich, Rußland und Oestreich entschieden ward. Es ist möglich, daß Napoleon nie in die Vernichtung der türkischen Herrschaft in Europa gewilligt haben würde, hätte der Großherr sich standhaft für die Sache des Kontinents gegen England erklärt. Er konnte politische Gründe zur Erhaltung dieses misgestalteten Staates haben, der in Europa nie einheimisch wird; und ohne seinen Willen durfte keine Macht der Welt ihn zu zertrümmern denken. Beinahe alle Bemühungen seines spätern, thatenreichen Lebens hatten den Zwek, den Kontinent von der Knechtschaft Englands zu befreien, den Welthandel in seine natürlichen Rechte einzusezen, und die Meere wieder zum Gemeingute aller seefahrenden Nationen zu machen. Für diese Sache schlug er sich bei Austerliz, Jena, Friedland und Wagram; für sie stipulirte er zu Preßburg, Tilsit und Wien, und als ihre Opfer fielen, nebst manchen alten Geschlechtern, auch die von Neapel und Oranien und selbst die weltliche Herrschaft des Pabstes. Wird Napoleon der Türkei vergeben, was er nie einer näheren, befreundeten Macht vergeben konnte? Wird er es gleichgültig ansehen, daß dieser einzige Staat in Europa seinem Lieblingsentwurfe entgegenkämpft, und die Macht und den Handel Englands gegen das Interesse des festen Landes begünstigt?

Hat Frankreich den Willen, die Türkei zu züchtigen, dann fehlt ihm am wenigsten die Macht dazu. Nachdem es beinahe mit ganz Europa gekämpft, und beinahe ganz Europa gezwungen hat, das Gesez des Siegers zu empfangen, kann es wohl nicht zu fürchten haben, seine Macht an diesem morschen Gebäude eines in sich schon zusammensinkenden Staates, an dieser Mumie eines Volkes scheitern zu sehen. Herr von dem benachbarten Italien und den Illyrischen Provinzen führte es den Krieg gegen die Türkei in seiner Nähe,

was ihn leichter und weniger kostspielig macht, und seinen Erfolg zu sichern erlaubt. Mit Oestreich und Rußland im Bunde hatte es weder einen eifersüchtigen Nachbarn zu bewachen, noch einen Feind zu fürchten.

Nur gegen Osten kann sich Oestreich vergrößern; und für seinen vielfachen Verlust, den es in wiederholten unglüklichen Kriegen erlitten hat, eine Entschädigung suchen. Da es mit Frankreich izt durch die engsten Bande vereinigt ist, so kann diese Macht eine Erweiterung seines Gebietes nicht anders als mit Wohlgefallen sehen, besonders da Oestreich sich dadurch auch gegen Rußland, einen mächtigen Nachbarn, vergrößern würde, gegen den es selbst die Politik der Tuillerien in einer Art von Gleichgewicht zu erhalten suchen muß. Rußland hatte schon lang Absichten auf die schönen Länder der Türkei, die ihm einen bedeutenden Zuwachs an Boden und Menschen, einen ausgebreiteteren, sichern Handel und eine kräftigere Haltung gegen das übrige Europa und Asia geben würden. Sind diese drei bedeutenden Reiche, Frankreich, Rußland und Oestreich, über eine Theilung des türkischen Gebietes einverstanden, dann läßt sich kaum begreifen, was diese Macht retten könnte. Vielleicht wäre es eine Frage, ob die Politik die Auflösung einer Mittelmacht billigt, die izt noch die drei großen Reiche scheidet, deren Nachbarschaft sie selbst zu feindlichen Reibungen führen könnte. Es dürfte vielleicht bedenklich scheinen, diese Staaten, die sich izt nur in einigen entfernten Theilen berühren, in eine unmittelbare Nachbarschaft zu bringen. — Doch es wäre anmasend, die Ansichten der Kabinette in dieser Hinsicht erörtern und prüfen zu wollen, da man sie nicht einmal kennt, und ihre kluge Vorsicht gegen künftige Uibel gewiß auch Verwahrungsmittel findet. Zudem könnte ein Theil der Türkei immer noch eine Mittelmacht bilden, ohne darum der türkischen Herrschaft unterworfen zu seyn.

Dem seye indessen wie ihm wolle, eine große Katastrophe bereitet sich im Osten von Europa. Das Reich des Großherrn, schon lange Jahre mit sich selbst im unnatürlichen Kampfe, droht einen nahen Fall. Die Glieder im Streite mit dem Haupte und mit sich selbst, befehden die Paschen den Sultan und sich wechselseitig. Provinzen stehen gegen ihren Oberherrn auf, der sich von seinen eigenen Stellvertretern keinen Gehorsam zu verschaffen weiß. Gegen die europäische Kultur in allen ihren Zweigen um Jahrhunderte zurük, gleicht die Türkei einem entstellenden, fremdartigen Auswuchse an dem Körper dieses Welttheils. Voll dummer Verachtung und Uibermuth gegen unsre Sitten und Fortschritte in Kunst und Wissenschaft blieben die Türken Barbaren unter einem der schönsten Himmelsstriche; und ihr Land, der alte klassische Boden großer Menschen, war jeder liberalen Idee, einer menschlichen Gesezgebung und Regierungskunst, auf das Recht und das Wohl des Volkes gegründet, unzugänglich. Selbst unsre Kriegskunst konnte keinen Eingang in diesen Staat finden; und an der Macht der Vorurtheile scheiterte das Unternehmen eines nicht verdienstlosen Sultans und eines kräftigen Menschen, die für sich und das Reich in der Taktik, Disziplin und Uibung des europäischen Soldaten Rettung suchten, und vielleicht auch gefunden hätten. Der Mord des unglüklichen Selim und der Sturz Bairaktars, der wie ein Held fiel, sprachen das Todesurtheil über die Pforte aus, das sie auch gewiß an sich selbst vollziehen wird, wenn benachbarte Mächte ihr diesen freundschaftlichen Dienst versagen sollten.

Dem türkischen Soldaten fehlt es nicht an jenem rohen Muthe, der dem Todte trozt. Die Vorurtheile seiner Religion leihen ihm noch ihre ganze Stärke. Aber bei dem gegenwärtigen Zustande der Kriegskunst entscheidet der persönliche Muth weniger als Uibung und Gehorsam; er kann

sogar bei einem undisziplinirten Heere im Einzelnen oft nachtheilig aufs Ganze wirken; und schon die welterobernden Römer, bei denen der Krieg doch weniger Kunst war als bei uns, kannten eine höhere Tugend des Soldaten als den Muth, und Titus Manlius Torquatus strafte seinen Sohn am Leben, weil er sich von seinem Ungestüme hinreisen ließ, und gegen das Gebot des Feldherrn, aus der Reihe des Heeres trat, um den höhnenden Feind zu strafen. Den Persern fehlte es im allgemeinen auch nicht an Muth, und den meisten der Feinde der alten Römer so wenig als denen des neuern Frankreichs; aber sie unterlagen der grösseren Kunst und den höheren Feldherrntalenten. Die sklavischen Völker hält nur die Ruthe des Treibers in Pflicht und Gehorsam; und die frechste Losgebundenheit gesellt sich, in demselben Gemüthe, zur niederträchtigsten Unterwürfigkeit, nachdem die Verhältnisse wechseln. Im Glüke können solche Heere unwiderstehlich seyn, von ihrer wilden Kühnheit hingerissen; aber im Unglüke lösen sie sich gern in zügellose Banden auf: eine schreklichere Geisel des Landes, als der Feind selbst, gegen den sie es beschüzen sollten.

Der Fanatismus kann in den Türken kämpfen; aber er ist in einem desorganisirten Staate ein schwaches und oft gefährliches Mittel gegen tapfre, regulirte Truppen. Alle moralische Springfedern sind in diesem despotischen Reiche, wie gewöhnlich in allen, zerstört, und die lezte Hoffnung der Regierung bliebe dann die Furcht und der Aberglauben: die Seele des entmenschten Sklaven. Zwietracht herrscht im Innern; die Serbier haben sich, nach ihrem gelungenen Aufstande, an die Russen angeschlossen. In Mazedonien und Romanien sind gefährliche Gährungen ausgebrochen, die, wenn sie auch augenbliklich gedämpft werden, eine geschikte Hand, zur gelegenen Zeit, wieder anzufachen und zu benuzen weiß. Mit Mühe nur werden in den meisten

Provinzen, deren Statthalter dem Großherrn aus Zwang gehorchen, Armeen gegen den Feind zusammen getrieben. Kurz es läßt sich nicht erwarten, daß die Pforte der vereinigten Macht von Frankreich, Oestreich und Rußland einen langen Widerstand leisten sollte.

Mit dem lezten Reiche ist sie im Kriege; die beiden ersten hat sie durch ihr unpolitisches Benehmen von sich entfernt, oder durch Feindseligkeiten herausgefodert. An den Grenzen von Bosnien wurden französische Posten von den Türken überfallen; und wenn auch der Pascha dieser Provinz und der Hof von Konstantinopel diese Frechheit misbilligten, und die Urheber derselben zu strafen befahlen, so giebt einem rechtlichen Nachbarn doch nichts Sicherheit gegen eine Macht, die ihre eigene Untergebene nicht zu zügeln, und Staaten, mit denen sie in Frieden lebt, keine Achtung zu verschaffen weiß. Diese Nekereien allein könnten einen Krieg mit der Türkei herbeiführen und rechtfertigen, wenn man ihn will, und um eine Rechtfertigung verlegen wäre; übersieht sie die französische Regierung großmüthig, dann liegt ein Krieg nicht in ihrem Plane. Übrigens gehören keine geräuschvolle Anstalten dazu, um ein bedeutendes Heer durch Dalmatien nach dem türkischen Gebiete zu führen. Der Herzog von Ragusa, der ohne dies eine kriegerische Haltung in dieser Gegend hat, könnte mit Leichtigkeit Truppen aus Frankreich und Italien an sich ziehen, und mit dem Kriege selbst die erste Nachricht davon nach der nördlichen Türkei bringen.

Auch Oestreich zieht, nach öffentlichen Nachrichten, eine bedeutende Macht an den türkischen Grenzen zusammen, um sein Gebiet gegen eine feindselige Behandlung zu schüzen, im Falle Servien und Bulgarien, wie es zu erwarten ist, den künftigen Sommer der Schauplaz des türkisch-russischen Krieges werden. Der Oberbefehl über diese Truppen soll dem Feldmarschall-Lieutenant Duka ertheilt seyn, der sein

Hauptquartier zu Temeswar aufschlägt. Oestreich, sagen dieselben Nachrichten, hat keineswegs die Absicht, an diesem Kriege Antheil zu nehmen, es seye dann, daß der Einfluß, den England auf die Pforte ausübt, die Kontinentalmächte nöthigen würde, eine allgemeine Masregel zu ergreifen, um sie von dieser verderblichen Herrschaft zu befreien. — Dieser Vorbehalt bedarf keines Kommentars.

Rußland hat gegen die Türkei noch keine bedeutende Fortschritte gemacht; aber dieser Umstand beweiset für die Türken so wenig als gegen Rußland. Auch in dem lezten Kriege gegen Schweden war man oft über die Langsamkeit der Operationen des russischen Heeres erstaunt; man konnte nicht begreifen, wie eine Macht, von deren unermeßlichen Kräften man allenthalben so vortheilhafte, vielleicht izt noch etwas abentheuerliche Begriffe hat, von Seiten eines unbedeutenden, erschöpften Staates so viel Widerstand finden konnte. Man vergißt aber zu leicht, daß in menschenleeren, unangebauten Gegenden, schon wegen dem Mangel an Lebensmittel, Heerstrasen und Zugvieh, der Krieg nicht so rasch gefuhrt werden kann, als in fruchtbaren, bevölkerten Ländern. Auch hat die Schnelligkeit und Energie, mit welcher Frankreich seit der Revolution handelt, den Gesichtspunkt etwas verrükt, aus dem man Staaten und Regierungen und ihr Benehmen, unter gewöhnlichen Umständen, betrachten muß. Uibrigens hatte Rußland keine bedeutende Macht an der Donau stehen, und es scheint den Krieg erst mit diesem Frühjahre nachdrüklich fuhren zu wollen; wenigstens sendet es beträchtliche Verstärkungen zu seiner Armee, gegen die sich auch die Turken mit ungewöhnlichen Anstrengungen rüsten.

Nur zwei Ereignisse scheinen die Pforte von einem gewissen Untergang retten zu können: ihr Beitritt zu dem Kontinental-System oder ein Friede des festen Landes mit

Großbritannien. In beiden Fällen würde sie ihre Erhaltung ohne Zweifel mit einigen Opfern erkaufen müssen; aber sie könnte ihre, obgleich doch wahrscheinlich nur prekäre, Existenz wenigstens fristen. Entschließt sich die Pforte, dem Kontinental-System beizutreten, dann kann sie Frankreich versöhnen. In einem Frieden mit England wurde diese Macht zu ihrem Vortheil stipuliren. Das erste Mittel liegt in ihrer Hand; und sie wählt es vielleicht, wenn die Noth sie drängt, und bringt dann größre Opfer, als sie izt zu bringen hätte, wenn sie sich freiwillig dafür entschied; aber schwache Staaten, wie schwache Menschen lassen ihre Entschliesungen durch die Ereignisse bestimmen, auch wo diese durch ihre Entschliesungen bestimmt werden könnten. Das zweite Mittel ist näher, als es noch seit Jahren war. Die englische Regierung hat Hrn. Makensie, ehemaligen Sekretär von Lord Wellington, nach Frankreich geschikt, um über die Auswechselung der Kriegsgefangenen zu unterhandeln. In England rühmte man die gute Aufnahme, welche dieser Abgeordnete bei der französischen Regierung fand, und verbarg die freudige Hoffnung nicht, daß dieser erste Schritt einer wechselseitigen Annäherung zu einem zweiten, weit wichtigeren führen könne.

Die inneren Angelegenheiten des brittischen Reichs mögen auch einigen Einfluß auf die Verhältnisse desselben mit dem Auslande haben. Die Gährungen, welche sich in verschiedenen Theilen von England ankündigen, auch schon hier und da gezeigt haben, mussen Eindruk auf die Regierung machen. Sie könnte in der Fortsezung des Kriegs das der Staatskunst wohl bekannte Mittel finden, durch eine angestrengte Thätigkeit nach Außen die öffentliche Aufmerksamkeit im Inneren zu theilen und die Gemuther in einem gemeinschaftlichen Zweke zu vereinigen, wenn sie einen glüklichen Krieg fuhrte; aber gerade die unglüklichen oder fruchtlosen

Expeditionen von Walcheren, Spanien und Portugal haben nicht wenig dazu beigetragen, das ziemlich allgemeine Misvergnügen zu vermehren. Vielleicht macht das Ministerium den Versuch, das Vertrauen des Volkes durch einen wohlthätigen Frieden wieder zu gewinnen.

Großbritannien bietet in diesem Augenblik ein eigenes Schauspiel dar. Lange schon wurde gegen die ungleiche, fehlerhafte Representation des englischen Volks bei der Gesezgebung geklagt, und eine Parlamentsreform mit Ungestüm, aber ohne Erfolg gefodert. Dieser Mangel wurde um so inniger gefühlt, weil die Regierung, besonders seit Pitts Administration, ein Uibergewicht gewann, das sie einst zur Begründung der Willkühr benuzen konnte. Der Engländer, stolz und wachsam auf seine Freiheit und alten Rechte, sah mit Eifersucht auf die Fortschritte der königlichen Macht. Einige an sich nicht besonders bedeutende Ereignisse, deren Folgen sich aber bei dem gereizten Zustande eines Volks schwer berechnen lassen, wekten die schlummernden Besorgnisse, und sezten die Gemüther in eine Gährung, die wie eine verzehrende Flamme um sich greift. In einem andern Staate als England, wo altes Recht und alter Brauch viel gelten, wo die der Nation eigne Besonnenheit sich auch bei Volksbewegungen nicht bald verleugnet, liese sich, mit einer Art von Gewißheit, ein innerer Krieg voraussagen; aber hier endet sich, bei einiger Klugheit und Vorsicht der Regierung, der Streit wahrscheinlich zum Besten der englischen Verfassung ohne Gefahr für den Monarchen und das Vaterland. Bei freien Völkern befestigen ähnliche Unruhen oft die Freiheit, wie Stürme kräftige Bäume auf ihren Wurzeln, da sie schwache niederreisen. Das feste Land, an Auftritte dieser Art nur in Zeiten einer Revolution gewöhnt, sieht dem Kampfe der Parthei des Volks gegen die der Regierung mit Theilnahme zu, und kann kaum begreifen, wie

es ein einzelner Mensch, ohne eine andre Macht als die der öffentlichen Meinung wagen darf, gegen die Masregeln des Kabinets aufzutreten, und Grundsäze zu proklamiren, welche die Regierung zu fürchten hat. Und doch that Burdett mehr.

Obgleich der Name dieses Mannes und die Bewegungen, deren Gegenstand er war und ist, durch öffentliche Blätter bekannt sind, so mag es doch nicht außer dem Zweke unserer Zeitschrift liegen, dieses Gegenstandes etwas umständlicher zu erwähnen.

Das Unterhaus hatte einen Druker, Namens John Gales Jones, gefänglich einziehen lassen, weil er gegen Herrn Yorke, und dessen vom Unterhause genehmigten Antrag, während der Untersuchung über die Schelde-Expedition alle Zuhörer von den Gallerien zu entfernen, eine anzügliche Schrift bekannt gemacht hatte. Jones, der im Anfange des Aprils schon einen Monat in Newgate saß, wandte sich mit einer Bitte um seine Freilassung an das Unterhaus, und Sir Francis Burdett machte zu seinen Gunsten einen Antrag, der aber verworfen wurde. Burdett ließ eine Zuschrift an seine Kommittenten, die Freeholder und Bürger von Westminster, druken, in welcher er das Verfahren des Unterhauses, einen Bürger seiner Familie zu entreissen, und ohne rechtliches Verhör einzukerkern, despotisch und gesezwidrig nannte, und in starken Ausdrüken dagegen protestirte. Sobald diese Zuschrift bekannt wurde, machte Lethbridge im Unterhause den Antrag, sie für eine Verlezung der Privilegien des Hauses zu erklären. Nach lebhaften Debatten in der Sizung vom 5. April, zu der sich eine außerordentliche Menge von Menschen gedrängt hatte, wurde nicht allein der von Lethbridge gemachte Antrag angenommen, sondern auch mit 190 Stimmen gegen 152 beschlossen, Sir Francis Burdett nach dem Tower zu schiken. Demzufolge fertigte der Sprecher einen Verhaftbefehl aus, und übertrug dessen Vollzie-

hung einem Gerichtsdiener. Da dieser aber zu Burdett kam, der sich auf die Nachricht von dem Beschlusse des Unterhauses von seinem Landgute nach der Stadt begeben hatte, erhielt er zur Antwort, ein solcher Verhaftbefehl sey ungültig, und er werde demselben nicht gehorchen, im Nothfalle auch Gewalt mit Gewalt vertreiben. Der Gerichtsdiener zog sich auf diese Erklärung zurük.

Unterdessen hatte der Beschluß des Unterhauses, so wie er in der unermeßlichen Hauptstadt bekannt wurde, eine große Gährung erregt. Schon Vormittags drängte sich das Volk nach dem Tower, um Burdett dort eintreffen zu sehen, noch zahlreicher aber nach seinem Hause in Piccadilly, wo es ihn und seine Freunde, so oft sie sich sehen liesen, mit lautem Freudengeschrei bewillkommte. Bald wurden blaue Bänder, mit der Inschrift: Burdett auf immer, angestekt, und an allen Strasenekken eine Einladung zur Unterschrift einer Petition angeschlagen, um die Wahlmänner von Westminster zu einer Versammlung zu berufen, in der über die zu nehmenden Masregeln, nachdem das Unterhaus Westminster eines seiner Repräsentanten beraubt habe, berathschlagt werden sollte. Einige Stunden lang begieng das Volk keine weitere Ausschweifungen; aber um 5 Uhr fieng es an, die mit Koth zu werfen, welche seinem Geschrei nicht beistimmen wollten. Bald wurden auch die vorbeifahrenden Wagen angegriffen, die Gläser zerschlagen, und ein vorbeireitender Offizier mishandelt. Nach 8 Uhr zogen Volkshaufen von Piccadilly aus, und warfen in dem Hause, in dem sonst Lethbridge, der den Antrag gegen Burdett gemacht hatte, wohnte, dem Lord Castlereagh, Herrn Yorke, und selbst dem Kanzler der Schazkammer, Hrn. Perceval, die Fenster ein. Die Garden, die man nun anrüken ließ, betrugen sich mit der grösten Mäsigung, und es kam zu keinen Thätlichkeiten. Das Volk begnügte sich die Fenster ein-

zuschlagen, zu schreien und zu pfeifen, und mishandelte keinen Menschen. Da einige Personen Lichter an die Fenster stellten, so ergriff das Volk diesen Gedanken, und zwang bald alle Hauseigenthümer im westlichen Theil der Stadt, ihre Wohnungen Burdett zu Ehren, reich zu illuminiren. Den 7. Morgens um 5 Uhr begab sich der Gerichtsdiener, in Begleitung aller Unterbedienten des Parlaments, nach Wimbledon, wo man Burdett vermuthete, um ihn dort zu verhaften, kam aber unverrichteter Sache wieder zurük. Gegen Mittag erschien Sir Francis zu Pferde in Piccadilly, und stieg vor seinem Hause ab, wo er von dem Volke mit großem Freudengeschrei empfangen wurde. Den 7. Mittags war die Zahl der versammelten Haufen noch größer als den Tag vorher, und jeder, der auf der Strase gieng, war genöthigt, den Hut zu schwenken, und Burdett auf immer zu rufen. Die Regierung ließ, unter diesen Umständen, alle in der Gegend von London befindliche Linientruppen und Milizen nach der Stadt aufbrechen; nur die deutschen Truppen waren ausgenommen. Nachmittags verlas eine obrigkeitliche Person in Piccadilly die Riotakte, welche erlaubt, gegen diejenigen Gewalt zu gebrauchen, welche sich auf eine Aufforderung der Polizeibeamten nicht entfernen wollen. Die Kavallerie durchritt die Strasen, und zerstreute die Haufen; allein wenn das Volk auch eine Gegend der Stadt verließ, dann sammelte es sich schnell wieder in einer andern.

Lord Moira, als Gouverneur vom Tower, begab sich dahin, und traf die nöthigen Masregeln zur Sicherheit desselben und zur Aufnahme von Sir Francis. Auch in dieser Gegend und in der Altstadt waren große Volkshaufen versammelt. Da die Riotakte keine Wirkung hervorbrachte, so erschienen 200 Mann von der Garde zu Fuß mit aufgepflanzten Bajonetten, und stellten sich vor Burdetts Woh-

nung auf. Diese Soldaten, so wie die Kavallerie wurden mit Koth bedekt, und sogar mit Steinwürfen empfangen. Nun sprengten die Garden im Galop gegen das Volk an, und vertrieben es aus der Strase Piccadilly. Die Reiter bedienten sich größtentheils der flachen Klinge; doch erhielten einige Personen, die Widerstand leisten wollten, leichte Wunden. Beinahe alle Korps Freiwilliger stunden unter den Waffen. Nun erschien der Gerichtsdiener abermals vor Burdetts Haus, entfernte sich aber wieder, da er die Thüre verrammelt fand. Gegen Abend nahm man große Versichtsmasregeln, stellte Artillerie an allen Strasen auf und verstärkte die Militärposten. Der Abend vergieng wie der Nachmittag; das Volk insultirte die Offiziere, warf sie mit Koth und Steinen, und die Kavallerie trieb die lärmenden Haufen von Strase zu Strase. Gegen 9 Uhr wurden mehrere Pistolen auf die Garden zu Pferde abgefeuert, und drei Mann verwundet. Zwei Stunden später griff das Volk diese Garden mit Steinen und Ziegelstüken an, und verwundete mehrere. Nun brauchten die Garden ihre Säbel und Pistolen. Die Soldaten blieben die Nacht unter den Waffen, und erhielten in einigen Strasen von den Hauseigenthümern Erfrischungen. Den 8. April erneuerten sich dieselben Bewegungen. Burdett hatte an den Sherif geschrieben, mit der Aufforderung, ihn gegen die Militärmacht zu vertheidigen. Der Sherif kam auch wirklich mit einem großen Zuge von Polizeibedienten, und stellte sich vor Burdetts Wohnung auf; die Truppen machten ihm Plaz, und stellten sich auf die beiden Seiten. Indeß schien sich der Sherif Burdetts Verhaftung nicht widersezen zu wollen. Um ein Uhr wurde die Riotakte vor der Wohnung verlesen, und um funf vertrieb die Kavallerie die Volkshaufen ohne Widerstand, wozu ein eben eingetretener heftiger Regen vieles beitrug. Bei einbrechender Nacht wurde der Lärm

wieder größer; die Kavallerie brauchte ihre Säbel, und mehrere Personen wurden verwundet. In der Nacht lief das Volk durch die Strasen, und zerschlug Fenster und Laternen. Den 9. Morgens um 10 Uhr, ehe der Haufen noch zu groß ward, ließ der Gerichtsdiener an Burdetts Hause eine Thüre aufsprengen, und drang mit 20 Polizeibedienten ein. Nach einigen Protestationen gab Sir Francis der Gewalt nach, und wurde in einem vierspännigen Wagen, unter Begleitung mehrerer Eskadronen Kavallerie, nach dem Tower gebracht. Das Volk drang in großen Haufen nach; alle Läden musten geschlossen werden, aber die Masregeln waren so getroffen, daß der Gefangene nicht befreit werden konnte. Man hatte die Wälle des Towers mit Artillerie und Truppen bedekt, und die Garden vor dem Thore aufgestellt. Lord Moira nahm Sir Francis in Empfang, und ließ die Thore schliesen, worauf die Garden nach ihren Kasernen zurükkehrten. Beim Marsche durch die Altstadt verfolgte das Volk die lezte Eskadron der Garde zu Pferde mit Steinwürfen; diese feuerte ihre Pistolen ab, und zerstreute die Menge. Ein Mann ward getödtet; mehrere erhielten schwere, viele leichte Wunden. So endigte sich der Lärm, der drei Tage gewährt hatte. 25,000 Mann Truppen waren in London versammelt, und man erwartete noch Verstärkung.

Diese unruhigen Auftritte waren größtentheils das Werk der untern Volksklassen; aber sie hatten eine beinahe allgemeine Bewegung der Gemüther zur Folge. In London, so wie in mehrern andern Städten und Grafschaften sammelten sich die Bürger und Freeholder, berathschlagten über das Verfahren des Unterhauses, über das Benehmen der Minister und die Gefahr des Vaterlandes. Das Haus der Gemeinen erhält Gesuche voll Beschwerden und bitterer Klagen um die Befreiung Burdetts. Man bringt die Nothwendigkeit einer Parlamentsreform ernstlich zur Sprache, um das Uibel an seiner Quelle zu vernichten, erläßt Adressen an den gefeierten Märterer der Freiheit, die ihm mit Gepränge in das Gefängniß überschikt werden, und baute schon einen prächtigen Triumphwagen, um ihn, am Tage seiner Entlassung aus dem Tower, im pomphaften Zuge durch die Hauptstadt zu führen.

Die Regierung sieht nicht ohne Besorgnisse auf alle diese Bewegungen, die sich immer mehr verbreiten, und trifft Vorkehrungen, um einem gefährlichen Ausbruche derselben zu begegnen. In der Nähe von London werden Läger ab-

gestekt, die, wenn sie wirklich den Zwek haben, Truppen aufzunehmen, welche das Volk durch die Gewalt der Waffen zum Gehorsam zurükführen sollen, ein Vorbote schwerer Ereignisse seyn würden. Die heftigsten Blätter der sogenannten Volkspartheи ergiesen sich in Schmähungen über die Minister, und weken die öffentliche Aufmerksamkeit über die Gefahr der alten englischen Freiheit. Besonders ist Wellesley der Gegenstand ihrer Erbitterung. Man wirft ihm vor, die Grundsäze der asiatischen Regierungskunst aus Ostindien nach Großbritannien verpflanzen zu wollen. Unterdessen sizt Burdett noch immer im Tower. Dieser Mann scheint alle Anlagen zu haben, die Rolle eines Tribuns mit Erfolg zu spielen; er besizt jene Art populärer Beredsamkeit, die sich selten über den Gesichtskreis des Volkes erhebt, und mehr zu dem unbestimmten Gefühle, als zu dem klaren Verstande spricht; Kühnheit und Vorsicht, nachdem es die Lage der Dinge fodert, und, was nicht ohne Bedeutung ist, ein jährliches Einkommen von 400,000 Gulden.

Unter diesen Umständen erklärte Lord Grey, in der Sizung des Oberhauses vom 7. Mai, er werde in drei Wochen einen Antrag in Beziehung auf den gegenwärtigen Zustand der Nation machen, und eine Adresse an den König vorschlagen, um Sr. Majestät zu empfehlen, in der beunruhigenden Krise, worin sich England befindet, diejenigen Masregeln zu nehmen, welche die inneren und äußeren Verhältnisse desselben, die Ehre der Krone, und die Sicherheit und das Glük des Landes gebieterisch fodern. Der wichtige Zeitpunkt, in welchem dieser Antrag gemacht wird, und der Name Grey's, eines Mannes, der wegen seiner anerkannten Redlichkeit, wegen seinen umfassenden Kenntnissen und liberalen Grundsäzen, eine allgemeine Achtung genießt, der ein alter Freund der Freiheit, und eben so mäßig als der Verfassung des Landes ergeben ist, erregen große Erwartungen. Grenville wird die Motion des edeln Lords mit seinem ganzen mächtigen Einflusse unterstüzen; und Großbritannien und das Ausland sehen mit Recht den Verhandlungen des Parlaments über diesen Gegenstand und den Resultaten derselben mit gespannter Aufmerksamkeit entgegen.

I.

Gedichte.

Am Sarge meiner Tochter Emilie.

— nos — cinefactam te — —
Insatiabiliter deflebimus, aeternumque
Nulla dies nobis moerorem e pectore demet.
Lucret.

Rund umströmt vom Hauche süßer Düfte
Uiberwallet dich des Maien Licht,
Nachtigallenlied durchbebt die Lüfte:
Schläferin, du fühlst und hörst es nicht.
Wir umarmen dich, und tausend Thränen
Thauen auf dein bleiches Angesicht;
Uns ergreift ein namenloses Sehnen:
Liebe Schläferin, du hörst uns nicht.

Blumen seh' ich überall entsteigen,
Junge Blüten träget jeder Baum;
Aber dich seh' ich entblättert neigen:
Ausgeträumt ist schon dein Lebenstraum.
Ach, ein schwerer Traum! Und dennoch glühet
Bittrer Schmerz in meiner wunden Brust;
Guter Engel, was mit dir entfliehet,
Bleibt mein unersezlichster Verlust.

Wie so sinnig, duldend, voller Milde,
Trugst du viele Jahre deine Last;
O, wie mich vor deinem stummen Bilde
Die Erinnrung deiner Leiden faßt!
Ach, wie mogtest du mich sterbend fragen:
»Vater, warum leid' ich so?» O Gott!
Lieber Engel, ich konnt' es nicht sagen;
Frage Gott jezt: du bist jezt bei Gott.

Könnt' ich doch in dieser Wehmuth Fluten,
Könnt' ich sterbend mit dir untergehn!
Möchte dieses weiche Herz verbluten,
Dich und mich ein Todeshauch umwehn!
Aber geh nur, geh' in Edens Garten,
Wo die Blumen alle ewig blühn;
Sollst nicht lang auf deinen Vater warten:
Kind, mein Kind, du wirst mich nach dir ziehn.

Ruhe sanft! die Nachtigallen schlagen
Dir ein Schlummerlied in Blumenduft,
Und des Vaters Elegien klagen
Seinen Schmerz an deiner stillen Gruft.
Melodien liebte deine Seele,
Melodie war auch dein ganzes Sein;
Neuer Welten Philomele
Töne dir in Edens Blütenhain.

Ruhe sanft! wann still der Abend sinket,
Kehr' ich gern zu deines Hügels Grün,
Und wann er der Wehmuth Thränen trinket,
Sehn' ich mich, Emilie, zu dir hin.
Denn du lebst, ich fühl' im tiefsten Herzen,
Daß du lebest, lebest, so wie Gott;
Stolz gebiet' ich den empörten Schmerzen,
Denn ich glaub' Unsterblichkeit und Gott.

Der Herzog von Ossonna.*)

Ossonna zog an einem Feste
In seiner Würde Glanz von Haus,
Und übte jezt das schönste, beste
Von allen seinen Rechten aus.
Denn einem Sklaven der Galeeren,
Wie ihn sein Wille sich erkohr,
Durft' er der Freiheit Glük gewähren,
Das jener durch das Recht verlohr.

Er gehet sinnend durch die Reihen,
Wo Schmerz aus allen Bliken spricht;
Und Allen mögt' er gern verzeihen,
Den Einen wählen kann er nicht.
Sie streken Alle ihre Hände
Mit Bitt' und Jammern in die Höh'n,
Und jeder hofft in ihm das Ende
Des ungeheuren Leids zu sehn.

*) Spanischer Vize-König von Neapel.

Der eine rufet: unverschuldet
Drükt mich die ungerechte Last;
Der andre klagt: was ich erduldet,
Ist mehr als eine Seele faßt.
Ein jeder spricht mit regem Feuer,
Er sey nicht böse, wie er schien,
Und wirft beredet seine Schleier
Auf die bestraften Schulden hin.

Ein Jüngling steht in Ruh und Höhe,
Und schaut zum weiten Ozean,
Vom Fürsten abgewandt, als gehe
Ihn diese Szene gar nichts an,
Da dieser schnell sich zu ihm kehret
Und spricht mit königlicher Huld:
Ich habe Alle nun gehöret,
Allein was war denn deine Schuld?

» O ich, mein Herzog, ich bin schuldig
» Und Uibels hab' ich viel gethan,
» Drum trag' ich ruhig und geduldig,
» Wie nur ein Mann ertragen kann.
» Ich wünsche mich auch nicht befreiet
» Von dieser Last, wie sehr sie drükt,
» Wenn mir nur einstens Gott verzeihet
» Und mild sein Richterauge blikt. »

Der Herzog, obschon tief gerühret,
Scherzt: » Schuldig bist du hier allein,
» Und daß dein Beispiel nicht verführet,
» Darfst du bei Braven nicht mehr seyn. —
» Du kannst dein Leben ferner weihen
» Der Reue, wie du hier geweiht,
» Und möge Gott dir so verzeihen,
» Wie dir der König heut verzeiht. »

II.

Uiber die Anwendbarkeit des Fellenbergischen Akersystemes in andern Gegenden.

Der Zwek des Akerbaues ist, der Erde den gröstmöglichen Ertrag an organischen Produkten in der kürzesten Zeit und durch die geringste Kraft abzugewinnen. Diese Aufgabe legt der Uiberlegung zwei verschiedene Punkte zur Vereinigung vor: das Maximum des Ertrages einer gegebenen Fläche, und das Minimum der Zeit und Kraft. Ich würde, um der Schule einen Ausdruk abzuborgen, jenes den objektiven, dieses den subjektiven Theil der Aufgabe nennen; denn dort wird auf die Erzeugungskraft des Bodens, hier auf die Mittel gesehen, die der Mensch anwenden kann, diese zu erweken und zu vermehren. Es sollen so viel vernünftige Wesen, als möglich, auf der Erde beisammen leben, und ihr Brod, so leicht als möglich, gewinnen. Der Schweiß des Angesichts durch Zwang der Arbeit ist immer ein Fluch, dem jeder gerne sich entziehen mag und darf.

Der Ausdruk Ertrag bezeichnet zwei Begriffe, die erst auseinander gesezt werden müssen, ehe die Aufgabe des

Akerbaues deutlich bestimmt ist. Der Ertrag hat eine objektive und subjektive Beziehung; er bezeichnet entweder die Quantität der beabsichteten Erzeugnisse, oder die Größe des Gewinnes nach Abzug der Baukosten: den reinen Ertrag. Jener Ertrag steht oft mit diesem im umgekehrten Verhältnisse. Der Pächter, welcher die lezten Jahre seiner Pachtung das Feld schlecht bauet und düngt, den Aker zwar mit den ihm einträglichsten, aber das Feld aussaugenden Getreidearten und Futterkräutern bestellt, bringt es auf den höchsten reinen Ertrag; er hat zwar weniger produzirt, aber für sich mehr gewonnen, als wenn er, dem Grundsaze der Agrikultur gemäs, auf die bleibende und zunehmende Erzeugungskraft des Bodens hingearbeitet hätte.

Indem ich die Aufgabe zergliedere, zeige ich zugleich die Schwierigkeit ihrer Lösung. Die akerbauende Klasse besteht nicht aus Reichen, wie Lord Bedfort, oder Gelehrten, wie Parmentier, welche die Ruhm- oder Wißbegierde treibt, die höchste Produktionskraft des Bodens zu erweken; und derjenige, der auf fettem gut bearbeitetem Boden, durch Vertheilung der Wurzelknoten, aus einem Korne zweitausend Körner produzirt, hat die Aufgabe so wenig gelöst, als die Farmers die Kunst zu mästen lösen, welche, um den Preis auf Smitfield-Markte zu gewinnen, nach mehreren Mastjahren ihre Ochsen zur Größe und Schwere eines Elephanten bringen.

Unter den Wenigen, denen das Glük einer unabhängigen Lage, und die Neigung zu Theil wurden, die Rüksicht auf einen vorübergehenden höchsten reinen Gewinn durch die Absicht auf den größten bleibenden Ertrag des Bodens zu mäßigen, und so den Punkt einer Vereinigung des subjektiven und objektiven Zwekes zu treffen, zeichnet sich rühmlich aus der Berner Bürger Emmanuel Fellenberg.

Fellenberg treib ein Geschäft, das viele Mühe macht, und wenig Ruhm verspricht. Mit dem wahren Affekte des Guten; ganz ergriffen von der Idee des großen landwirthschaftlichen Zwekes; in der Uiberzeugung des weiten Abstandes des gegenwärtigen Zustandes der Agrikultur von ihrem schönen Ziele, dem größten Theile der Menschen anstatt einer blos mechanischen, den Geist niederschlagenden Arbeit, eine Leib und Geist stärkende Beschäftigung zu geben; mit dem Bewußtseyn einer möglichen Annäherung zu diesem Ziele; beseelt von dem Feuereifer, der sich an den Hindernissen noch mehr entzündet, und mit der Beharrlichkeit eines kräftigen Menschen, die sich an den Schwierigkeiten nährt und stärkt; im Besize der Kenntniß der Mittel, und der Art ihrer Wirksamkeit; ausgerüstet mit den nöthigen Hilfskenntnissen, vereinigt Fellenberg alles, was in ihm die Zuversicht befestigt, seinen Zwek gewiß zu erreichen, und eben darum in den Stand sezt ihn zu verwirklichen.

Glüklicherweise lebt Fellenberg in einer Zeit, die geeignet ist, eine günstige Epoche für die Landwirthschaft herbeizuführen. Der Hang dazu verbreitet sich bei der gebildeten und gelehrten Klasse; bei Vielen bis zur Leidenschaft. Gleiche politische und moralische Ursachen, die zu Zeiten des Augusts, selbst den Höfling Horaz den Siz der Glükseligkeit nur in den Maierhöfen finden ließen, scheinen in unseren Zeiten gleiche Wirkung zu haben. Dazu kömmt noch, daß die Lehre des Akerbaues einen wissenschaftlichen Anstrich gewinnt. Man bringt sie mit der Chemie und andern physikalischen Kenntnissen in Berührung, und macht sie nicht nur zum Gegenstande der passiven Beobachtung, sondern des frei thätigen Räsonnements.

Fellenbergs landwirthschaftliche Versuche erregten bald die öffentliche Aufmerksamkeit. Fürsten besuchten seine Anstalt, und Hofwyl gewann in fast ganz Europa eine

bedeutende Zelebrität; und doch hat Fellenberg nichts Neues, nichts Eignes. Aber das mancherlei Nüzliche hat er allenthalben gesammelt, auf sein Gut nüzlich angewendet, und zum Theil verbessert. Er weiß, was er thut; sein Begriff vom Akerbau ist bestimmt, und darum sind seine Bemühungen sicher und berechnet. Ich spreche nicht von der moralischen Tendenz seines Instituts; er hat diesen höhern Zwek mit einer Wärme ausgesprochen, die seine lebendige Uiberzeugung von ihrer Ausführbarkeit verbürgt.

Fellenbergs Bemühungen theilen sich nach der Natur der Sache in zwei Ansichten. Den objektiven Zwek, den höhern Ertrag des Bodens, sucht er zu erreichen durch einen durch die Erfahrung bewährten, auf die Lokalität seines Gutes berechneten Wechsel des Fruchtbaues, und durch tieferes Pflügen. — Den subjektiven Zwek, nämlich Ersparung von Zeit und Kraft, bewirkt er durch vortreffliche Akergeräthe, durch mannigfaltig eingerichtete Pflüge zu den verschiedenen Zweken.

Man sagt, das Akersystem, das er in seinem Fruchtwechsel befolgt, sey das Nolferkische. Ich denke, es ist sein eignes; denn zuverlässig, wer seinen Landwirthschafts-Katechismus gelernt hat, weiß, daß jeder verschiedene Boden eine verschiedene Folge des Früchtebaues erfodert. Bei gleicher Beschaffenheit der Mischung des Bodens, bei gleicher Temperatur des Klimas und der Lage, giebt es noch sehr viele durch die Erfahrung sich offenbarende Ursachen, die hier fehlen, dort wirken, und einen andern Fruchtwechsel empfehlen. Was hilft es aus allen ökonomischen Schriften, bis zu denen der Römer hinauf, zu wissen, daß die Lupinen ein fürtreffliches Pferdefutter, und grün in der Blüthe untergepflügt ein nüzliches Düngmittel abgeben, wenn sie unsern Boden nicht vertragen? In unsern Gegenden säen wir Roken in den frisch gedungten Boden; an andern Orten

wird er auf dem schlechteren Boden ungedüngt gepflanzt. Kurz, über die Getreidefolge im Baue giebt es kein anderes Prinzip als das der Lokalität. Die schlichte Erfahrung entscheidet für diesen Flek Landes. Es giebt Schriftsteller, die ihren Werken einen sehr pomphaften Titel aufdrüken, als: Theorie einer r a t i o n e l l e n Landwirthschaft; wir kennen den Zwek dieser Aushängschilde schon. Eine blos gesunde Beobachtung rationel nennen, ist Entwürdigung des Worts. Die Erklärungsart der Erscheinungen des Vegetationsprozesses läuft wie die meisten Erklärungen auf verstekte Tautologie hinaus, und die Anwendung der Chemie auf den Akerbau reduzirt sich beinahe auf nichts. Ich weiß, das ist sehr profan gesprochen und zum Aergerniß der Wissenschaft; aber ich bleibe dabei, den Kopf des Landwirths mag es kultiviren, aber schwerlich das Land. Es gefällt, nach dem einmal der Effekt sich so und so gezeigt hat, der Erscheinung diese und jene Ursache unter zu legen, und somit an das Gebiet der Chimie zu streifen; aber wenn man umgekehrt von der Chimie aus die Landwirthschaft kultiviren wollte, so würde den sonderbaren Versuchen bei strenger Konsequenz nichts mangeln, als die Genehmigung und Bestätigung der Natur. Die Schlüsse des berühmten Brakonnot, daß Wasser, Luft und Licht die einzigen wirkenden Ursachen der Vegetation seyen, und der Dünger nur die sekundäre Eigenschaft besitze, den Boden aufzulokern, damit jene Agenten freier wirken können, sind durchaus folgerecht; aber die oberflächliche Erfahrung spricht ganz anders, und der gemeine Landwirth weiß, daß gerade die kräftigsten Düngarten nicht die sind, die am meisten auflokern. Was hat der gebrannte Lehm, der Taffe der Chinesen mit dieser Eigenschaft die Erde aufzulokern oder zu wärmen, gemein? u. s. w.

Von dem tiefen Pflügen hat Fellenberg auf die Vermehrung des Körnerertrags Wirkungen erfahren, welche die

Aufmerksamkeit erregen. Bald wird er die zur Römerzeit berühmte Fruchtbarkeit von Sizilien auf Hofwyl versezen. Er hat den Ertrag vom 5ten Korn auf das 16te und 20te gebracht. Seine Pflüge bringen eine 2 Schuh tiefe Erde zu Tage. Es ist aus zwei sehr weitläufigen Schriftstellern, Thaer und Germershausen, bekannt, daß bereits vor langen Jahren ein Engländer, Namens Tull, einen so hohen Werth auf das tiefe Pflügen legte, daß er glaubte, sogar dadurch den Dünger entbehren zu können. Fellenbergs Gut verträgt den tiefen Bau; sein steiniger Boden erfodert zur Aufnahme des Wassers, der Luft und Erde eine tiefe Auflokerung; und eine drei Schuhe tiefe Erdschichte mit Dammerde vermengt gewährt die Möglichkeit der Anwendung.

Das tiefe Pflügen, wo es anwendbar ist, vereinigt Vortheile für jede Witterung. Ist diese zu naß, dann senkt sich das Wasser, in lokerem Boden, auf eine Tiefe, wohin die Wurzeln nicht dringen, und dieser Vorrath kommt bei der Troknung durch die Ausdünstung den überstehenden Pflanzen zu gut; Luft und Wärme dringen mit ihrer nährenden und belebenden Kraft tiefer ein.

Ich komme zum zweiten Moment der landwirthschaftlichen Ansicht: zur Ersparniß der Zeit und Menschenkräfte durch zwekmäßiges Akergeräthe. Die Geschichte hat uns die Namen so vieler Menschenquäler aufbehalten, und — den Erfinder des Pfluges verschwiegen. Die heilige Sage legt einer wohlthätigen Gottheit diese Erfindung bei, von der sich die Epoche aller moralischen und intellektuellen Bildung des Menschen datirt. Zuvor entschöpft durch die muhvolle und langsame Arbeit des Spatens und der Hake, wird er nun Führer und Lenker des dienstbaren Zugviehes. Der Mechanismus des Pflugs ist sehr einfach. Seit der Epoche seiner Erfindung erhielt er wenige Zusäze;

und geringe Veränderungen machen ihn geschikt zu jedem Boden, und zur beliebigen Tiefe des Einschnittes. Die Engländer haben auch hier das Verdienst, auf die Verbesserung des Pflugs vorzüglich gedacht zu haben. Unter dem Ministerium des berühmten Chaptal wurde, bei dem National-Institute von Frankreich, dieser Gegenstand in besondere Rüksicht genommen; — es wurden Preise auf neue Verbesserungen in Vorschlag gebracht; dabei blieb es. Fellenberg verschaffte sich die bisher zu verschiedenen Zweken erfundenen Pflugarten, und suchte sie zu verbessern; vorzüglich benuzte er die von den Engländern stark gebrauchte Pferdehake bei der lezten Vorbereitung des Feldes zur Aussaat. Er gewann dadurch die dreifache Ersparniß an Zeit, Menschen und Vieh.

Die Untersuchung führt mich nun zur Lösung der Frage, was ist von Fellenbergs Landwirthschaft auf den Akerbau des Departements vom Donnersberg zu benuzen?

Die Einwohner des Departements vom Donnersberg gehören zu den gebildetesten und fleisigsten Landwirthen. Die davon vor 30 Jahren nach Rußland, Polen, Ungarn, den vereinigten Staaten von Amerika ausgewandert sind, behaupten daselbst den Ruhm betriebsamer Ansiedler. In der Ukermark in Brandenburg haben sich viele aus der Gegend von Alzei niedergelassen, die vor den Eingebohrnen sich durch musterhaften Fleiß auszeichnen; und doch sind es die arbeitsamsten nicht, die ihr Schiksal zwingt, ihren vaterländischen Boden zu verlassen. Ich vermuthe, daß die vorzüglichen Gründe der Betriebsamkeit unserer Mitbürger in dem Grade ihrer Bildung und in der ununterbrochenen Folge mancherlei Arbeiten liegt. Die Prädikate, dumm, roh und faul, finden sich bei allen Völkern beisammen. Aufgeregte Bedürfnisse sind der Stachel der Thätigkeit. Bringt die Menschen dahin, daß ihnen die Eichel und die

Quelle genügt, so wird sich auch bald wieder der schöne Garten der Erde in Waldung und Sümpfe verwandeln. — Der Wechsel der Feldarbeit und des Weinbaues erhält die Thätigkeit in Bewegung. Es ist kein Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe; sondern die Beschäftigungen des Weinbaues greifen so in die Ruhezeit des Feldbaues ein, daß beinahe nur in dem Wechsel der Arbeit der Landmann das Vergnügen und die Wirkung der Ruhe findet.

Zur Erläuterung ein Beispiel: Die Gemeinde, deren Mitglied ich bin, besteht aus 1300 Seelen, unter denen zusammen höchstens 900 arbeitsfähige des weiblichen und männlichen Geschlechts sind. Der Bann enthält ohngefähr 1600 Hektaren, nämlich 1200 Hektaren Akerfeld, 130 Hektaren Wiesen und 280 Hektaren Weinberge. Auf einen Hektaren Weinberg rechnet man 10,800 einzelne Stöke, also im Ganzen 3,624,000 Stöke, von denen jeder beschnitten, bepfählt, gebogen, geheftet, behakt, belaubt und endlich im Herbste belesen werden muß. Dazu kommt, daß bei dieser unglaublichen Summe von Arbeiten der Weinbauer keinen thätigen Gehilfen an dem Gespanne Ochsen und Pferden findet, und diese Arbeiten den Feldbau nicht hindern dürfen.

Dem Landwirthe, den so mancherlei und viele Arbeiten drängen, liegt alles daran, bei dem Akerbau Zeit und Menschen zu ersparen. Er braucht einen Fruchtwechsel, der weniger Mühe kostet, und Akergeräthe, welche die Kraft ersezen und die Arbeit beschleunigen.

Das eigentliche Produkt des Landwirths ist Getreide. Stroh und Mastung des Viehes geben den dem Felde entzogenen Stoff ihm als Dünger gröstentheils wieder zurük; der Besorgniß einer allmähligen Vermagerung der Felder bei zunehmender Kultur wird gesteuert. Der Produzent von Handelskräutern und Oehlpflanzen, die ausser

Landes gebracht werden, hat den Vortheil nicht, und der Humus seines Bodens muß, wie auch die Erfahrung bestätigt, nach und nach, wie wohl langsam, abnehmen. Die Hypothese, daß allmählich der kahle Felsen der Erde sich mit fruchtbarer Dammerde dekte, die aus verwitterten Moosen und verwesenen Thieren entstund, steht nicht im Widerspruch mit der allmählig abnehmenden Fruchtbarkeit angebauter Länder, deren Bewohner den Feldern immer mehr entziehen, als sie ihnen durch Dünger geben.

Was das Departement vom Donnersberg durch sein auf Produktion der Zerealien eingerichtetes Bausystem leisten kann, erhellt aus den unglüklichen Jahren des Revolutionskrieges, wo seine Hauptstadt mehr als 12 Jahre lang von Freundes und Feindes Heeren berennt und belagert wurde, die Seuche zweimal alles Vieh weggerafft hatte, und doch die weit umherliegende Gegend allen Druk des Krieges aus- und überstand, ohne daß die Hungersnoth nur einen Bürger zur Auswanderung genöthigt hätte.

Glüklicherweise legt sich das Departement, außer dem Getreidebau, auf zwei Arten Handelspflanzen, die den Getreidebau wenig beeinträchtigen: den Bau des Tabaks und des Rebses. Der Tabak, als Sommergewächs, entzieht dem Getreide den Boden nur auf wenige Monate, saugt die Felder, die durch Behakung der Pflanzen vom Unkraute gereinigt wurden, wenig aus, und seine, nach Kirwans*) Versuchen, sehr salzreichen Stengel geben dem Aker wieder viel Dungkraft zurük. Das nemliche gilt vom Rebs. Die Erfahrung, daß auf demselben Aker Rokken und Waizen besser auf Rebs, als dieser auf jene gedeihen, kann zum Schlusse berechtigen, daß diese Oehlpflanze

*) Kirwan, essai sur les engrais.

das wenige, was sie von den, Zerealien angemessenen Dungtheilen entziehet, durch die unter dem Gewölbe der gebogenen Aeste stokende Luft und die Pflanzen- und Blüthenblätter dem Boden wieder giebt. Das sehr salzreiche Kohlstroh, würde es nur nicht in holzarmen Gegenden zur Feuerung verbraucht, bildet übrigens einen dauerhafteren Dünger, als selbst das Rokenstroh.

Die Wirkung des allgemeinen Vegetationsgesezes, daß die Pflanze dann am meisten durch die Wurzel ihre Nahrung aus dem Boden zieht, wenn sie in Saamen schießt und diesen zur Reife bringt, haben unsere Landsleute bei Erziehung des Kleesaamens erfahren; der Klee wird nun, da der sehr gefallene Preis des Saamens kein Ermunterungsmittel mehr ist, meistens nur zur Fütterung gebraucht.

Die Gewinnung von andern Färbe- und Handelskräutern übergehe ich, weil die Menge ihrer Produktion nicht sehr bedeutend ist.

Da das meiste Oehl und der meiste Tabak im Lande gezogen, auch im Lande verzehrt werden, und in Rauch aufgehen, so wird die Anziehungs- und Assimilationskraft der Pflanzen die nährenden Partikeln aus der Luft wieder anziehen, und hoffentlich wenig davon über die Grenze lassen. Aber der Weinstok verzehret viel Dung, der dem Aker gehöret, und viel Getreide geht aus dem Lande, das durch Konsumtion im Innern, zu dem Bodern als Dünger nicht wieder zurükkehrt! — Woher der Ersatz? Der Gebrauch des gebrannten Kalkes und des Gipses ersezen diesen Abgang hinlänglich. Die Nothwendigkeit, die Klee- und Rübenfelder u. s. w. zu gipsen, wird täglich mehr eingesehen, und der Gebrauch stärker. Es ist sehr zu wünschen, daß eine höhere Polizei den vielen Betrügereien, der Verfälschung mit Sand, dem Aufschwemmen mit Wasser, durch Strafgeseze und Aufsicht begegne. Die Erfahrung ist sehr wahr, daß

das gut gebaute Land an Fruchtbarkeit darum zunehme, weil die stärkere, kräftigere Pflanze auch eine kräftigere Anziehungskraft gegen die in der Luft schwimmenden Nahrungstheile äußere, diese den schwächeren Pflanzen entziehe, und sich aneigne. Persiens Unfruchtbarkeit nimmt in dem Maaße zu, als das Land durch Bürgerkriege verwüstet und entvölkert wird.

Man macht den Landwirthen unsers Departements den geringern Anbau von Kartoffeln zum Vorwurf; würde die Gewinnnng dieser Knollenfrucht mehr in den Wechsel des Getreidebaues eingreifen, der Brachfelder bei der in den meisten Gemeinden üblichen Zweifelderwirthschaft würden weit weniger seyn. Erfahrung und die chemische Untersuchung der Bestandtheile haben bewiesen, daß der mittelmäßige Ertrag an Kartoffeln, bei einer gegebenen Fläche Feldes, an nährender Substanz, den ergiebigsten Waizenertrag übersteige. Ohne Zweifel liegt der Grund in dem mühsameren Baue, und darin, daß die Kartoffelerndte oft in die Weinlese fällt. Der von Fellenberg angerühmte, auch in unsern Gegenden von einigen Landwirthen angewandte Kartoffelpflug mit zwei Streichbretten und horizontal gestellter Schaar, befördert das Anhäufen der Stöke, erleichtert das Sammlen der Früchte, und erspart Zeit und Menschen.

In Hofwyl hat Fellenberg die Brache abgeschafft; ja er gewinnt manchmal auf einem Aker in einem Jahre zwei Erndten. Das doppelte Erndten ist gar kein Kunststük; es kömmt auf die in jedem Lande gezogenen Produkte, die Dauer ihres Wachsthumes, und das Klima der Gegend an: oft ist es auch nichts als unergiebige Plakerei. Wir wohnen nicht in Egypten. Die Brache indessen könnte in vielen Gegenden des Departements, z. B. in dem Bezirke von Mainz, vermindert werden, durch stärkeren Anbau der Kartoffeln, der Kleearten und Esparsette, die nicht blos in

mit Kalk gemischtem Boden, wie Thaer behauptet, sondern allenthalben, nur nicht im nassen Grunde gedeihet. Uibrigens hängt die Lösung der Frage über die Abschaffung der Brache ganz von der Lokalität ab, die entscheidet, ob der Aker, in der Lage, mit dem Boden, in der Entfernung von dem Wirthschaftsgebäude, mit zwei geringen Erndten und doppelter Mühe, mehr bringt als mit Einer aber bessern Erndte binnen 2 Jahren. Wir haben keine geschlossene Güter; der Boden eines Bannes ist sehr verschieden an Güte und Lage. Mancher Aker liegt auf einer dürren Höhe, beinahe eine Stunde von der Wohnung des Besizers, der ihn darum ganz anders behandelt, als den Aker, der auf den Dorfgraben stößt, oder in der Nähe, im feuchten, fruchtbaren Thale liegt. Die Kräfte des entfernten Feldes werden mehr geschont als die des nahen, da dies zu jeder und in kurzer Zeit durch Dünger in Fruchtbarkeit kann erhalten werden.

Ich habe oben bemerkt, daß Fellenberg eine außerordentliche Wirkung auf die Fruchtbarkeit seiner Felder durch tiefes Pflügen erreichte. Dieser Gegenstand ist äußerst wichtig, und seine Anwendung auf unser Departement in Erwägung zu ziehen.

Ein in der Tiefe von mehrern Schuhen mit Dammerde bedekter Boden ist ein Seegen des Landes. Es liegen gleichsam Felder auf Felder, und nur der tiefer gehende Pflug sezt den Besizer in den Genuß des Reichthums seines Bodens. Man würde sich irren zu glauben, die Tiefe einer fruchtbaren Erde komme von nach und nach eingedrungenen Dungtheilen. Versuche haben erwiesen, daß die Dungtheile, vermöge ihrer Anhänglichkeit an die Erde, nicht tief mit dem Wasser eindringen; sondern diese größere Masse fruchtbarer Erde entstehet aus Anschwemmung und Uiberschichtung. Sie findet sich daher meistentheils in Gründen, oder seltner auf Höhen,

wohin sie von andern größern Höhen gebracht wurde. Die Dammerde bildet sich nur auf der Oberflache und langsam. Auf vielen Feldern bildet sie eine nur einige Zoll dike Schichte über einem unvermischten Thone oder reinen Sande. Die hügelichten Kantone des Departements sind in einiger Ferne von dem Rheine, der ein ebenes breites Thal durchläuft, wahrscheinlich sein altes Bett, als er noch in der Vorzeit als See das Land bedekte, ehe er die Gebirgskette bei Bingen durchbrochen hatte. Der Boden dieser Kantone woget wie eine Welle in sanften Erhöhungen und Thälern, die langsam schleichende Bäche befeuchten. In diesen Thälern liegen meistens die Dörfer sicher gegen den rauheren Nord, und in der Nähe der fruchtbaren Gefilde. Da diese Anhöhen durch keine Waldungen gekrönt sind, die den Boden befestigen; und durch das jährlich fallende Laub die Erde allmählig erhöhen, so nehmen sie durch den steten Anbau immer ab, und wir sehen die Spizen der Kirchthürme benachbarter Orte von Punkten, von denen unsere Eltern sie nicht sahen. Die Dammerde wird jährlich vermindert, und auf den tieferen Feldern (Sazäkern) angehäuft. Der Landwirth hütet sich wohl, diese flache Erdkrumme tief unterzupflügen, und einen todten Sand oder einen falben magern Lehm zu Tage zu fördern: dagegen liegt oft in den Niederungen ein Feld, dessen tiefere Erdschichte weit fruchtbarer ist als die obere Deke, die ihm in späterer Zeit von der Höhe zurükgeführt wurde. Man findet oft beim Graben, daß hier der Boden nach Maßgabe der Tiefe, dunkler und brauner wird, so wie umgekehrt auf den Höhen, er in der Tiefe eine hellere Farbe annimmt: ein Zeichen des schwächern Gehalts fruchtbarer Erde. In den Tiefen also, und zum Theile in den Abdachungen sind die Fellenbergische tiefgreifenden Pflüge mit großem Nuzen anzuwenden. Das Tiefpflügen bringt nicht nur eine oft fruchtbarere Erde auf den Stand der Pflanzen,

sondern bewirkt zuweilen eine Vermischung verschiedener Erdarten, die den Boden sehr verbessert. Jede Gemeinde sollte daher zu gemeinschaftlichem Gebrauche der Akersleute, einen Erdbohrer besizen. Mancher fleißige Landwirth führt oft mit Kosten und Mühe eine verbessernde Erde auf seinen Aker, die er einige Schuhe unter der Erdkrumme herausgraben könnte. Durch den Erdbohrer bringen zwei Menschen, in einer Stunde, die Erde von 12 Schuh Tiefe hervor, und der Aker ist in seinen untern Lagen an verschiedenen Stellen in wenigen Stunden untersucht. Mancher führt durch einen kostspieligen langen Ableitungsgraben das stauende Wasser von seinem Thonfelde ab, das er, — wüste er es, — durch einige ein Paar Schuhe tiefe Oeffnungen in die untenliegende Sandschichte versenken könnte. Man hat die Ursache der Wirkung auf die Vegetation durch Vermischung verschiedener Erdarten noch nicht genug untersucht. Eine eben nicht fettere Erde, aber von verschiedener Art und Farbe auf den Aker geführt und zerstreut, bewirkt ein freudigeres Wachsthum der Pflanzen. Es scheint, daß, so wie der thierischen Natur die Mannigfaltigkeit der Nahrung besser bekömmt, eben so das Pflanzenleben bei der Verschiedenheit der Reizmittel in den Erdarten kräftiger gedeihet. Eine dem Wachsthume angemessenere Befestigung oder Auflokerung des Bodens erklaret diese Erscheinung nicht vollkommen. Die auffallenden Zeichen erhöhter Fruchtbarkeit durch Vermengung verschiedener Erdarten haben die Aufmerksamkeit der Landwirthe auf diesen Gegenstand gerichtet, und der Besiz eines Erdbohrers würde einer Gemeinde sehr nüzlich seyn.

Die mancherlei Abgaben, und die Steuern die nach Franklins Ausdruk die drukendsten sind, ich meine die uns unsre vermehrten Bedürfnisse auflegen, nöthigen uns gegenwärtig mehr auf den reinen Ertrag unsrer Güter für den momentanen Bedarf, als auf die daurende Ergiebigkeit der-

selben bedacht zu seyn. In der Wahl der Früchte bestimmt uns mehr ihr Marktpreis, als ihr Verhältniß zur wahren Oekonomie. Wir geben die Erziehung des Kleesaamens auf, weniger weil unsere Felder durch Aussaugung, als weil unser Vortheil durch den gesunkenen Preis litte. Wir bauen mehr Reps als sonst, weil er theuer ist. Wir werden zum vermehrten Getreidebau zurük kehren, sobald der erhöhte Preis unser Kapital verzinset und unsere Arbeit belohnt. Der Tabaksbau wird bei dem fortdauernden Verbote der Einfuhr und der vermehrten Konsumtion dieses Produktes sich weiter ausbreiten, ohne Nachtheil für den Getreidebau.

Von vorzüglicher Anwendung der Fellenbergischen Anstalt auf unser Departement bleibt der Gebrauch manningfaltiger und verbesserter Akergeräthe: — der Reinigungspflug, die Pferdehake, der Anhäufepflug, die Säemaschinen. Es fehlt uns die Zeit bei den vielen Arbeiten, die sich drängen, der Gesindelohn übersteigt das Verhältniß gegen den Fruchtpreis, und der Landwirth von mittelmäsigem Vermögen hat Mühe sich auf dieser Mittelmäsigkeit zu erhalten. Was macht es den Engländern möglich, ihre Fabrikate gut und wohlfeil zu liefern? Das Kapital, das sie im Stande sind, auf die Werkzeuge ihrer Fabriken zu verwenden. Erfinderisches Genie haben auch andere Nationen. Unser Fabrikat ist das Getreide, unsere Werkstätte der fruchtbare Boden unter einem milden Himmel. Wohl uns, daß es, in einigen Bezirken unseres Departements, Fabriken mit Inländern zu besezen unmöglich ist. Aber die Werkzeuge, die wir gebrauchen, um die Natur in ihrer Zeugungskraft zu unsern Zweken zu unterstüzen, sind noch zu rohe, und bedürfen noch zuviel der Menschen zu ihrem Gebrauche. Was leistet der Strikstok gegen den Weberstuhl? Unser einfacher Pflug ist fast ohne allen Mechanismus, wodurch Zeit und Kraft ge-

sparet wird; und die meisten Landwirthe haben nur einen, den sie zugleich auf dem steinigen, grasigen, sandigen und thonigen Aker brauchen. Es liegt in der verkehrten Denkart der Menschen, daß das Nöthige und Unentbehrliche für unedel gehalten wird. Dieses galt auch bisher der Landwirthschaft; und der erfinderische mechanische Kopf wuste, daß er mehr Ruhm und Geld sammelte, wenn er sein Leben zubringt, ein unnüzes Automat zu verfertigen, um die müsige und neugierige Menge zu belustigen, als durch Erfindung eines landwirthschaftlichen Werkzeugs, um dem arbeitenden Landvolke eine Erhohlungsstunde mehr zu verschaffen. Thaer verdienet mehr unsern Dank durch Abbildung der englischen Akergeräthe, als durch die weitläufige Beschreibung der englischen Landwirthschaft. Fellenberg hat in gemeinnüziger Absicht eine eigene Werkstätte zur Verfertigung seiner verbesserten Akergeräthe, auf fremde Bestellung, anlegen lassen. Dadurch vorzüglich wird er den Seegen der Menschheit verdienen. Der reiche Gutsbesizer kann die Kosten des Ankaufs und Transports der Werkzeuge bestreiten; der ärmere muß sie bei diesem absehen, ihre Wirkung erfahren, und im Lande nachmachen lassen. Der Hafen von Mainz hat das Begünstigungsrecht der Fruchtausfuhr. Bei seinem Markte sollte auf öffentliche Kosten eine vollständige Sammlung von allen verschiedenen Akergeräthen in Originalien und Modellen niedergelegt seyn. Was helfen Vorschläge? Das Auge, nicht das Ohr, ist der bessere Weg zur Uiberzeugung und Befolgung.

Unser Präfekt ist gegenwärtig beschäftigt, auf seiner Baronie St. André das Beispiel einer schnellen und überdachten Gutsverbesserung zu geben. Das wird auf die Gegend wohlthatiger wirken, als Rath und Beschlusse. Er

wird die anderwärts üblichen bessern Akergeräthe einführen, und die Nachbarschaft wird sehen und nachfolgen. Er wird auch meinen Vorschlag in seiner Weisheit uberlegen. Die Erkenntniß und der thätige Wille stehen bei ihm in freundlichem Bunde, und der Gegenstand meines Wunsches liegt nicht außer dem Kreise seiner Wirksamkeit.

III.

Auszüge
aus
der Geschichte des rheinischen Bundes.

Wie in der alten Welt die Geschichte Griechenlands immer der merkwürdigste und lehrreichste Theil bleiben wird, so in der neuern die Geschichte des Rheines. An diesem Flusse wurde es entschieden, ob Rom oder die deutschen Völker die Welt beherrschen sollten. Von seinen Ufern aus gieng, unter Karl dem Großen, die christliche Religion und deutsche Kultur über ganz Europa. Die Bündnisse der rheinischen Städte im Mittelalter waren die Zuflucht und Schutzwehren der Gewerbe, der Künste und Wissenschaften; und am Rheine wurden endlich die ersten Siege der französischen Revolution vorbereitet, welche nun durch Napoleons Siege an der Donau und dem Niemen das politische System der neuern Zeiten umänderten. Umsonst hat daher der französische Kaiser dem Bunde deutscher Fürsten nicht den Namen des rheinischen gegeben; denn dieser ist es eigentlich, welcher Europa an Frankreich kettet.

Unter den rheinischen Staaten verstehe ich aber nicht nur jene, welche rechts und links an dem Rhein hinab liegen, sondern ich zähle auch dazu jene in Italien, der Schweiz und den Niederlanden; indem sie zusammen ehemals zum deutschen Reiche gehörten und ein Ganzes bildeten, was mit hunderterlei Staaten, Formen, Zweken und Verfassungen abwechselnd die Kultur und Aufklärung des neuern Europa hervorgebracht hat. Der Rhein war gleichsam die Kette, welche die italiänischen und niederländische Republiken verband, wovon die ersten die schönsten Schäze der Natur und Kunst, und leztere die grösten Werke des menschlichen Fleißes und Handels dargeboten haben. Da aber Italien bereits an Sismondi, die Schweiz an Johann von Müller und die Niederlande an Hugo Grotius ihre Geschichtschreiber gefunden haben, so werde ich mich allein an die Geschichte der eigentlich rheinischen Staaten von Basel bis Niederwesel halten, und sie wird mir reichen Stoff zu Darstellungen geben; römische und deutsche Kriege und Verfassungen, geistliche und weltliche Staaten, Fürstenthümer und Republiken, Staats- und Handlungs-Bündnisse, Künste und Wissenschaften, alte Zerstörungen und neue Erfindungen, blutige Kriege und friedliche Verhandlungen stellen sich schon bei dem flüchtigen Uiberblike der rheinischen Geschichte dar. Was liefert erst die besondere Geschichte eines jeden Theiles? Ich werde dieselbe in folgende Epochen abtheilen:

I. Der rheinische Bund unter Ehrenvest.
II. Der Bund unter Civilis.
III. Der Frankenbund am untern Rhein.
IV. Der Allemannenbund am obern Rhein.
V. Das rheinfränkische Herzogthum.
VI. Der rheinische Städtebund.
VII. Der rheinische Kur-Verein.

VIII. Der Katholiken- und Protestanten-Bund.
IX. Die große Association gegen Ludwig XIV.
X. Der pfalzbairische Familien-Vertrag von 1724.
XI. Der Fürstenbund gegen die französische Revolution.
XII. Der rheinische Bund unter Napoleon.

Von dieser Geschichte des rheinischen Bundes werde ich, ehe das Ganze rein ausgearbeitet und gehörig zusammen gestellt ist, zuweilen einige Bruchstüke in dieser Zeitschrift dem Publikum zur vorläufigen Beurtheilung vorlegen. Ich will den Anfang mit der Geschichte der Entstehung des rheinischen Städtebundes machen.

Die Verfassung, welche das deutsche Reich durch die Erwerbung der Landeshoheit erhalten hatte, war nicht fahig, dem eingerissenen Fehdewesen und Faustrechte Einhalt zu thun. Wenn auch Kaiser Friedrich II. auf einem von den mächtigsten Fürsten zu Mainz gehaltenen Reichstage im Jahre 1235 zur Beförderung des Landfriedens ein Reichsgericht anordnete und sogar die Geseze zu jedermanns Erkenntniß in deutscher Sprache ausfertigen ließ *); wenn auch die mächtigen Kurfürsten am Rheine ihre Staaten von Innen durch Vögte und Gerichte, nach Außen durch beträchtliche Heere schirmen ließen **); wenn auch selbst die Kirche

*) Wir sezen, daß unser Hof habe einen Hofrichter, der ein frey Mann sey — der soll alle Tage zu Gericht sizen, soll allen Leuten richten — ohne von Fürsten und andern hohen Leuten, — das wollen wir selbst richten.

Ord. K. Fried. II.

**) Ita sane, quod ex ista parte Rheni, sicut sita est Maguntia, pro defensione terrarum nostrarum invicem praestabimus auxilia.

Urk. 368. apud Gudenus.

eingetreten war, und die Friedensstörer mit Bann und Flüchen bedrohte, so blieben alle diese Versuche doch fruchtlos; ja die Territorial-Abtheilung mit Landeshoheit versehen trug eher dazu bei, den Geist der Fehde und der Barbarei zu unterhalten, als einzuschränken. Die schönen Felder und Weinberge am Rheine wurden, wie zuvor, verwüstet; die Schlösser und Burgen zerstört oder selbst Räuberhöhlen; die Kauffartheischiffe auf den Flüssen geplündert oder hinweg genommen; das arme Landvolk von seinem Pfluge und der fleißige Bürger von seiner Werkstätte getrieben, ja sogar der ruhige Geistliche, welcher zuvor die Wissenschaften trieb, oder das Feld bestellte, gezwungen, die Waffen zu ergreifen, um seine Kirche oder sein Kloster zu vertheidigen. *)

Durch diesen traurigen Zustand der Anarchie wurde der gemeine Mann gerade am meisten bedrükt. Die Fürsten und Ritter liebten und lebten von dem Kriege; den Geistlichen schüzte sein Stand und die Religion; aber der Bürger und Bauer muste entweder durch sein Blut oder sein Geld als Werkzeug der Fehden dienen; den Fürsten und Adelichen war es um Ehre und Eroberungen zu thun; aber der gemeine Mann liebte Ruhe und Frieden. Es war daher natürlich, daß auch die kräftigste Stüze des Landsfriedens aus den Ständen hervorgehen muste.

Mainz, Cölln, Frankfurt, Speier, Worms, Straßburg, Basel und andere Reichs- und Gewerbsstädte am Rhein und Main musten schon lange gewünscht haben, vom Druke und den Räubereien der Fehdleute befreiet zu seyn;

*) Quo nimirum tempore universae provinciae adeo devastationis continuae importunitate inquietantur, ut ne ipsa, pro observatione divinae pacis professa sacramenta custodiantur.

Albas. Ursperg.

allein einzeln hatte jeder weder Kraft noch Mittel genug, um mächtigen und kriegerischen Fürsten oder Rittern zu widerstehen. Es fehlte ihnen zwar weder an Geld noch Mannschaft; aber ersteres diente mehr dazu, die Raubgierde zu reizen, als abzuhalten, und lezterer fehlte es an kriegerischer Uibung und Gewandheit. Nichts war also fähig, dem friedlichen Bürger Sicherheit und dem Reiche Frieden zu geben, als eine Vereinigung der mächtigsten Städte. Ein Bürger von Mainz, Arnold von Thurn, brachte sie zu Stande, durch die Stiftung des rheinischen Städte-Bundes, welcher im Jahre 1254 unter Kaiser Wilhelm, von siebenzig Städten geschlossen wurde.

Den ersten Anlaß dazu gab die Fehde mit Diether I. Grafen von Kazenelnbogen, welcher das Schloß Rheinfels anlegte, und von da aus die auf dem Rheine fahrenden Kauffahrtheischiffe zwang, einen neuen Zoll zu bezahlen. Einige Städte wollten die dem Handel so beschwerliche Veste zerstören, belagerten dieselbe, musten aber ohne etwas ausgerichtet zu haben, ihr Lager aufheben und nach Hause kehren *). In dieser bedrängten Lage kam Arnold von Thurn **), ein wakerer Bürger von Mainz ***), auf den glüklichen und ruhmvollen Gedanken, das durch ein größeres Bündniß mehrerer Städte zu bewirken, was einzelne Gemeinden, und selbst Kaiser und Geseze dem Reiche bisher nicht zu geben vermogten ****). Von einem Muthe

*) Struv. corp. hist. germ.

**) Sein Grab kann man noch in einer Kapelle des Doms zu Mainz sehen.

***) Quidam validus Civis in Moguntia, sagt Albertus Stadensis.

****) Civitates Rheni quasi destitutae regia defensione. Chron. August. neque enim publico aliter consuli poterat. Adelsreuter. Ann. Bej.

und Geiste beseelt, welchen nur lange erduldetes Unrecht und Gefühl einer guten Sache einflößen können, stellte er seinen Mitbürgern das große Elend vor, das sie und andere Städte durch solche Bedrükungen und Räubereien ferner zu erdulden hätten. Er zeigte ihnen, daß es kein anderes Mittel gäbe, diesem Unfuge entgegen zu kommen, als ein allgemeines Bündniß aller rheinischen Städte. Einzeln würden sie immer geschlagen und ohnmächtig seyn; aber verbunden könnten sie durch ihre Reichthümer und Mannschaft den Landfrieden auf allen Flüssen und Wegen mächtig gebieten.

Durch solche Vorstellungen, vermuthlich mit einer herzlichen Beredsamkeit vorgetragen, brachte er endlich seine Mitbürger dahin, daß sie sich durch einen Eid verbanden, mit Gut und Blut die Sicherheit des Reiches und den Landfrieden zu erkämpfen *). Diesem der Ruhe Deutschlands und Europens so heilsamen Bunde traten bald Kölln, Worms, Frankfurt, Speier, Straßburg und Basel bei; andere Städte vermehrten ihn täglich, so daß er als ein mächtiges und fürchterliches Gemeinwesen angesehen wurde**). Sie wählten sich ihre Anführer und Bundesrichter, stellten Kriegsvolk auf die Beine, zerstörten die in der Gegend umher liegenden Raubschlösser, und hoben die neu angelegten Zölle auf ***). Die Kaiser und klügsten Fürsten unterstüz-

---

*) Coepit hotari concives suos, ut pro pace restauranda juramento se invicem constringerent. Albert. Stad.

**) Consenserunt ei et aliae civitates plurimae. ibidem.

***) Eligentes sibi capitaneos, destruentes castra nociva, et injusta telonea removentes. Chron. August. Bey Gudenus Urkunde 278 kömmt ein gewisser Adolf von Waldek als Bundesrichter vor. Er wird schon justitiarius rei publicae genannt.



ten diese Unternehmungen. Die Erzbischöffe und Kurfürsten Gerhard von Mainz, Konrad von Kölln, Arnold von Trier und Ludwig Pfalzgraf bei Rhein, nebst anderen Fürsten und Grafen, hielten es nicht unter ihrer reichsfürstlichen Würde, einen Burgerbund zu beschwören, welcher die so lange gehoffte, aber fruchtlos verordnete Sicherheit des deutschen Reichs begründen sollte *). Die meisten erklärten sogar, daß ihre Zölle ungerecht, dem Verkehr und gemeinen Wesen hinderlich wären, und daß sie selbe entweder gänzlich aufheben, oder doch auf eine billige Abgabe vermindern wollten **).

Nach diesen so wichtigen Verstärkungen und Zutritten sezten die Verbundenen einen Tag (Zusammenkunft) nach Straßburg auf St. Michaelis an, um dem Ganzen eine festere Gestalt zu geben, und sich über die Mittel den Landfrieden zu bewirken, zu berathschlagen. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Verabredung eines so fürchterlich werdenden Bundnisses denjenigen Grafen, Rittern und Fehdleuten gehässig war, welche bisher nur vom Raube lebten, und den ruhigen Bürger auf Kosten des Reichs und der Geseze bedrüken wollten. Sie suchten daher unter den Fürsten und dem Adel Eifersucht und Neid auszustreuen; sie gaben zu verstehen: daß es für Fursten und Edelleute schändlich, ja gefährlich wäre, sich mit Bürgern und Handwerkern in Bündnisse einzulassen, und auf solche Weise Krämern und Spieß-

*) Chronic. August.

**) Imaverunt, sua telonca injusta esse, eademque tam in terris, quam in aquis relaxantes. ibidem.

bürgern die Herrschaft über Edle und Ritter einzuräumen. *)

Die Vorspiegelungen wollten weder bei den klugen und patriotischen Fürsten, noch bei andern dem Bunde beigetretenen Adelichen einen großen Eindruk machen. Die Erste n wünschten schon lange dem Faustrechte und den Räubereien ein Ende zu machen, und die Lezten fürchteten die Macht und Züchtigung des Bundes. **) Da also die Raubgrafen und Fehdleute ihre Absicht durch Einlispelungen nicht erreichen konnten, so versuchten sie es durch Kriegslist und Gewalt der Waffen. Ein gewisser Graf Emich o nebst andern Gehilfen seines saubern Handwerks überfielen bei Nacht die Geschäftsträger, welche die Bundesverwandten nach Straßburg abgeschikt hatten. Arnold, Kammerrichter, und Friedrich, Stadtschultheis von Mainz, Ritter Wolfram, Heinrich und Richard von Worms und andere Gesandte der Städte wurden von diesen Räubern Tag vor Michaelis zu Herde niedergeworfen, und gefänglich auf das Schloß Landek geführt. ***)

Durch diese offenbare Verlezung des Land- und Bundesfriedens konnte dieser Raubgraf zwar die Städte und Fürsten mit neuem Hasse gegen die Räuber erfüllen; allein er verhinderte selbe nicht, andre Zusammenkunfte zur Begründung gemeiner Ruhe und Freiheit anzusagen. Zu Kölln, zu

*) Non placuit res militibus, sed neque praedonibus, et maxime his, qui habebant assidue manus pendulas ad rapinam, dicentes esse sordidum mercatores habere super homines honoratos et nobiles dominatum. Alb. Stad.

**) Vicinos comites suae societati adhaerere compellunt. ibid.

***) Ibid. et Struv. corp. hist. germ.

Worms, zu Straßburg wurden mehrere Bundestäge angesagt, und endlich erhielt dieser merkwürdige rheinische Bund zu Mainz, wo er seinen Anfang hatte, auch de[illegible]ten Jun. 1255 seine völlige Organisation und Verfassungsmäsigkeit.

Unter Leitung des kaiserlichen Hofkanzlers Grafen von Waldek traten demselben bei, von den Kurfürsten: Gerhard von Mainz, Arnold von Trier, Konrad von Kölln, Ludwig von der Pfalz; von den Fürsten und Grafen Jakob von Mez, Richard von Worms, Heinrich von Straßburg, Brechtold von Basel, der Abt von Fuld, der Rheingraf Konrad Reicher von Kazenellnbogen, Friedrich von Leiningen, Bertold von Ziegenhayn, Emmicho der Raugraf, Pappo von Thüringen, und Sophie Landgräfin von Thüringen, nebst andern Grafen und Herren; von den Städten: Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Basel, Zürich, Freiburg, Breisach, Rheinfelden, Kollmar, Schlettstadt, Hagenau, Weisenburg, Umstadt, Wimpfen, Heidelberg, Lauternburg, Oppenheim, Frankfurt, Friedberg, Wezlar, Gelnhausen, Marburg, Hirschfeld, Fuld, Mühlhausen, Aschaffenburg, Seligenstadt, Bingen, Bacharach, Wesel, Boppart, Andernach, Bonn, Koblenz, Neuß, Kölln, Achen, Münster, Bremen, Grumberg rc. so daß die Anzahl auf mehr als siebenzig angegeben wird.*)

Nachdem nun diese sowohl an Würde als Macht so ansehnlichen Verbündeten über die Hauptstüke ihres Vertrags übereingekommen waren, schikten sie eine feierliche Gesandtschaft an Kaiser Wilhelm, um von ihm, als dem Oberhaupte des Reichs eine förmliche und rechtskräftige Bestätigung desselben

---

*) Struv. corp. hist. germ.

zu erhalten. Der Brief, welchen sie an den Kaiser ausfertigten, lautet also:

»Die Bürgermeister und Schulzen von mehr als siebzig Städten des obern Deutschlands ihrem rühmwürdigen Herrn dem römischen Kaiser Wilhelm alle Ehrfurcht und ewige Treue zuvor.

»Euer Hoheit erklären wir durch den Inhalt dieses Briefes, daß wir zu Mainz versammelte Bürger den 29. Junii durch Vermittelung des Edlen von Waldeck, Kaiserlichen Hofrichters, zu Begründung des Landfriedens und Abstellung aller Fehde und Zwietracht über feste und unverbrüchliche Punkte übereinkommen sind. Wir bitten daher Euer Königl. Majestät uns weisest hierinn mit Rath und That beyzustehen, und diesen von uns angefangenen Landfrieden, in so weit es die Reichsgesetze erlauben, mit Hochdero Handvest und Brief zu bestätigen und zu besiegeln. Wir hoffen dies um so mehr von Euer Majestät Gnade, da dieses Bündniß zu Dero Vortheil, Nuzen und Ruhm erspießlich ist, und da wir wissen, daß Euer Durchlaucht huldreiche Ankunft bey uns demselben die erwünschte Kraft geben wird.

»gegeben zu Mainz am letzten Junii 1255.*)

Dem kaiserlichen Hofe konnte wohl nichts erwünschter seyn, als so ein Bündniß, was wohl am meisten fähig war, den Landfrieden zu befördern, und besonders das durch das Fehdsystem herabgekommene kaiserliche Ansehen wieder herzustellen. Wilhelm bestätigte dasselbe nicht nur, sondern er kam auch dieses Jahr noch nach Mainz und dann nach Oppenheim, um ihm durch seine Gegenwart eine feierliche Sanktion zu geben.

*) Struv. ibid.

Die Hauptpunkte und Absichten dieses so merkwürdigen rheinischen Bundes waren:

Fürs erste durch wechselseitigen Beistand und Unterstüzung so vieler und mächtiger Fürsten, Grafen und Städte den so lange gewünschten Landfrieden zu begründen.

Zweitens. Eine hinlängliche Anzahl Truppen auf die Beine zu bringen, welche alle Räuber und Friedensbrüchige im Zaume und Ehrfurcht zu halten fähig wäre.

Drittens versprachen die Städte noch insbesondere, bei strittiger Kaiserwahl keiner Parthei beizustehen oder ihr Schuz zu geben, sondern nur demjenigen Kaiser zu huldigen und gehörige Unterwürfigkeit zu erzeigen, welcher einhellig von den Kurfürsten gewählt worden sey.*)

Die übrigen Absichten des Bündnisses erhellen aus folgendem Manifest des Kaisers.

»Wilhelm von Gottes Gnaden, römischer König, allzeit Mehrer des Reichs entbieten allen unsern lieben getreuen, welchen dieser Brief zu Gesicht bekommen, unsre Gnad und alles Gut.

»Wir sagen Gott unserm Herrn dem Geber alles Guten Dank dafür, daß er das Geschrei der Armen, welche bisher durch so viele Kriege, Zwiespalt und die abscheuliche Tirannei der Uibelgesinnten bedrükt waren, erhört, und endlich den so lange gewünschten aber bisher gänzlich verbannten Landfrieden durch die Arbeit und Hilfe der Gemeinen und Einfältigen zur Ehre seines göttlichen Namens und zum Heile der ganzen Welt und Christenheit besonders unter unsrer Regierung mildest, väterlich und gleichsam durch ein Wunder eingeführt hat. Wir bestättigen dem-

---

*) Leipniz mantissa cod. jur. gent. — Datt. de pace imp. publ.

nach im Namen unsers Herrn Jesu Christi diesen nun festgesezten und rathsam beschlossenen Frieden aus ganzem Herzen und durch unsre königliche Autorität; und wollen und wünschen, daß sowohl Geistliche, Mönche, Nonnen, und was Standes und Ordens sie seyen, als weltliche, sogar auch Juden der Vortheile dieses Friedens sich freuen, und zu ewigen Zeiten genießen mögen. Damit aber zwischen dem Adel und den Städten des Landes fernerhin kein Anlaß zu Strittigkeiten vorhanden seye, wodurch dieses heilige Friedensgeschäft aufgehalten oder gestört werden könnte, so haben wir mit einstimmigem Willen der Adelichen und Städte und mit reifer Uiberlegung unsers Raths festgesezt und beschlossen, daß die Adelichen und Landsherrn ihre Gerichtsbarkeit nach Recht ausüben, und alle ihre Gerechtsame behalten sollen. Sie sollen ferner von jenen Leuten, welche ihrem Gerichtszwange unterworfen sind, alle die Dienste und Rechte empfangen und fodern können, welche sie oder ihre Vorfahren vor dreißig, vierzig oder fünfzig Jahr rechtmäßiger Weise erworben haben; und sowohl Herrn als Unterthanen sollen zufrieden leben. Auch sollen alle Kirchen, Städte und Fleken und was zu ihnen gehört, alle ihre Freiheiten, allgemeine und besondere Gerechtsame und Privilegien, welche sie von alten Zeiten besizen, ruhig und friedlich genießen. Wenn aber vorerwähnte Adlichen und Landsherrn über Unbilden von den ihnen zuständigen Städten zu klagen haben, sollen sie keinen Bürger derselben deßwegen gefangen oder als Geisel nehmen, oder auch eigenmächtig gegen sie rechten, sondern sie sollen die Sache vor uns oder den Grafen von Waldek unsern Hofrichter, oder den Schultheiß zu Boppard, oder zu Frankfurt, Oppenheim, Hagenau, Weissenburg oder Kolmar bringen, und da ihre Sache durch ein rechtlich Gericht und durch ein billig Urtheil verfolgen. Die Städte

und Fleken aber sollen ihre wechselseitige Unbilden, welche ihnen angethan worden, nach vorgesagtem Eyd vor uns oder andern austragen lassen, und zwar so, daß jeder Adeliche und jede Stadt oder Fleken ihre Klage demjenigen von obgenannten Richtern vorbringe, welcher ihr am nächsten ist. Wenn aber die Stadt oder Fleken aus Nachlässigkeit eines solchen Richters kein Recht und keinen Spruch erhalten, alsdenn mögen sowohl Adliche als Städte wegen Haltung des geschwornen Friedens sich zusammen thun, und den Ruhestörer feindlich angehen, und soll dies nicht als ein Friedensbruch angesehen seyn. Wenn also einige Städte, Fleken, Adliche oder wer es auch seyn möge, den Frieden in einem der oben angeführten Punkten verlezt, so soll bey Verlust unsrer Gnade, gegen diese Ruhestörer von allen, welche den Bund beschworen haben, mit vereinten Kräften feindselig verfahren werden, auf daß der Friede von nun an auf immer aufrecht und unverlezt erhalten werde. Damit nun diese unsere heilsamen und von allen beschwornen Sazungen fest und dauerhaft bleiben mögen, und von allen unverwerflich gehalten werden, so haben wir diesen Brief mit unsrer königlichen Majestät Insiegel unterzeichnet und bekräftigt. So geschehen zu Oppenheim im Jahr MCCLV in vigilia St. Martini indict. XIV.»

Dieser Bund gab dem ganzen deutschen Staatskörper und Handel eine andere Richtung. Die fleißigen Städte schafften bald Geld und ihre Zünfte eine Truppenzahl auf die Beine, welche selbst mächtigen Fürsten fürchterlich war. Sie kündigten allen Räubern und Friedensbrüchigen den Krieg an, zerstörten ihre Raubnester, und brachten nun auch als Stände des Reichs auf allen Reichstagen den allgemeinen Landfrieden und eine bessere Justizverwaltung zur

Sprache*). Der Bund erstrekte sich bald über ganz Deutschland. Die Bauerngemeinden, durch dies große Beispiel bürgerlicher Freiheit gereizt, suchten sich der Herrschaft ihrer Herrn zu entziehen; und wenn es ihnen nicht gelingen konnte, freie Reichsdörfer zu werden, oder sich, wie die Schweizer, in Kantone zu versammeln, so sezten sich doch einzelne Familien, unter dem Namen der Pfalbürger, unter den Schuz der Städte; und die Kaiser, welche durch das Lehensystem und große Interregnum ihr Ansehen verlohren hatten, sahen dies Bestreben der gemeinen Bürger als das schiklichste und kräftigste Mittel an, um dem Reiche Einheit und ihrer Krone eine neue Würde zu geben **). Kaiser Rudolf von Habsburg wollte dadurch die Macht der Großen beschränken und eine Art von Unterhaus in Deutschland bilden. Ludwig der Bayer beschenkte die Städte mit Freibriefen und Privilegien, und unter Wenzels Regierung kam, sogar mit Zuthun dieses Kaisers, ein neuer Bund der rheinischen und schwäbischen Städte zu Stande, welcher fähig war, mit Heeren von zehn bis zwölftausend Mann die mächtigen Herzoge in Baiern und Schwaben zu bekämpfen.***)

Diese anwachsende Bundes-Republik, mächtig durch Reichthum, Mannschaft und das Recht, fürchterlich im Kriege und Bunde, erregte endlich die Eifersucht und Furcht selbst jener Fürsten, welche sie anfänglich unterstuzt hat-

*) Siehe die Reichsabschiede dieser Zeit.

**) Fovebat hasce societates, ut potentiam suam magis firmaret. Trithem. chron. Hirsaug.

***) Wenzeslaum regem occultum hujus ligae civium fuisse authorem, utpote qui potestatem theutonicorum principum semper habebat suspectam, quam tali modo speraverit infirmandam. ibid.

ten.*) Die Anführer der städtischen Truppen, an Fehde gewöhnt, giengen bald aus dem Zustande der Vertheidigung in jenen des Angriffs über, und einzelne ihrer Haufen übten Gewaltthaten aus, welche dem Zweke des Bundes ganz entgegen waren.**) Durch diese Ausschweifungen und Friedensbrüche aufgebracht, entzogen ihnen die Kaiser ihren Schuz und der Adel errichtete unter sich Bündnisse, welche den städtischen das Gleichgewicht halten sollten. Eines schlossen die rheinische und schwäbische Ritterschaft unter St. Georgen und Wilhelmen Schild. Ein anderes entstund in der Wetterau unter dem Namen der Löwengesellschaft. Auf diese folgte das Bündniß der Gehörnten. Das gemeinschaftliche Interesse des Adels vereinigte sie endlich alle im Jahre 1382 zu einem gemeinschaftlichen Vereine, welchen sie dem städtischen entgegen sezen wollten. Die Kaiser und der Reichstag musten endlich ins Mittel treten, und so kam das erste vollständige Reichsgesez, die goldne Bulle, und im Jahre 1383 eine neue Reichsabtheilung zu Stande, welche aber mehr dazu beitrugen, die Macht der Fürsten zu bekräftigen, als die Nation zu erheben.***)

Durch diese Begebenheiten und Verfügungen verlohr der rheinische Bund gänzlich seinen ursprünglichen Zwek. Der Fehdegeist verdrängte unter den Bundestruppen den Bürgergeist. Die Söldner verachteten die Befehle der Bür-

---

*) Displicuit haec civium colligatio principibus multis, qui multitudinem indomitae plebis de facili causa in furorem posse converti scientes, sibi non immerito metuebant. ibid.

**) Naturam luporum coepisse induere canes, et qui latrones debuerant persequi, divicisse imitari. ibid.

***) Datt. de pace publica.

germeister, und die gedungenen Anführer bedrükten den ruhigen Landmann und Bürger. Das große Bündniß trennte sich endlich in mehrere einzelne, wovon ein jedes seine besondere Fehden führte. Die schwäbischen Städte bekriegten die Herzoge von Wirtemberg, die rheinischen die Pfalzgrafen bei Rhein. Nach vielen Verwüstungen und einzelnen Gefechten kam es bei Worms zu einem entscheidenden Treffen, worin die Bürger von Mainz, Speier und Worms geschlagen, und kurz darauf, wie der gelehrte Abt von Trithen so richtig sagt, ihre Bündnisse, welche anfänglich einen so heilsamen Zwek und guten Fortgang hatten, durch eigne Friedensbrüche getrennt wurden.*)

Indessen giengen die Absichten derselben nicht ganz verlohren, ja sie waren, wie Pütter sagt, bis zur Errichtung der hohen Reichsgerichte noch eine kräftige Stüze gemeiner Freiheit. Wenn durch sie auch in Deutschland nicht, wie in andern Reichen, eine allgemeine Repräsentation des Volkes zu Stande gekommen ist, so bildeten doch die Städte ein eigenes Kollegium auf dem Reichstage, und verbreiteten in allen Gegenden umher Gesezlichkeit, Industrie, Künste, Handel und Kultur. Wir wollen zuerst eine allgemeine Schilderung ihrer wichtigen Unternehmungen in Gesezgebung, Kunstfleiß und Handel entwerfen, dann das besonders anführen, wodurch sich eine jede derselben ausgezeichnet hat.

Schon vor der Errichtung des rheinischen Bundes war fast in einer jeden beträchtlichen Stadt ein Regiment unter

---

*) Felicem quidem et satis fortunatum confoederationis suae habuerunt exordium, et omnibus in circuitu raptoribus magnum incussere timorem, verum postquam eorum milites conductii aequitatis legem violace coepissent, confoederatio eorum diutius permanere non potuit. ibid.

der Bürgerschaft festgesezt werden, was, durch lange Erfahrungen und öftere Zusäze verbessert und erprobt, alles das, was sonst in der Lehens-Verfassung geschehen war, an Regelmäßigkeit und gesezlicher Ordnung übertraf. Die Bürger waren in Zünfte oder Quartiere eingetheilt, um sowohl ihre Magistratspersonen zu wählen, als auch ihre Mannschaft zum Kriege zu bilden. Zur Gesezgebung und Regierung sezten sie einen Stadtmagistrat an, welcher aus den alten Geschlechtern (Altbürgern) und den künftigen gewählt wurde. An der Spize des Ganzen stunden ein oder zwei Bürgermeister als Vorsizer des Raths und Anführer der Truppen. Bei einigen Städten, als Nürnberg, Bern, Augsburg, war mehr die aristokratische, bei andern, als Hamburg, Bremen, Frankfurt, die demokratische Form vorherrschend, alle aber galten fur Republiken, und glaubten durch ihre senatus popolusque den alten Griechen und Römern zu gleichen.

Eben diese republikanische Verfassungen beförderten auch eine regelmäßige Justizverwaltung und die Einführung deutlicher Geseze. Bisher war die Gerechtigkeit von geistlichen und weltlichen Vasallen nur nach Willkühr verwaltet worden. Dem Burger der Städte war daran gelegen, gleiche Rechte und Sicherheit zu haben, und bei den Seinigen durch Geseze geschüzt zu seyn. Da nun die Karolingischen Kapitularien außer Acht gekommen und sowohl römische als deutsche Geseze verlohren oder vergessen waren, so sammelten die Bürger oder vielmehr ihre Magistrate jene Gebräuche oder Verordnungen, wonach man nach dem alten Herkommen zeither gerichtet hatte, oder sie entwarfen neue und trugen selbe in ein gemeinschaftliches Statutenbuch ein; zu gleicher Zeit errichteten sie sowohl für Civil- als Criminalsachen eigene Richter und Richterstühle, wählten sich noch besondere Beamten, welche, nach Maßgabe der verschiedenen Verwal-

tungszweige, entweder Sekelmeister, oder Rechenmeister, oder Münzmeister, oder Baumeister, oder Zunftmeister genannt wurden. Die Bürgermiliz war Zunft- oder Quartierweise abgetheilt und von den Hauptleuten angeführt. Die Städte wurden mit Mauern, Gräben und Thürmen befestigt und Warten umgeben, und die Zeug- und Fruchthäuser mit allem angefüllt, was zum Unterhalte und Bewaffnung ihrer Heerhaufen diente.

Nachdem auf diese Weise die Bürger in den Städten von innen durch Geseze, nach außen durch Bollwerke und Mannschaft gesichert waren, fiengen alle Arten von Künsten und Gewerben schnell unter ihnen an zu blühen. Die Bürgerschaft der Städte war selbst schon in Zünfte nach den verschiedenen Gewerben getheilt, und nicht nur die gröbern Handwerker als Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Weber, Schuster, Wagner, Bäker, Mezger 2c. hatten darin ihre Werkstätten errichtet; sondern es zeichneten sich unter ihnen bald solche Künstler und Arbeiter aus, welche in Seiden, Wolle, Hanf, Leder, Holz, Glas, Elfenbein, Stein, Gold und Silber alles das hervorbrachten, was die menschliche Gesellschaft nur schönes, künstliches, bequemes und wunderbares wünschen kann. Ich selbst habe in den alten Kirchenschazkammern oder fürstlichen Kunstsammlungen Werke und Fabrikaten von diesen Zeiten her gesehen, welche sogar neue Produkten sowohl an Schönheit als Tüchtigkeit übertrafen: fein gewebene Tücher, seidene Gewänder mit seltner Pracht, Farbenspiel und Stikerei, Spizen fein wie Spinnengewebe und zierlich wie Blumen gebildet, Schränke und Stühle von der niedlichsten Schreinerarbeit, Gefäße theils aus Holz und Elfenbein geschnizt, theils aus Erde geformt oder aus Gold und Silber gegossen, mit den schönsten Zierrathen, Edelsteinen und Figuren besezt, konnte man noch vor einigen Jahren in den Kirchen von Nürnberg

und Kölln oder in den Schazkammern von Mannheim und Mainz finden.

Von diesen handwerkerlichen Bestrebungen stiegen die sinnreichen Städtebewohner endlich zu den höhern Regionen der Kunst: zur Mahlerei, Bildhauerei, Uhrmacherei, Musik, Poesie und Architektur. Es ist wohl keine Kirche, kein altes Schloß, kein Rathhaus längs dem Rheinstrom hinab, was nicht mehrere Beispiele und Muster groser Kunstwerke aufweisen könnte. In den Sammlungen der Herren Boiseres und Wallraff zu Kölln und dem Museum zu Frankfurt findet man Schäze von altdeutschen Bildern. Die Kirchen von Freiburg, Straßburg und Kölln sind Wunder der Baukunst und Bildhauerei. Ihre Fenster schimmern mit tausenderlei Farben und Gestalten der Glasmahlerei; in dem ehemaligen Domschaze von Mainz und Kölln waren Gefäße und Statüen von seltener Pracht, Schönheit und Vollendung; die Kasten, worin die Gebeine der heiligen Elisabeth zu Marburg, und die Köpfe der drei Könige zu Kölln liegen, gelten für Meisterstüke von Gold- und Schmelz-Arbeit. Die alten Choral- und Gesangbücher sind eben so merkwürdige Urkunden der heiligen Musik, als der Miniatur-Mahlerei.*) Wenn aber auch von allen diesen Urkunden und Denkmälern des rheinischen Kunstfleißes nichts übrig geblieben wäre, als der Dom zu Kölln, so würde dieser uns noch Beweise davon im Uiberfluß geben können.

Diese Schönheiten der leblosen Kunstwerke wurden durch den Geist des Gesanges und der Poesie noch mehr belebt. »Ich wunderte mich, sagt Petrarca, am Rheine so viele »Kultur, so biedere Männer und schöne Weiber gefunden

*) Noch ist zu Aschaffenburg das Brevier und Kirchenbuch Kurfürst Albert II. ein wahres Denkmal altdeutscher Kunst.



»zu haben. Das ganze Ufer war mit liebenswürdigen Mäd»chen besezt; und Gott! welche schöne Gestalten, welche »Gesichter, welch niedlicher Anzug. Ein jeder müßte sogleich »Liebe fühlen, dessen Herz nicht anderswo schon gefesselt wäre.»*) Unter diesen sangen die berühmten Minnesänger Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg, Heinrich von Mainz und andre, deren Lieder Rüdger von Manesse sammelte; und ich selbst habe in dem Kreuzgange des Mainzer Domes das Denkmal des berühmten Frauenlobs wiederhergestellt, welchen die Frauen aus Dankbarkeit selbst zum Grabe getragen haben.

Von den Werkstätten der Handwerker und Künstler innerhalb der Städte erstrekte sich auch die Industrie auf das flache Land umher. Wir sind zwar den Geistlichen und Mönchen vielen Dank für den Anbau der Fruchtfelder und Weinberge am Rheine schuldig; aber die blühendste Landwirthschaft bildete sich erst in der Nachbarschaft der Städte. Die reichen Bürger und Patricier giengen in allen Arten von Pflanzungen den Bauern auf ihren Landgütern als Muster voran. Einige darunter, z. B. Wigilo von Wambach in Frankfurt, die Zum Jungen von Mainz, die Fugger von Augsburg, hatten sich so beträchtliche Ländereien erworben, daß sie damit reiche Stiftungen für Kirchen, Kranken und Armen machen konnten. Die Frucht- und Speißmärkte in Mainz, Kölln, Straßburg, Frankfurt und Worms gaben dem Landmann einen sichern Absaz seiner Früchte, seiner Kü-

*) Mirum in terra barbarica, quanta civilitas, quae urbis species, quae virorum gravitas, quae munditiae matronarum. Omnis ripa praeclaro et ingenti mulierum agmine tegebatur. Obstupui, Dii boni, quae forma, quae facies, quis habitus! amare potuisset, quisquis eo non praeoccupatum animum attulisset. Ep. ad Colonnam.



chenkräuter, seines Obstes, seiner Eier, seiner Milch und seiner Butter; und die Gärten, welche die reichen und wohlhabenden Bürger zu ihrem Vergnügen um die Städte anlegten, waren eine Pflanzschule seltener Gewächse und Blumen. Eine jede Stadt hatte dabei noch eine eigne Gärtnerzunft, welche den Burgbann anbaute. Diese fleißigen Leute arbeiteten wohl viermal des Jahrs ihren Boden um; und noch sind das Gartenfeld bei Mainz, Sachsenhausen bei Frankfurt und die Kappesbauern zu Kölln Beweise davon.

Der Kunstfleiß führte endlich die Bewohner der Städte auf ganz neue und unerhörte Entdekungen. In Nürnberg und Augsburg wurden eine Menge Verbesserungen bei den Mischungen der Farben, in der Verarbeitung der Metalle, an den Spinnrädern, Uhren, Webstühlen gemacht. In Basel verfertigte man aus Lumpen Papier und in Mainz erfanden Guttenberg und Faust die Buchdrukerei, welche sowohl in Sitten als Wissenschaften eine neue Epoche stiftete. Der gelehrte Schunk hat uns in seinen Beiträgen zur Mainzer Geschichte ein Bruchstük mitgetheilt, woraus man schließen könnte, daß sogar die Erfindung des Schießpulvers Mainz zugehöre.*)

Von allen diesen einzelnen Bestrebungen der Städte, von diesem mannigfaltigen Wetteifer in Künsten, Handwerken, Anbau und Erfindungen war der Handel und der rheinische Bund die Seele. Das wechselseitige Verkehr und der wechselseitige Schuz, welchen zuerst die Städte am Rhein unter sich festgesezt hatten, erstrekte sich in kurzer Zeit durch den Hanseebund über ganz Europa. Noch kann

*) Einen Brief vom Jahre 1305, worin Kurfürst Heinrich III. einen Feuerschüzen, welcher sich im Schlosse Ehrenfels unter Mainz aufhielt, begehrt.

man in dem Rathhause zu Kölln die Size der Bundesrichter und in dem Kaufhause zu Mainz die Schildhalter der Städte sehen, welche dieses große Gemeinwesen entweder geleitet oder repräsentirt hatten. »Innerhalb der Mauer einer »Stadt, sagt Herder, war auf einen kleinen Raum alles »zusammengedrängt, was nach damaliger Zeit Erfin»dung, Arbeitsamkeit, Bürgerfreiheit, Haushaltung, »Polizei und Ordnung weken und gestalten konnte: »die Geseze mancher Städte sind Muster bürgerlicher »Weisheit. Edle sowohl als Gemeine genossen durch »sie des ersten Namens gemeinschaftlicher Freiheit, des »Bürgerrechtes.. In Italien entstanden Republi»ken, die durch ihren Handel weiter langten, als Athen »und Sparta je gelangt hatten; diesseits der Alpen »giengen nicht nur einzelne Städte durch Fleiß und Han»del hervor, sondern es knüpften sich auch Bündnisse »derselben, ja zulezt ein Handelsstaat zusammen, der »über das schwarze, mittelländische, atlantische Meer, »über die Nord- und Ostsee reichte. In Deutschland und »den Niederlanden, in den nordischen Reichen, Polen, »Preußen, Ruß- und Liefland lagen diese Städte, deren »Fürstin Lübek war, und die größesten Handelsörter in »England, Frankreich, Portugall, Spanien und Italien »gesellten sich zu ihnen; vielleicht der wirksamste »Bund, der je in der Welt gewesen. Er hat »Europa mehr zu einem Gemeinwesen gemacht, als alle »Kreuzfahrten und römische Gebräuche: denn über Re»ligions- und Nationalunterschiede gieng er hinaus, und »gründete die Verbindung der Staaten auf gegenseiti»gen Nuz, auf wetteifernden Fleiß, auf Redlichkeit »und Ordnung. Städte haben vollführt, was Regen»ten, Priester und Edle nicht vollführen konnten

» und mochten: sie schufen ein gemeinschaftlich wirkendes
» Europa. »

Nachdem wir nun die großen Unternehmungen des rheinischen Städtebundes im Allgemeinen vorgenommen haben, wollen wir in dem nächsten Hefte auch die Geschichte der einzelnen Städte, und was darin vorzüglich merkwürdig ist, anführen.

IV.

Versuch
einer
Geschichte des östreichischen Kriegs von 1809.

Vierter Abschnitt.

Vorkehrungen der französischen Armee zum Donauübergang. — Schlacht von Wagram. — Gefecht von Znaim. — Waffenstillstand. — Herzog von Braunschweig-Oels und Schill. — Neuer Aufstand in Tyrol und gänzliche Räumung dieses Landes. — Frieden von Wien.

Ein Theil der böhmischen Landwehr, von östreichischen Linientruppen unterstüzt, und die von dem Herzoge von Braunschweig-Oels und dem vertriebenen Kurfürsten von Hessen geworbenen Korps fielen in Sachsen und Franken ein, besezten gegen die Mitte des Juni Dresden, und näherten sich Leipzig. Ein Aufstand in dem Königreiche Westphalen sollte wahrscheinlich durch Agenten des Kurfürsten mit dieser Bewegung in Verbindung gebracht werden. Die Insurrektionen in Deutschland, auf die man gerechnet hat-

te, kamen aber nicht zu Stande, oder waren so unbedeutend, daß sie für den Gang der Angelegenheiten nichts entscheiden konnten. Der König von Westphalen rükte gegen Sachsen vor, und die Oestreicher giengen, bei seiner Annäherung, nach Böhmen zurük. Der General Chasteler, dessen Truppen in dem Anfange des Juni einige Streifzüge in das Venetianische gemacht hatten, zog sich später durch Kärnthen nach Ungarn.

Wien bezieht seine Lebensmittel aus Ungarn, Mähren, Böhmen und Baiern. Die Anwesenheit großer Armeen, seit zwei Monaten, nebst einer zahlreichen Bevölkerung musten bald Mangel hervorbringen, weil Mähren und Ungarn, so wie auch die Fahrt auf der Donau gesperrt waren. Die Zerstörung der Mühlen vermehrte den Mangel an Brod. Die Franzosen bezogen die nöthigsten Bedürfnisse zu Land aus Schwaben und Baiern; allein den Einwohnern Wiens fiel es eben darum sehr schwer, sich mit den unentbehrlichen Verräthen zu versehen, da der Dienst des Heeres den Vorzug haben muste. Die Fahrt auf der Donau, von Linz bis Preßburg, wurde durch die Oestreicher unterbrochen. Nährten diese die Hoffnung, die französische Armee durch Mangel zu nöthigen, sich von der Hauptstadt zu entfernen, dann wäre es wohl zwekmäsiger gewesen, anstatt die erwähnten fruchtlosen Streifzüge zu unternehmen, ihre noch übrige Macht, von Tyrol und Böhmen aus, Baiern überschwemmen zu lassen und den Franzosen die Zufuhr zu erschweren. Indessen würde auch der Mangel den Kaiser schwerlich bestimmt haben zurükzugehen, sondern hätte wahrscheinlich die Wirkung gehabt, die Hilfsmittel des eroberten Landes zu erschöpfen, und die Unternehmungen auf das linke Donauufer zu beschleunigen.

Die Bruken über die Donau auf die Insel waren im Anfange des Juli geendigt. Der General Bertrand hatte

eine von 60 Bögen, in der Zeit von vierzehn Tagen, über den reißendsten Strom von Europa, der 400 Klafter in der Breite hat, erbaut, auf welcher drei Wagen neben einander fahren konnten. Noch war eine zweite auf Pfählen, von 8 Schuhen in der Breite, für die Infanterie und endlich eine Schiffbrüke geschlagen. Diese Brüken wurden, zwischen den Inseln, durch Reihen von Pfählen gegen jeden Angriff und selbst gegen Brander gedekt. Brükenköpfe auf der Insel, von denen jeder 1600 Klafter im Umfang hatte, schüzten, mit 100 Kanonen und 20 Mörsern, diese schönen Werke, wie sie noch in keinem früheren Feldzuge waren erbaut worden. Der Kaiser konnte nun mit Sicherheit auf das linke Ufer manövriren; und seine Stellung bei Wien war durch den Besiz der Festung Raab, die 24 Stunden davon liegt, gedekt.

Den 26. und 27. Juni ließ er Presburg beschiesen, weil die Oestreicher die Arbeiten an den Befestigungswerken nicht einstellen wollten, die sie auf den Inseln, dieser Stadt gegenüber, anlegten, und durch eine Brüke mit dem linken Ufer verbanden. Der Herzog von Auerstädt ließ den 30. eine dieser Inseln, die zunächst am rechten Ufer liegt, durch den General Gudin angreifen. Das 21. Linienregiment sezte, theils schwimmend, theils in Nachen, über den schmalen Arm, bemächtigte sich der drei Kanonen, die sich daselbst befanden, und machte 250 Gefangene. Den 24. hatten der General Wrede bei Linz, und der General Vandamme bei Mölk einige Truppen auf das linke Ufer geschikt, um den Feind zu beunruhigen und Nachrichten einzuziehen. Den 2. Juli ließ der Herzog von Rivoli, Eßling gegenüber, von der Insel In-der-Lobau auf das linke Ufer eine kleine Bruke schlagen, die durch eine Flesche gedekt war, welche noch seit dem ersten Uibergang stund.

Die östreichische Armee stellte sich den 2. und 3. hinter ihren Verschanzungen, die man von Großaspern bis Enzersdorf auf den Anhöhen angelegt hatte, in Schlachtordnung. Es war eine schwere Aufgabe, an derselben Stelle, wo der Versuch schon einmal mislungen war, zum zweitenmal überzugehen, sich unter dem Feuer von 150 Kanonen der östreichischen Verschanzungen in Schlachtordnung zu stellen, oder sich dem gefürchteten Strome noch einmal anzuvertrauen, wenn man, entfernt von diesem Orte, auf schnell erbauten Brüken einen Uibergang wagen wollte. Der große Umfang der Insel bot dem Genie Napoleons ein Auskunftsmittel dar. Um die gefährliche Alternative zu vermeiden, sezte er, auf der östlichen Seite, in der Flanke der östreichischen Verschanzungen über. Der Kaiser nahm den 1. Juli sein Hauptquartier auf der Insel, und um seine ganze Macht zu vereinigen, hatte er allen entfernten Korps den Befehl ertheilt, ihren Weg nach Ebersdorf zu nehmen. Eine Division Baiern, unter dem General Wrede, brach von Linz auf, wo der Herzog von Danzig mit der Division des Kronprinzen zurükblieb. Der Herzog von Auerstädt, welcher bisher Preßburg gegenüber gestanden war, brach von dieser Gegend und der Fürst von Ponte-Corvo von St. Pölten auf. Der Herzog von Ragusa, der den 22. Juni an der Drave angekommen war, und der Vizekönig von Italien, der bei Komorn stund, sezten sich ebenfalls mit ihren Korps in Bewegung, um in den ersten Tagen des Juli in der Gegend von Wien einzutreffen.

Auch die Oestreicher hatten alle ihre Kräfte gesammelt. Das Korps des Generals Kollowrath war von Linz zu der Armee gestosen, welche die Landwehren von Böhmen und Mähren nebst allen Reserven verstärkt hatten. Artillerie und Kavallerie waren ergänzt. Der französische Bericht schäzt ihre Stärke auf 200,000 Mann mit mehr als 800

Kanonen. Die Oestreicher selbst geben sie zu 95,000 Mann mit 389 Kanonen an. Sie bestund aus fünf Armeekorps, welche zum Schlagen kamen, wovon drei auf der Höhe von Deutschwagram und Neusiedel, eines in den Verschanzungen und das lezte auf den Höhen hinter Stammersdorf kampirten, und aus einer Reserve von Grenadieren und schwerer Kavallerie. Man wird der Wahrheit ziemlich nahe seyn, wenn man die östreichische Armee etwas über 100,000, und die französische an 130,000 Mann stark annimmt; diese soll mit 500 Kanonen versehen gewesen seyn.

Der Kaiser hatte, um den Feind zu täuschen, an derselben Stelle, wo er zum erstenmal übergegangen war, durch den Herzeg von Rivoli die oben erwähnte Brüke schon am 2. schlagen lassen; allein er machte den Uibergang erst den 4. auf der östlichen Seite von Enzersdorf. Man hatte zu diesem Zwek auf einigen kleinen Inseln, diesem Städtchen gegenüber, drei Batterien mit 62 Belagerungsstüken und Mörsern angelegt, die den unglüklichen Ort nebst den um ihn aufgeführten östreichischen Verschanzungen, in zwei Stunden, dem Boden gleich machen sollten. Oestlich von diesen Inseln hatte man auf einer kleineren, die Alexandersinsel genannt, eine Batterie von 4 Mörsern und 22 Kanonen errichtet, um das Schlagen der Brüken zu deken, die von dieser Seite das linke Ufer mit der Lobau verbinden sollten.

Um 10 Uhr Abends ließ der General Oudinot auf dem großen Donauarm 1500 Mann einschiffen, und von zehn Kanonierschaluppen begleiten; sie landeten stromabwärts, jenseits des kleinen Arms, der die Insel Lobau vom linken Ufer scheidet, nahmen die östreichischen Batterien weg, vertrieben den Feind aus dem Gehölze und drängten ihn bis an das Dorf Mühleiten. Um 11 Uhr begann das Feuern auf Enzersdorf; und in einer halben Stunde schwiegen die

feindlichen Batterien. Zwischen diesen beiden Punkten, in dem Arm, der die Alexandersinsel von dem linken Ufer trennt, landeten 2,500 Mann, um das Schlagen der Brüken zu deken. Der Bataillonschef vom Geniekorps, Dessales, hatte hier eine aus einem Stüke, von 190 Schritten in der Länge, nebst fünf großen Barken bauen lassen; in weniger als sechs Minuten war sie angelegt, und die Infanterie sezte im Schnellschritte über. In anderthalb Stunden stund eine Schiffbrüke und in zwei Stunden eine von Flößen, so daß um 2 Uhr nach Mitternacht die Armee auf vier Brüken übergehen konnte.

Der linke Flügel stund 1500 Toisen unterhalb Enzersdorf, an die Donau gelehnt, und durch die Batterien der Inseln gedekt, und der rechte gegen Wittau, das drei Viertelstunden von diesem Flusse liegt. Der Herzog von Rivoli bildete die linke, der Herzog von Auerstädt die rechte Flanke und der General Oudinot das Zentrum auf der ersten Linie. Der Fürst von Ponte-Corvo, der Vizekönig und der Herzog von Ragusa stunden auf der zweiten Linie; die Garde und die Kürassiere bildeten die Reserve.

Eine schwarze Nacht, ein heftiger Sturm und Regengüsse giengen dem verhängnisvollen Tage voran. Den 5., bei dem ersten Sonnenstrahl, ließ sich die Absicht des Kaisers ohne Mühe errathen. Seine Armee stund, am äußersten Ende des linken Flügels seiner Feinde, in Schlachtordnung, und hatte ihre Verschanzungen umgangen. Diese waren nun unnüz geworden, und die Oestreicher musten ihre Fronte verändern und im Freien kämpfen.

Um 8 Uhr des Morgens hatten die Batterien, welche Enzersdorf beschossen, eine solche Wirkung hervorgebracht, daß es die Oestreicher dem Herzoge von Rivoli überlassen musten. Der General Oudinot hatte das Schloß Sachsen-

gang zu umzingeln befehlen, das sich auch, mit 900 Mann und 12 Kanonen, ergab.

Indessen hatten die Oestreicher mehrere Kolonnen Infanterie, eine große Anzahl Artillerie und die ganze Kavallerie gegen die französische Armee abgeschikt, und droheten dieselbe, indem sie Ruzendorf besezten, auf der rechten Flanke zu überflügeln. Der General Oudinot bemächtigte sich des Dorfs, und der Herzog von Auerstädt nahm seine Richtung rechts, indem er dasselbe auf seiner linken ließ. Von Mittags bis Abends manövrirte man in der unermeßlichen Ebene, und besezte nach und nach die verschiedenen Dörfer. So wie die französische Armee auf der erhabenen Ebene vorrükte, musten die Oestreicher ihr verschanztes Lager verlassen. Sie wollten in Raschdorf einigen Widerstand leisten; aber der Fürst von Ponte-Corvo ließ es durch die Sachsen wegnehmen; und allenthalben wurde der Feind fechtend zurükgedrängt. Um 6 Uhr Abends stund sein ganzes Heer von Stadelau über Gerasdorf und Deutsch-Wagram bis Grafen-Neusiedel, so wie der Erfolg des Kampfs diese Stellung zu einem Bogen von großem Umfang gebildet hatte. Die französische Armee stund von Großaspern über Raschdorf bis Glinzendorf in einer Linie von beiläufig drei Stunden.

Der Tag war beinahe zu Ende, und man mußte auf den folgenden einer großen Schlacht entgegensehen. Der Kaiser wollte noch vor einbrechender Nacht Wagram, das im Mittelpunkte der östreichischen Armee lag, und durch dessen Besiz dieselbe durchschnitten wurde, hinwegnehmen lassen; konnte man diesen Ort behaupten, dann war es dem östreichischen Obergeneral unmöglich, für den folgenden Tag den Plan einer Schlacht zu entwerfen. Der Angriff geschah; die Truppen hatten die Anhöhen der ganzen östreichischen Fronte bei Baumersdorf erstürmt, und waren schon in die erste Linie eingedrungen, als sie wieder zurükgeworfen wur-

ken. Die Sachsen, welche im Besize von Wagram waren, schossen in der Dunkelheit auf einander, und musten ebenfalls das Dorf räumen.

In der Nacht machte der Kaiser noch einige Veränderungen an seiner Schlachtordnung. Er befand sich im Zentrum, in der Entfernung eines Kanonenschusses von Wagram, und beschäftigte sich damit, seine Hauptstärke dahin zu ziehen. Den Herzog von Rivoli ließ er von Aspern, wo die Division Legrand mit der Weisung zurükblieb, sich im Nothfalle auf die Insel Lobau zu ziehen, nach Anderklaa aufbrechen, und sich links von diesem Dorfe, in zweiter Linie, hinter dem Fürsten von Ponte-Corvo, aufstellen. Der Vizekönig verband diesen Flügel mit dem Zentrum, wo der General Oudinot und der Herzog von Ragusa mit ihren Korps, wie auch die Garde und Kürassiere sieben bis acht Linien bildeten. Der Herzog von Auerstädt, der auf dem rechten Flügel stund, erhielt Befehl, aus seiner Stellung, Großhofen vorbei, links zu gehen, und sich so dem Zentrum zu nähern.

Der östreichische Feldherr ließ seine Flügel sich in Bewegung sezen und noch weiter ausdehnen, während dem das Zentrum unverändert blieb. Seine Dispositionen waren folgende: Das Korps von Kollowrath sollte, in erster Kolonne, von Hagenbrun aufbrechen, sich mit dem Korps des Generals Klenau, das sich aus den Verschanzungen gegen Stammersdorf zurükgezogen hatte, in Verbindung sezen, und sich mit ihm gegen Breitenleh bewegen, ohne daß jedoch Klenau die Kommunikation mit der Donau aufgeben würde. Die Grenadierreserve, unter dem Befehl des Generallieutenants d'Aspre, sollte als zweite Kolonne, von Seiring gegen Süßenbrunn, und die Kavalleriereserve, unter dem Fürsten von Lichtenstein, zwischen dem lezteren Orte und Anderklaa vorrüken. Diese drei Kolonnen hatten Befehl, gegen

Mitternacht aufzubrechen. Der General Bellegarde sollte sich mit seinem Korps gegen Anderklaa in Bewegung sezen, den hervorspringenden Winkel der Anhöhen bei Wagram jedoch mit sechs Bataillonen besezt halten. Das Korps von Hohenzollern hatte die Bestimmung, auf den Anhöhen hinter Baumersdorf stehen zu bleiben, und den Feind mit dem schweren Geschüze zu beschießen. Das Korps des Fürsten von Rosenberg sollte, Morgens um vier Uhr, sich gegen den linken Flügel ziehen, nach Glinzendorf vorrüken, und dabei suchen, sich mit dem Erzherzog Johann in Verbindung zu sezen, welcher, einer erhaltenen Weisung zufolge, von Presburg aus seinem Lager, mit 12,000 Mann und 50 Kanonen über Marchek auf dem Marsch seyn muste. Das Korps des Feldzeugmeisters Fürsten von Reuß sollte Spiz und die Posten an der Donau aufwärts auf das Aeußerste vertheidigen.

Man sollte aus diesen Dispositionen schliesen, der östreichische Feldherr habe vermuthet, der Kaiser werde seine Hauptmacht nicht weit von der Donau ziehen. Auch scheint er um seinen Rükzug nach Böhmen besorgt gewesen zu seyn, wohin die Straße längs dieses Flusses über Stokerau geht. Im Falle des Siegs, glaubte er wahrscheinlich, der französischen Armee durch diese Anordnungen den Rükzug nach der Lobau abzuschneiden. Nachtheilig war es ihm, daß der linke Flügel oder das Zentrum keine Reserve hatte, da beim Anfange des Treffens schon seine ganze Armee zum Schlagen kam, und daß er endlich nicht alles aufbot, um seine Verbindung mit dem Erzherzog Johann zu sichern, wozu gerade eine besondere Stärke des linken Flügels nöthig war.

Den 6. Juli mit Tagesanbruch begann die Schlacht, indem die beiden Korps von Rosenberg und Auerstädt in ihren entgegengesezten Bewegungen auf einander stiesen. Der Kaiser begab sich sogleich dahin, und ließ den Herzog

von Auerstädt durch eine Kürassierdivision unterstüzen, das Korps von Rosenberg aber durch eine Batterie von 12 Kanonen in der Flanke beschiesen. In drei Viertelstunden war dieses Korps geworfen und über Neusiedel zurükgedrängt. Unterdessen hatte auf der ganzen Linie die Kanonade begonnen, und die Dispositionen der Oestreicher fiengen an sich zu entwikeln. Ihr ganzer linker Flügel war mit schwerer Artillerie bedekt; und man hätte sagen sollen, bemerkt der französische offizielle Bericht, der östreichische General kämpfe nicht um den Sieg, sondern denke nur auf die Mittel, ihn zu benuzen.

Das Artilleriefeuer der Oestreicher muste, bei der tiefen Stellung des französischen Zentrums, demselben großen Schaden thun. Ihr rechter Flügel hatte unterdessen seine Bewegung gegen den französischen linken ausgeführt, und befand sich zwischen Kogram und Anderklaa; ihre leichte Kavallerie streifte bis Eßling. Der Kaiser gab dem Herzog von Rivoli den Befehl, das Dorf Anderklaa, dessen Besezung durch den General Bellegarde das Zentrum auf seiner linken Seite drängte, hinwegzunehmen. Der Herzog von Auerstädt erhielt die Weisung, die Stellung des Feindes bei Neusiedel zu umgehen, und gegen Wagram vorzudringen. Der Herzog von Ragusa und der General Macdonald bildeten Kolonnen, um gegen den lezteren Ort in dem Augenblik vorzurüken, wo sich der Herzog von Auerstädt zeigen würde. Unterdessen hatte der Feind das Dorf Anderklaa, aus dem er von dem Herzog von Rivoli war vertrieben worden, mit Wuth angegriffen und wieder besezt. Die französische linke Flanke war um 3000 Toisen überflügelt, und man hörte schon von Großaspern her den Donner des schweren Geschüzes. Der ganze Raum von diesem Orte bis Wagram war von einer unermeßlichen Linie östreichischer Artillerie bedekt. Der französische Bericht bemerkt sehr wahr, daß die Oestreicher einen

großen Fehler begiengen, den man nur benuzen durfte, um dem bedrängten, halbzirkelförmig umgebenen linken Flügel zu helfen, und die große Stärke der Oestreicher auf dieser Seite zweklos zu machen. Der Kaiser, um dies auszuführen, gab sogleich dem General Macdonald Befehl, die Divisionen Lamarque und Broussier in Angriffskolonnen zu bilden, welche die Kürassierdivision Nansouty, die Garde zu Pferd und der General Lauriston mit 60 Kanonen der Garde und 40 von verschiedenen andren Korps unterstüzen sollten. Der General Lauriston rükte mit dieser Batterie dem Feinde, bis auf eine halbe Kanonenschußweite, ohne zu feuern, im Trab entgegen, und begann mit seinem Geschüz eine fürchterliche Kanonade, welche die feindliche bald zum Schweigen brachte, und den Tod in die erschroknen Reihen säete. Der General Macdonald, von den Füselieren und Plänklern der Garde unterstüzt, rükte im Sturmschritte gegen Süßenbrunn vor. In einem Augenblik verlohr das Zentrum des Feindes eine weite Streke seines Bodens. Sein rechter Flügel, der bei Breitenleh stund, und die Gefahr seiner Stellung einsah, zog sich schnell zurük, und der Herzog von Rivoli griff ihn nun in der Fronte an.

Während dem dies vorgieng, hatte der Herzog von Auerstädt seine Bewegung ausgeführt, die linke Flanke des Feindes angegriffen und überflügelt, Neusiedel wieder hinweggenommen, und näherte sich, indem er auf der erstiegenen Anhöhe vorrükte, Wagram. Um die Mittagsstunde sezte sich der General Oudinot gegen dieses Dorf in Marsch, um den Angriff des Herzogs von Auerstädt auf dasselbe zu unterstüzen; und es gelang ihm, sich dieser wichtigen Position zu bemächtigen. Der Sieg war im Grunde schon um 10 Uhr entschieden, und die Oestreicher kämpften von dem Augenblike an, wo ihr linker Flügel aus seiner Stellung geworfen war, nur um ihren Rükzug. Seit Mittag begann

derselbe förmlich, und lange vor Einbruch der Nacht war keine feindliche Armee mehr zu sehen. Am Abend stund ein Theil des französischen Heeres zu Jetelsee und Ebersdorf, zwei Stunden vom Schlachtfelde, und das Zentrum zu Obersdorf. Die Kavallerie des rechten Flügels hatte Posten zu Schönkirchen.

Diese schrekliche Schlacht, in der sich wenigstens 230,000 Mann mit 900 bis 1000 Kanonen würgten, und zwanzig große, volkreiche Dörfer, während und nach dem Gefechte, in Flammen auffederten, war entscheidend. Die vorzüglichste Stärke der Streitmassen war bei den beiden Heeren auf der entgegengesezten Seite; jene des französischen auf dem rechten und die des östreichischen auf dem linken Flügel. Nach dem eignen Geständnisse des östreichischen Feldherrn waren die Positionen von Neusiedel und Wagram nicht hinlänglich besezt, weil er zur Verstärkung derselben das Korps des Erzherzogs Johann erwartete, der von seiner Stellung bei Preßburg, 12 Stunden vom Schlachtfelde, auf dem Marsche war, um zu ihm zu stosen. So lange die Oestreicher Neusiedel und Wagram behauptet hätten, wäre es möglich gewesen, die Schlacht wieder herzustellen; denn die Anhöhen hinter diesen zwei Dörfern, vor denen der Rußbach fließt, beherrschen die Ebene.

Nach dem Verluste dieser entscheidenden Schlacht hat man die Gründe aufzufinden gesucht, aus denen sie verlohren ward, und sie zum Theil in der verspäteten Ankunft des Erzherzogs Johann, der nicht mehr zum Schlagen kam, und zum Theil in der Unordnung, die bei einzelnen östreichischen Regimentern herrschte, zu finden geglaubt. Jede Erscheinung hat ihre bestimmenden Ursachen; und es ist leichter, zu dem, was geschehen ist, den zureichenden Grund zu finden, als aus dem, was ist, abzuleiten was geschehen muß. Warum wurden die Schlachten von Marengo, Austerliz, Jena und

Friedland verlohren? Es möchte, unter allen Verhältnissen, wohl schwer gewesen seyn, dem Manne den Sieg zu entreißen, der an der Spize seines Heeres allenthalben siegreich war. Warum wollen wir die Auflösung des Problems nicht lieber in dem Genie des französischen Feldherrn und der Organisation und dem Geiste der Armee, die sein Geist beseelte, als in zufälligen Umständen finden, da sein überlegenes Genie gewiß auch andre Umstände ihm zu dienen gezwungen hätte? Der Zufall oder das Glük greifen nicht selten, mit unsichtbarer Hand, verwirrend oder ordnend in das Gewebe der Entwürfe eines Menschen; aber eine lange Reihe von unglüklichen Zufällen, eine ganze Laufbahn voll ungünstiger Verhältnisse machen sein Talent verdächtig; und darin finden wir eben seine Stärke, daß er ungünstigen Umständen vorsichtig zu begegnen, oder ein unglükliches Ereigniß durch seine Klugheit und Geistesgegenwart wieder gut zu machen weiß. Hannibal konnte bei Zama von dem großen Scipio geschlagen werden, ohne den Ruhm eines großen Feldherrn zu verliehren; wie Nicias, ohne ihn zu verdienen, seine Feinde besiegen konnte.

Der Erzherzog Johann war, den 6. Nachmittags, in der Gegend von Obersiebenbrun angelangt. Da die Schlacht entschieden war, gieng er mit seinem Korps über die March zurük. Es ist bis izt noch nicht gänzlich aufgeklärt, warum diese Kombination der östreichischen Erzherzoge nicht gelungen ist, und wer die Schuld davon trägt. In einer Rechtfertigung des Erzherzogs Johann, durch die Feder eines Ungenannten, werden die Fehler des Generalstaabs der großen östreichischen Armee streng gerügt. Man gesteht zwar, den Befehl zum Abmarsche aus der Gegend von Preßburg, den 5. Morgens, erhalten zu haben, bemerkt aber, es seye nicht leicht möglich gewesen, beim Tage aus der Brükenschanze und von den Donauinseln aufzubrechen, und hätte demnach

bis gegen Mitternacht gewartet. Wenn dem so ist, dann konnte das Korps des Erzherzogs Johann freilich den 6. Morgens nicht auf dem Schlachtfelde eintreffen.

Die Oestreicher geben ihren Verlust in der Schlacht von Wagram auf 5,631 Todte, 7,585 Gefangene und 18,119 Verwundete an, von denen 12,000 in französische Hände gefallen waren. Die Armee nahm ihren Rükzug nach Böhmen; eine Bewegung, die höchst verderbliche Folgen hatte haben können. Böhmen und Tyrol sind vortrefflich gelegen, um in dem Rüken eines in das Herz der östreichischen Staaten vordringenden Feindes zu wirken; allein in diesem Falle muß eine bedeutende Macht in Ungarn denselben nöthigen, seine vorzüglichste Aufmerksamkeit dahin zu richten. Wäre die östreichische Armee noch einmal in Böhmen geschlagen worden — welches wohl wahrscheinlicher als das Gegentheil war — dann konnte man auf die Unterstüzung der Ungarn nicht mehr zählen, und es stund in der Macht des Siegers die Monarchie aufzulösen. Wir wissen nicht, ob andre Gründe den Erzherzog Karl bestimmt haben, nach Böhmen zu gehen. Vielleicht erwartete er in der Ergebung dieser bedeutenden Provinz Hilfsquellen zu finden, die er sich von Ungarn nicht versprach. War aber der Rükzug nach Böhmen nicht freiwillig, sondern durch den Erfolg der Schlacht bestimmt, dann ist es um so weniger zu begreifen, warum die Oestreicher die Höhen von Wagram bis Neusiedel nicht hinlänglich besezt hatten, da diese den Weg nach Wolkersdorf deken, und sie daselbst auch Positionen fanden, die nicht allein ihren Rukzug gesichert, sondern es ihnen auch vielleicht möglich gemacht hätten, in Verbindung mit dem Erzherzog Johann, noch einmal um den Sieg zu kämpfen.

Die östreichische Armee nahm folgenden Rükzug: das Korps des Fürsten von Rosenberg gieng den 7. bis Mistelbach, jenes des Fursten von Hohenzollern bis Ernstbrun.

Die Korps des Fürsten Reuß, des Grafen Bellegarde und von Kollowrath, wie auch die Grenadier- und Kavalleriereserven zogen sich gegen Znaim, wobei das Korps von Klenau den Rükzug dekte; dieses stund, den 7., noch in Korneuburg; und schlug sich hier, so wie auch am 9., in Oberhollabrun mit dem Herzog von Rivoli.

Der Herzog von Ragusa hatte, den 7., die Straße von Nikolsburg eingeschlagen. Bei Wolkersdorf verließ er dieselbe, und erreichte, am 9., den Feind bei Laab. Denselben Tag traf der Herzog von Auerstädt in Nikolsburg ein. Der östreichische Obergeneral erfuhr diese Bewegungen am 9. Abends in seinem Hauptquartier Guntersdorf. Um dem Feinde in der Besezung der Defileen von Znaim zuvorzukommen, ließ er die Grenadier- und Kavalleriereserven sogleich aufbrechen, die, den 10., kaum vor dem Feinde, bei den Höhen eintrafen, welche auf der rechten Seite der Straße, unterhalb Znaim, auf den beiden Ufern der Thaia liegen, und sie besezten. Sie musten sich dem Andringen des Feindes, unter dem Kommando des Herzogs von Ragusa, entgegenstellen, um für das Fuhrwesen Zeit zu gewinnen, durch Znaim zu kommen. Das Korps des Grafen Bellegarde erschien zur rechten Zeit, und besezte, indem es durch eine Furt der Thaia gieng, das Dorf Teschwiz, welches die Grenadiere dem Feinde hatten überlassen müssen. Dieses Korps behauptete mit dem des Fürsten von Hohenzollern, welches, am 10., über Malberg am rechten Ufer der Thaia eintraf, die Stellung bis in die Nacht, um den übrigen Armeekorps Zeit zu lassen, über diesen Fluß zu gehen.

Der Herzog von Rivoli war dem östreichischen Hintertreffen gefolgt, und traf, den 11., vor Znaim ein. Die Oestreicher waren genöthigt, an diesem Tage eine Schlacht anzunehmen, um es ihrem Park und Fuhrwesen möglich zu

machen, die Defileen von Budweis und Schelletau zurük zulegen. Ihr Obergeneral stellte nun seine Armee in eine gedrängtere Schlachtordnung als bei Wagram. Auf dem rechten Flügel, bei Znaim und Teschwiz, stunden das Korps des Fürsten Reuß, und später die Grenadiere; im Mittelpunkte, bei Brendiz, das Korps des Grafen Bellegarde und auf dem linken Flügel das von Kollowrath. Die Reservekavallerie und das Korps des Fürsten von Hohenzollern waren hinter dem linken Flügel aufgestellt. Das Korps des Generals Klenau folgte dem Artillerietrain als Bedekung nach Wolframskirchen. Der Fürst von Rosenberg hatte schon, am 8., den Befehl, von Laab nach Muschau zu gehen, um Ollmüz zu deken.

Das Gefecht begann mit Tagesanbruch. Die Franzosen richteten ihre Anstrengungen besonders auf Teschwiz und die Bruken vor Znaim, welche der Herzog von Rivoli hinwegnahm. Der Herzog von Ragusa griff die Korps von Bellegarde und Kollowrath an. Während dem man sich schlug, ward ein Waffenstillstand eingeleitet, den kein Theil verlangt haben will, der indessen sehr schnell zu Stande kam. Der Graf Bellegarde hatte den Tag zuvor, wo es noch zweifelhaft schien, ob die östreichische Armee bei Znaim eine Stellung würde nehmen können, um den Rükzug zu deken, nach dem französischen Bericht, um einen Waffenstillstand angesucht, und der Kaiser in den Vorschlag gewilligt, indem er durch den Fürsten von Neufchatel einen Parlamentär absenden ließ. Wären, außer dem Korps des Herzogs von Ragusa, noch andre, am 10., vor Znaim eingetroffen, dann blieb der östreichischen Armee keine Straße zum Rükzug offen, indem sie an den Manhardsberg und die Thaia gedrängt war. Ihre Haltung, vier Tage nach einer mörderischen Schlacht, und unter so ungünstigen Verhältnissen, verdient allerdings Lobsprüche.

Während dieser Ereignisse war in den übrigen Gegenden des Kriegsschauplazes nichts von Bedeutung vorgefallen. Den 26. Juni hatte der General Giulay zwei Bataillone vom 84. Regimente in Gräz überfallen. Dies Regiment hielt einen vierzehnstündigen Kampf gegen 1000 Mann, meistentheils Kroaten aus und nahm zwei Fahnen. Der General Broussier, der mit seiner Division von Gräz nach Wildan dem von Laybach aurükenden Korps des Herzogs von Ragusa entgegengieng, hatte dasselbe zurükgelassen, um die Zitadelle von Gräz zu beobachten.

Die Tyroler und Vorarlberger schwärmten, in der lezten Hälfte des Juni, an dem Bodensee und in den angrenzenden Gegenden von Baiern und Wirtemberg umher.

Die Oestreicher, welche, bei dem Vorrüken des Königs von Westphalen, Sachsen verlassen hatten, zogen sich, unter dem Befehle des Generals Kienmayer, in das Baireuth'sche und Voigtland, um Böhmen gegen das Korps des Herzogs von Abrantes zu deken, der sich, in den lezten Tagen des Juni, mit einer Reserve in Bewegung gesezt hatte. In Polen hatte der Fürst Poniatowsky alle Korps zusammen gezogen, und sein Hauptquartier, den 2. Juli, nach Pulaway, und den 4. nach Radom verlegt, indem seine Truppen die Richtung gegen Krakau nahmen, wo sie den Tag nach dem Waffenstillstande mit den Russen zugleich eintrafen. Früher schon hatten russische Truppen Ostgallizien besezt, schienen aber mit den Polen nicht nach einem gemeinschaftlichen Plane zu handeln.

Dem Waffenstillstande gemäs, muste das linke Donauufer von Passau bis Preßburg, diese Stadt selbst, so wie auch Znaim, Brünn, der Theil von Ungarn bis an den Raabfluß, Steyermark, Krain, Istrien, die Zitadellen von Brünn und Gräz von den Oestreichern geräumt werden. Die wenigen Truppen dieses Volks, die in Tyrol und Vorarlberg

zurükgeblieben waren, musten diese Provinzen ebenfalls verlassen. Für Sachsen und Baireuth, wovon im Waffenstillstande keine Rede war, wurde später dieselbe Bedingung festgesezt.

Hier verdient eine beinahe gleichzeitige Unternehmung eine Stelle, die in ihren Folgen zwar unbedeutend, aber in Rüksicht ihres Karakters nicht ohne Interesse ist. Der Herzog von Braunschweig-Oels, Pretendent des ehemaligen Herzogthums Braunschweig, hatte in Böhmen einige Truppen gesammelt, und die Unternehmungen der Oestreicher in Sachsen unterstüzt. Bei der Räumung dieses Landes entschloß er sich plözlich, vor dem 25. Juli, an welchem die Oestreicher es verlassen musten, anstatt von Zwikau im Voigtlande nach Böhmen zurükzukehren, gegen Leipzig vorzurüken, wo er, den 26. Morgens, eintraf. Sein Korps wurde 1900 Mann Infanterie und 700 Mann Kavallerie stark angegeben. Am 30. kam er über Halle und Eisleben in Halberstadt an; hier sties er auf ein westphälisches Regiment, das er theils niedermachte, theils mit seinem Obristen gefangen nahm. Der sächsische General Thielmann war ihm von Dresden bis Halle gefolgt, aber von da wieder zurükgekehrt. In Braunschweig, wo er den 31. einzog, blieb er bis zum 2. August. Vor den Thoren dieser Stadt schlug er sich mit dem westphälischen General Rewbel, der 4000 Mann unter seinen Befehlen hatte. Anfangs weigerten sich Rewbels Truppen zu fechten; und dieser General versprach ihnen, um sie dazu anzufeuern, die Plünderung der Stadt Braunschweig. Der Herzog gieng nun, nach dem Rükzuge Rewbels, über Hannover nach Nienburg, wo er den 4. August über die Weser sezte. In Hoya war ihm der General Rewbel auf der Ferse; der Herzog sandte daher einige Truppen nach Bremen, um ihn über seine Absichten zu täuschen, das Korps selbst aber nahm den Weg über Delmenhorst, wo es

den 5. eintraf, und sich den 6. und 7. in Elsfleth und längs der Weser nach Helgoland einschiffte, um nach England zu gehen. Der General Rewbel verfolgte seinen raschen Feind, erreichte aber Elsfleth erst am 8. Was den Herzog zu diesem Schritte bewog, weiß man nicht bestimmt. Früher hatte der östreichische Obergeneral einen für sein Korps eben nicht ehrenvollen Tagbefehl bekannt machen lassen, durch den er sich wahrscheinlich gekränkt fühlte. Auch fiel seine Unternehmung in die Zeit, wo die Engländer auf der Insel Walcheren landeten.*) Vielleicht sollte eine Demonstration derselben, Truppen in Curhaven auszuschiffen, verbunden mit seinem Einzuge in Braunschweig, einen Aufstand in Niedersachsen bewirken. Die Insurrektionen in Deutschland, auf die man sicher gerechnet zu haben scheint, kamen aber entweder nicht zum Ausbruche, oder wurden in ihrem Entstehen schon erstikt. Ein über diesen Gegenstand in England erschienener Bericht führt einen andern Grund an, der den Herzog zu diesem Schritte bestimmte: er soll nemlich die Absicht gehabt haben, das Kapital, welches er auf die Bildung seines Korps verwendet hatte, dadurch zu retten, daß er dasselbe in englischen Sold gab, weil der wahrscheinliche Friede Oestreichs ihn genöthigt haben würde, es wieder zu entlassen. Seinen Zug hat er übrigens, so unsicher auch sein Zwek und so unzuverlässig seine Mittel waren, mit Muth und Verschlagenheit ausgeführt. Da er sah, daß seine Gegenwart keine Bewegung hervorbrachte, faßte er schnell den Entschluß, auf dem kürzesten Wege zu entfliehen. Klüger als der Abenteurer Schill entgieng er dessen Schiksal. Ungewiß, und von einem verfolgenden Feinde weniger gedrängt, irrte dieser in Winkelzügen, bald vor- und bald rükwärts, umher.

---

*) Den 30. Juli.

Am 28. April war er mit seinem Regimente Kavallerie aus Berlin gezogen. Da er dasselbe öfters aus der Stadt geführt hatte, um es in den Waffen zu üben, so fiel dieser Schritt nicht auf. Den 4. Mai war er über Wittenberg nach Bernburg gekommen. Sobald der König von Preußen den Abzug Schills und seine wahrscheinliche Absichten erfuhr, mißbilligte er feierlich dies Verfahren, und erklärte ihn der Desertion schuldig. Dieser, anstatt nach Hessen zu zu gehen, da in Kassel ein Aufstand ausbrechen sollte, gieng rechts gegen Magdeburg. In der Nähe dieser Stadt hatte er mit der Garnison derselben bei Dodendorf ein Gefecht. Von da zog er nach Stendal, wo er sich bis zum 18. Mai aufhielt, und an der Elbe das kleine Fort Dömiz nahm. Sein Korps, das beim Auszuge aus Berlin aus 500 Mann bestund, war durch preussische Ausreißer und anderes zugelaufenes Gesindel über 1600 Mann stark geworden. In Dömiz ließ Schill eine Garnison, und gieng über Wismar und Rostok nach Stralsund. Bei Damgarten hatte er ein kleines Gefecht mit einem Meklenburger Bataillon, und in Stralsund selbst mit einer französischen Artilleriewache, die den Tod der Gefangenschaft vorzog. Hier fand er Transportschiffe, deren er sich hätte bedienen können; allein seine Offiziere weigerten sich, nach England zu gehen. Er besezte Stralsund im Namen des Königs von Schweden, und ließ die Festungswerke wiederherstellen.

Indessen war, am 31., eine Division Holländer und Dänen vor Stralsund angelangt, und drang in die Stadt. Schill fiel fechtend in den Straßen derselben; von seinem Korps blieben 5 Offiziere und 300 Mann. 600 entkamen nach Preußen, und über 400 nebst 11 Offizieren wurden gefangen. Unter den Entkommenen befand sich auch die Garnison von Dömiz, welche sich über Rostok zur See rettete.

In die Zeit der fehlgeschlagenen Unternehmung des Herzogs von Braunschweig-Oels fällt auch der erneuerte Versuch der Tyroler, sich von der Herrschaft des Königs von Baiern zu befreien. Von den Oestreichern, vermöge des Waffenstillstandes, verlassen, hofften sie in sich selbst Mittel zu finden, ihre Absicht zu erreichen. Der östreichische General Buol und ein gewisser Major Teimer waren bis izt an der Spize dieses braven aber irre geleiteten Gebirgsvolks gestanden. Zwei Divisionen Baiern und herzoglich sächsische Truppen rükten, unter dem Befehl des Herzogs von Danzig, ohne bedeutenden Widerstand, von Salzburg bis Inspruk vor. Auch die Vorarlberger, die ein Doktor Schneider anführte, unterwarfen sich dem General Beaumont.

Die Ruhe schien demnach in diesen Gegenden wieder hergestellt. Allein Proklamationen des Herzogs von Danzig und des Königs von Baiern, worin man dem Volke zwar Vergebung versprach, wenn es die Waffen ablieferte, die Anführer aber von dieser Masregel einer Milde, die hier an ihrer Stelle war, ausnahm, und ihnen sich zu stellen befahl; die Einflisperungen der östreichischen Agenten, und besonders weil eine einmal bewegte Volksmasse nicht so schnell wieder zur Ruhe zurükkehrt, unterhielten noch das Feuer des Aufstandes. Die baierschen Truppen fanden am Fuße des Brenners, im Inneren von Tyrol, hartnäkigen Widerstand. Die Gefechte währten, sowohl im Oberinnthal als am Brenner, vom 1. bis zum 11. August. Die Tyroler hatten die Wege durch in die Thäler gestürzte Felsen auf große Streken verschüttet; und die feindlichen Kolonnen und Artillerie zerschmetterten sie in den Engpässen durch Steinmassen, die sie von den Anhöhen auf dieselben herabrollten. Die Berge auf beiden Seiten waren mit Schüzen bedekt, und nur wenn man diese vertrieben, und sich gegen die herabstürzenden Felsen gesichert hatte, durfte man es wagen,

vorwärts zu gehen. Die schnell abgetragenen Brüken, deren es in Gebirgsländern, wegen den engen Thälern, viele giebt, und die leicht angelegten Verhaue machten es den feindlichen Truppen gleich schwer, vorzurüken oder sich zurükzuziehen; so wurde ein Bataillon von einigen hundert Baiern und Sachsen abgeschnitten und gefangen. Nach einem bedeutenden Verluste an Menschen und Pferden kehrten die beiden Divisionen endlich aus dem Oberinnthal und der Gegend des Brenners nach Inspruk zurük. Indessen fand zwischen beiden Theilen eine Unterredung statt, worauf die Truppen, unter dem Befehl des Herzogs von Danzig, sich von Sterzingen bis Matray, ohne verfolgt zu werden, zurükzogen. Am 13. August aber griffen die Tyroler das bei Inspruk versammelte Korps mit Muth an. Das Gefecht währte bis in die Nacht, und mit Mühe behaupteten die Baiern ihre Stellung. Die Tyroler verlohren 800 Mann. Eintretender Mangel an Lebensmittel, das Bemühen der Tyroler, alle Brüken über den Inn abzuwerfen, um das feindliche Korps ganz abzuschneiden, bestimmte den Befehlshaber desselben, es den 14. Abends gegen Schwaz zurükzuführen; den 18. und 20. stund es wieder bei Kufstein und Salzburg. So hatten die Tyroler, ohne irgend eine Unterstüzung an regulirten Truppen, unter der Anführung eines Wirths, Andreas Hofer, 15,000 Mann genöthigt, ihr Land zu räumen. Das Betragen des Soldaten und drükende Requisitionen an Vieh hatten die Bewohner des Innthals erbittert, und sie die Waffen aufs neue zu ergreifen bestimmt; sie machten mit ihren übrigen Landsleuten gemeinschaftliche Sache, und trugen viel zur endlichen Räumung dieser Gegend bei. Tyrol ward erst nach dem Frieden wieder durch die Gewalt der Waffen unterworfen.

Die Zeit des Waffenstillstandes war indessen, den 12. August, zu Ende, und noch hätte man keine sichre Aussich-

ten zum Frieden. Die Oestreicher schienen besonders sich mit erneuerter Kraft zur Fortsezung des Kriegs zu rüsten. Viele Truppen der großen Armee giengen nach Ungarn; und es schien, daß beim Wiederausbruche der Feindseligkeiten, die Hauptstärke der Oestreicher in diesem Lande wirken, oder ihre Macht wenigstens in zwei große Armeekorps getheilt würde, von denen eins in Böhmen und das andere in Ungarn beschäftigt werden sollte.

Der Erzherzog Karl hatte den Oberbefehl niedergelegt. Man schien nun einen Operationsplan anzunehmen, den man vielleicht, nach der Schlacht von Ekmühl, oder noch besser nach der von Aspern, mit der Aussicht eines glüklicheren Resultats befolgt hätte, nemlich Böhmen, Tyrol und Ungarn zu Zentralpunkten der Vertheidigung der Monarchie zu machen, da die Linie der Donau, und überhaupt die Grenzen des Reichs gegen Deutschland durch keine Festungen gedekt sind. Wären die Oestreicher unmittelbar nach der Schlacht von Aspern auf das rechte Donauufer gegangen, dann würde der Lauf dieses Stroms in Ungarn ihnen, im schlimmsten Falle, dieselbe Defensionslinie gewährt, und das Vordringen der französischen Armee in diesem Königreiche und ihre Entfernung von Wien ihren Standpunkt immer schwieriger gemacht haben. Man begreift kaum, warum Oestreich, nach dem Verluste der deutschen Festungen, nicht darauf dachte, seine Grenzen mit befestigten Pläzen zu deken. Die Natur hat diese Vertheidigungsgrenzen schon angegeben. Die Provinzen Böhmen und Siebenbürgen sind durch die Karpathen verbunden. Die Militärstaaten Kroatien und Sklavonien, so wie die Save und Donau bilden die südlichen Grenzen; die gegen Westen bedürfen am meisten des Schuzes. Ein gutes Festungssystem, bei dem Eintritte der Donau in das östreichische Gebiet, hätte hier den Vortheil, dem Feinde die Operationslinie der Donau zu

erschweren, sich zum Herrn der beiden Ufer dieses Flusses zu machen, und Böhmen mit der gebirgigen Provinz Steyermark zu verbinden. Um den Zugang von Italien gegen Wien zu deken, wäre es ohne Zweifel zwekmäsig, auf den Kommunikationsstraßen von Steyermark mehrere Forts anzulegen.

Man sprach gegen die Mitte des Augusts von einer Verlängerung des Waffenstillstandes; aber weder über diesen Gegenstand noch über den Gang der Friedensunterhandlungen wurde etwas offiziell bekannt. Zwei Aktenstüke scheinen indessen zu beweisen, daß diese, am 12. des angeführten Monats, noch kein glükliches Resultat versprachen. Der Kaiser Franz sezte in einem Armeebefehl, vom 10., die Ursachen des Kriegs auseinander, sprach von seinem Bestreben, den Frieden abzuschliesen, erwähnte aber zugleich der harten Bedingungen, die der Feind ihn anzunehmen nöthigen wolle. Der Kaiser Napoleon erließ, den 15., ein Dekret, die Stiftung eines neuen Ordens der drei goldnen Vliese betreffend: ein sichres Mittel, seine braven Truppen zu neuen kühnen Thaten zu entflammen. Drei Wunden, die man in drei verschiedenen Gefechten erhalten, die Erstürmung einer Bresche oder einer Brüke unter den Ersten, die Vertheidigung eines Adlers, kurz nur ausgezeichnete muthige Handlungen geben dem Soldaten Ansprüche auf diese Auszeichnung.

Beide Mächte hatten indessen Ursache, den Frieden zu wünschen, obgleich sie für beide nicht gleich dringend war. Während des Waffenstillstandes hatte man sich bemüht, die Wunden, welche die mörderische Schlacht von Wagram geschlagen, so viel es Zeit und Kräfte erlaubten, auszuheilen, und die östreichische Armee war wieder ziemlich ergänzt; Tyrol, das im Ganzen nichts entscheiden konnte, legte doch dem raschen und sichern Fortgange der Operationen der fran-

zösischen Armee mannigfaltige Hindernisse in den Weg; in Spanien waren die Insurgenten in ihrem Bestreben gegen Madrid vorzudringen, im Anfange des Augusts, ziemlich weit gekommen, und die Landung der Engländer auf Walcheren, obgleich sie keine ernsten Besorgnisse einflößte, kam doch, bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten, immer in Anschlag. Auf der andern Seite waren die Theilnahme Rußlands an dem Kriege gegen Oestreich, die nahe Vereinigung der polnischen Armee mit dem großen Heere Napoleons, die Unthätigkeit der Ungarn bei der großen Gefahr der Monarchie, und besonders die schmerzliche Erinnerung erlittener Niederlagen, Gründe genug, den Frieden abzuschliesen, wenn er nur keine unverhältnißmäsige Opfer kostete. Er kam dann auch wirklich, aber erst den 14. Oktober, nach dreimonatlichen Unterhandlungen zu Stande; gerade so lang hatte der Krieg gewährt.

Die Oestreicher verlohren durch den Vertrag von Wien, der die Feindseligkeiten endigte, die Hälfte von Kärnthen, Krain, Istrien, den grösten Theil von Kroatien, und demzufolge alle Verbindung mit der See, Westgallizien, das ein Theil des Herzogthums Warschau ward, ferner Salzburg, Berchtesgaden, einen kleinen Theil von Oberöstreich, nebst einem Stükchen von Ostgallizien, das Rußland erhielt. Der ganze Verlust der östreichischen Monarchie wird auf 2031 Quadratmeilen mit 3,338,900 Menschen, also beinahe $\frac{1}{4}$ seines Gebietes und $\frac{1}{5}$ seiner Bevölkerung angegeben.

Dies war also das Resultat eines Kriegs, der Oestreich so unermeßliche Anstrengungen gekostet, und auf den man so große Hoffnungen gegründet hatte. Es sah den so oft wiederholten Versuch, die französische Macht in engere

Schranken zurükzuweisen, noch einmal gescheitert, und, wie gewöhnlich, nur die eigne geschwächt. Seine Politik nahm nun eine andere Richtung, und schloß sich freundschaftlich an das neue Kaiserthum an, das es vergebens bekämpft hatte. Dadurch nahm die östreichische Monarchie wieder ihre bedeutende Stelle in der Reihe der großen europäischen Mächte ein, die sie durch ihre feindselige Haltung gegen Frankreich aufs Spiel gesezt hatte.

V.

Uiber eine Parlamentsreform in England.

Seit langen Jahren schon beschäftigt die große Frage einer Parlamentsreform die Freunde der Freiheit in England eben so sehr, als die des Hofes. Jene sehen sie als die sicherste Masregel an, den mannigfaltigen Misbräuchen zu begegnen, die sich in die Gesezgebung und Verwaltung eingeschlichen haben, und mit jedem Tage drükender werden. Diese finden in ihr nur ein gefährliches Mittel ehrgeiziger Unruhestifter, das Volk mit Besorgnissen zu erfüllen, das Misvergnügen desselben zu nähren, und das Ansehen des Throns und die Grundfesten der Konstitution zu erschüttern. Pitt selbst, welcher der Verfassung seines Landes später so tiefe Wunden schlug, sprach, bei Eröffnung seiner politischen Laufbahn, mit siegender Beredsamkeit für eine Reform. Da er aber in das Ministerium getreten war, und mit seiner Stelle seinen Glauben gewechselt hatte, nahm er das Interesse der Krone als das seinige in Schuz, und war ein eben so großer

Feind dieser Masregel, als er zuvor ihr Freund zu seyn geschienen hatte. Sein größerer Vater, Lord Chatam, betrachtete sie als eine Wohlthat für die Nation, von der man allein die Erhaltung der altenglischen Freiheit erwarten könne; und wie er dachten die meisten großen Staatsmänner von Großbritannien, die den Zwek politischer Gesellschaften nicht einzig in der straflosen Sicherheit der Verwaltung und der erzwungenen Ruhe des Volkes finden.

Burdetts kühnes Benehmen, und das strenge Verfahren des Unterhauses gegen diesen Liebling einer starken Volksparthei haben den wichtigen Gegenstand einer Parlamentsreform wieder zur Sprache gebracht. In der Sizung des Unterhauses, vom 21. Mai, machte Brand den Antrag, einen Ausschuß zu ernennen, der den gegenwärtigen Zustand der Representation untersuchen, und die wirksamsten Mittel einer Reform derselben vorschlagen sollte. Er gründete seinen Antrag auf die Nothwendigkeit, das öffentliche Vertrauen zu gewinnen, dem allgemeinen Misvergnügen zu begegnen, und dem Hause die Achtung wieder zu verschaffen, die es verlohren zu haben schien. Der Redner wollte das Wahlrecht auf die Bevölkerung und das Eigenthum, die natürliche Basis einer vernünftigen Representation, gegründet, und demzufolge die Privilegien der verfallenen und entvölkerten Wahlfleken, deren Eigenthümer die Representanten derselben ernennen, abgeschafft wissen. Es war nicht zu vermuthen, daß ein Parlament sich gegen einen Misbrauch, durch den es größtentheils existirt, erklären, und so auf eine gewisse Art selbst gegen die Rechtmäsigkeit seiner Geburt zeugen würde. Brands Antrag wurde mit 234 Stimmen gegen 115 verworfen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte Canning jene unbiegsame Festigkeit, welche in seinem ganzen öffentlichen Leben wenigstens die Konsequenz seiner Meinungen und seines politischen Benehmens außer Zweifel

sezt, wenn man auch an die Reinheit und Wahrheit seiner Absichten nicht durchaus glauben will.

Mehrere politische Schriftsteller des Tags haben als einen großen Mangel der englischen Konstitution gerügt, daß sie Auftritten, wie Burdett sie veranlaßte, nicht vorzubeugen vermöge. Die Volksbewegungen, bei denen freilich nicht immer der Anstand des feinern gesellschaftlichen Lebens beobachtet wird, weil der Pöbel, der eine bedeutende Rolle dabei spielt, sich in seinen Aeusserungen so wenig verleugnen kann, als jeder andere Stand in den seinigen; und die Erörterungen zwischen den verschiedenen Gewalten, die sich nothwendiger Weise zu Zeiten bekämpfen müssen, wenn sie sich wechselseitig beschränken sollen, sind in den Augen der Freunde des politischen Systems der Einheit wahre Grauel. Bei willkührlichen Regierungen finden sich diese Reibungen nicht, und eine unumschränkte Monarchie läßt in der Verfassung eines Staates nie eine Lüke, nie eine unentschiedene Rechtsfrage, weil die Gewalt die Stelle eines jeden Gesezes vertreten kann, und jeden Knoten mit dem Schwerdte leicht löset. In der moralischen Welt ist indessen, wie in der physischen, der Antagonismus der Kräfte eine Bedingung des Lebens; und wir werden nie misbrauchen, was uns zu brauchen nicht erlaubt ist. Freie Staaten, wie der freie Mensch, müssen fehlen können, um sich in der Erkenntniß ihres Fehlers zur Ansicht und Liebe der Wahrheit kräftiger zu erheben.

Man scheint es seltsam zu finden, daß sich Volksversammlungen nicht wie Theegesellschaften halten lassen, und will darin sogar einen Beweis für die Unfähigkeit des Bürgers finden, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Wer aber ein Volk will ohne seine Tugenden und Gebrechen, und Freiheit ohne das Vermögen sie je misbrauchen zu können, will neben einander liegende Berge ohne

Thäler. Der Mensch darf und soll nach dem Vollkommnen streben; wo ihn aber in dem vielgestalteten Leben nur das Beste befriedigen kann; da muß er gewöhnlich das Gute sogar entbehren, und er hat nur zu oft das Schiksal jenes Hundes in der Fabel, der mit einem Stük Fleisch im Munde durch den Bach schwimmt.

Die Sache einer Parlamentsreform hat auf dem festen Lande vielleicht noch weniger Freunde als selbst in Großbritannien, obgleich hier ihre meisten Gegner es weniger aus Uiberzeugung als aus Interesse sind. Um über die Nothwendigkeit derselben urtheilen zu können, müssen wir zuvor einen Blik auf die Geschichte dieses Landes und seine Verfassung werfen.

Die gesezgebende Gewalt, das heist das Vermögen Geseze zu machen, die bestehenden abzuschaffen, zu verändern und zu erklären, ist zwischen die beiden Häuser des Parlaments, das der Gemeinen und der Lords, und den König getheilt. Ohne die Zusammenstimmung dieser drei konstituirenden Theile des Parlaments ist kein Gesez möglich. Von dem Könige geht die Wirksamkeit der Gesezgebung aus; denn er allein hat das Recht das Parlament zu versammeln, zu prorogiren und aufzulösen. In dem Falle einer Auflösung hört es ganz auf zu seyn, und es müssen neue Glieder des Unterhauses gewählt werden. Durch eine Prorogation wird seine Sizung nur auf eine gewisse Zeit unterbrochen.

Bei Eröffnung des Parlaments begiebt sich der König, mit allen Zeichen seiner Würde bekleidet, dahin, sezt den Zustand und die Bedürfnisse der Nation auseinander und ladet die beiden Häuser ein, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Die Anwesenheit des Königs bei der ersten Versammlung, sie seye nun persönlich oder durch einen Stellvertreter, ist durchaus nöthig. Nach diesem Akte, welcher der Gesezgebung so zu sagen das Leben ertheilt, handelt sie

unabhängig, bis es dem Könige gefällt, sie durch eine Auflösung oder Prorogation wieder außer Thätigkeit zu sezen.

Die beiden Häuser versammeln sich abgesöndert, und in jedem derselben kann ein jedes Mitglied den Vorschlag zu einem Geseze machen. Nur die Billen, welche die der Krone zu bewilligende Subsidien betreffen, müssen von dem Hause der Gemeinen ausgehen; und es ist auf dieses bedeutende Vorrecht so eifersüchtig, daß es dem Oberhause auch nicht einmal gestattet, an dem ihm vorgelegten Gesezvorschlage über die Einkünfte der Krone das geringste zu verändern. Hat ein Mitglied in einem der beiden Häuser einen Antrag zu einem Geseze gemacht, dann wird berathschlagt, ob es zwekmäßig sey, sich mit dem in Vorschlag gebrachten Gegenstande zu beschäftigen; scheint dies dem Hause, dann muß der Antrag schriftlich vorgelegt werden. Hat ihn dann das Haus, in welchem er gemacht wurde, nach reifer Erwägung angenommen, dann wird er dem andern mitgetheilt, welches ihn annehmen oder verwerfen kann. Ist die Bill in den beiden Häusern durchgegangen, dann fehlt ihr nur noch die Beistimmung des Königs, um ihr Gesezeskraft zu geben.

Sind die Vorschläge des Parlaments nicht besonders dringend, dann erklärt sich der König gewöhnlich erst am Schlusse einer Sizung über dieselben. Er begiebt sich alsdann mit derselben Feierlichkeit an den Ort der Versammlung desselben, mit der es eröffnet wurde; und während dem er auf seinem Throne sizt, liest ein Sekretär die verschiedenen in den beiden Häusern durchgegangenen Billen ab, und ertheilt oder versagt ihnen die Zustimmung des Königs. In dem lezten Falle bedient er sich des milden Ausdruks: le roi s'advisera. Es ist seltsam, bemerkt De Lolme, daß der König von England sich in seinem Parlamente in französischer Sprache ausdrükt. Diese Gewohnheit, sich

einer fremden Sprache, bei der Verhandlung öffentlicher Angelegenheiten, zu bedienen, hat sich noch von den Zeiten Wilhelms des Erobers erhalten; wie sich dann die zufällige Form bei dem Menschen, der sich ungern von einer alten Gewohnheit trennt, leicht erhält, wenn auch das Wesen der Sache lange nicht mehr ist. Hat der König seinen Willen über die vorgeschlagenen Geseze erklärt, dann ist die Sizung des Parlaments geendigt.

Da die englische Konstitution sich im Laufe der Zeit gebildet hat, und günstige oder ungünstige Ereignisse auf die Entwikelung derselben vortheilhaft oder nachtheilig wirkten, so wollen wir ihre Geschichte mit einem flüchtigen Blike verfolgen, um uns die Darstellung einer so komplizirten Verfassung zu erleichtern.

Uibersicht
der Geschichte der englischen Konstitution.

Die Freiheit des englischen Volks begann mit dem Zeitpunkte, wo es seine Stellvertreter bei der Gesezgebung erhielt. Das Unterhaus besteht gesezmäßig seit der Regierung Eduards I. Dieser König, in beinahe ununterbrochene Kriege mit Schottland und dem Kontinente verwikelt, war häufig in dem Falle, die Unterstüzung seiner Unterthanen in Anspruch zu nehmen. Zu klug, um von ihnen zu erpressen, was sie ihm doch endlich hätten verweigern können, suchte er mit ihrer Zustimmung zu erhalten, was seine Vorgänger durch Gewalt oft nicht erhalten konnten. Auf seinen Befehl erliesen die Sheriffs an die Fleken und Städte die Einladung, ihre Deputirten zu dem Parlamente zu schiken; und von diesem Zeitpunkte (1295) besteht das Haus der Gemeinen.

Sein Einfluß war Anfangs nicht bedeutend; aber es wußte die günstigen Umstände, die sich zur Erweiterung desselben darboten, klug zu benuzen. Man berief die Gemeinen nur, um den Beschlüssen des Königs und der Peers beizutreten. Ihre Vorstellungen gelangten nur als Bitten vor die Stufen des Throns. Eduard bestätigte auch die große Karte (magna charta), welche der vereinigte Wille der englischen Nation dem eigenmächtigen Johann ohne Land abgenöthigt*) hatte; dieses Piedestal, auf dem die Göttin der brittischen Freiheit sich mächtig aufrichtete. Durch sie verschwanden die drükendsten Misbräuche der Lehnsverfassung, und der englische Unterthan erhielt das unschäzbare Recht, von Seinesgleichen, nach dem alten Geseze des Landes, gerichtet zu werden.

Unter demselben Könige erwarb das Parlament ein Recht, welches man als die Grundlage seines späteren Einflusses auf das Schiksal der Nation und die Verfassung des Landes ansehen muß. Eduard erklärte nemlich, daß nie mehr eine Auflage ohne die Bewilligung der Peers und der Gemeinen erhoben werden solle. Dadurch besizt die Gesezgebung das Mittel, alle Unternehmungen der Regierung, die ihr verderblich und dem Interesse des Vaterlandes entgegen scheinen, ohne Geräusch, ohne irgend eine Erörterung, die zu Erschütterungen und Thätlichkeiten führen könnte, zu lähmen. Die Regierung ist frei in ihren Entschlüssen, kann sich für einen Krieg entscheiden, und in große Unternehmungen einlassen; aber das Parlament kann ihr allein in den Subsidien die Mittel dazu bewilligen oder versagen. Dieser Umstand in der englischen Konstitution ist von großer Wichtigkeit. Die Verfassung eines Staates sucht vergebens

*) Im Jahre 1215.

die Willkühr einer eigenmächtigen Regierung durch Geseze zu zügeln, oder durch eine zweite Gewalt zu beschränken, die sie ihr entgegensezt; die Uibermacht spottet des todten Buchstabens der Geseze, oder kämpft gegen jede auf ihre Macht eifersüchtige Autorität, über welche sie auch spät oder frühe den Sieg davon trägt. Aber ohne Geld giebt es keine Macht; und wer Herr ist über die Abgaben, ist es beinahe über die ganze Thätigkeit der vollziehenden Gewalt. Die Freunde der Freiheit erkannten die vortheilhafte Stellung leicht, welche das Vorrecht, die Steuern zu bewilligen, dem Parlament gegen die Krone gab, und zogen die Vortheile daraus, die sich so einfach und natürlich darboten. Unter Eduard II. fingen die Gemeinen an, den Billen, durch welche sie Subsidien bewilligten, Gesuche, die diesem Gegenstand fremde waren, beizufügen. Sie erwarteten mit Recht, ihre Vorstellungen würden in einer so willkommnen Gesellschaft geneigteres Gehör finden. Unter Eduard III. erklärten sie, daß sie keine Geseze mehr anerkennen würden, zu denen sie ihre Zustimmung nicht gegeben. Bald nahmen sie ein nicht weniger bedeutendes Vorrecht in Anspruch, welches das Volk gegen den Misbrauch der vollziehenden Gewalt sichern sollte; sie klagten einige der vorzüglichsten Minister an, und brachten es dahin, daß sie verdammt wurden. In den späteren Zeiten wurde von dieser Gewalt nicht selten ein heilsamer Gebrauch gemacht. Da der König, nach einer wahrhaft großen Maxime, nicht Unrecht thun kann*), und seine Person heilig und unverlezlich ist, so fodert die beleidigte Gerechtigkeit die strafbaren Werkzeuge desselben, die Minister, vor den Richterstuhl; und mehr als einmal fielen die Verschleuderer öffentlicher Gelder und Bedrüker des Volks,

---

*) The king can do no Wrong.

welche den heiligen Namen der Majestät misbrauchten, um ihren Leidenschaften zu fröhnen, auf dem Blutgerüste. Das Unterhaus klagt diese Art großer Verbrecher vor dem Hause der Lords an, das sie richtet; und ist ein Minister verdammt, dann kann ihn selbst die Gnade des Königs, dem sonst das Begnadigungsrecht gesezmäsig zukömmt, nicht retten, wäre er auch sein Freund und Liebling. Unter Heinrich IV. weigerten sich die Gemeinen endlich, Subsidien zu bewilligen, ehe man ihre Gesuche beantwortet hätte.

Der Grund der englischen Freiheit war durch eine gerechte Gesezgebung und eine Nationalrepresentation gelegt; und das Bedürfniß derselben hatte sich dem Karakter des Volks nach und nach so tief eingeprägt, daß es auch in den stürmischen Zeiten der bürgerlichen Kriege, und unter den wildesten Tyrannen, denen eine Nation nach großen Anstrengungen und Erschütterungen sich, müde und erschöpft, am willigsten unterwirft, das Andenken seines ehemaligem freieren Zustandes erhielt. Nach einem mehr als dreisigjährigen Kriege, in welchem die Uneinigkeit der Häuser York und Lancaster den englischen Boden mit englischem Blute tränkten, und unter dem Geräusche der Waffen die Geseze schwiegen, sah man ein Schauspiel, mit dem sich gewöhnlich bürgerliche Kriege enden. Heinrich VII. hatte den Thron, als Sieger mit den Waffen in der Hand, bestiegen, und suchte durch dieselbe Mittel zu erhalten, mit denen er erworben hatte. Die hervorragendsten Menschen voll Kraft und Muth waren gefallen, und das Elend und die Erschöpfung der ewigen Kämpfe und Unruhen hatten nur einen Wunsch, den nach Ruhe und Frieden, in der Brust des Bürgers übrig gelassen. Je höher Geburt und Vermögen den Menschen gestellt hatte, desto näher war er dem Auge und der Faust der Tyrannei, und desto eifriger, sie durch eine zuvorkommende Unterwerfung zu besänftigen.

Gern kaufte man seine persönliche Sicherheit mit dem Opfer der allgemeinen Freiheit, um die es geschehen zu seyn schien. Aber die alte Form bestund wenigstens noch; und da der alte Geist nicht ganz erloschen war, so führte sie ihn auf den Wunsch, das Verlohrne wieder zu erlangen und zu sichern.

Unter der Regierung der Stuarte erwachte das Sehnen nach Freiheit, besonders von der Willkühr Jakobs I. gewekt, der nur den Willen ohne die Kraft des Despoten hatte. Da er mehr den Schein als das Vermögen der Willkühr zeigte, so gab er den gereizten Gemüthern Muth zum Widerstand; denn der Stärke vergiebt der Mensch die wirkliche Ausübung der Eigenmacht leichter, als der Schwäche das leere Gepränge derselben. Das Gewitter, welches sich unter diesem Könige zusammen gezogen hatte, brach über seinem Nachfolger aus, und kostete dem unbesonnenen und unglüklichen Karl I. das Leben. Dieser Monarch, weder böse noch gut genug, um ein Tyrann oder Vater seines Volks zu seyn; mit dem Wunsche der unbeschränkten Macht im Herzen, aber ohne die Festigkeit der Seele, sie um jeden Preis zu erlangen; zwischen Eigensinn und Nachgiebigkeit schwankend, ward, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, ein Opfer seiner halben Entschlüsse und halben Masregeln. Nach dem Tode Karls I. schien die Nation von ihrem neuen Zustande überrascht, und um den Gebrauch verlegen zu seyn, den sie von ihrer Unabhängigkeit machen sollte; Cromwell half ihr aus dieser Verlegenheit, und übernahm die Regierung unter dem Titel eines Protektors. Der Ruhm, zu dem der Staat unter der Herrschaft dieses Mannes gelangte, söhnte das Volk mit dem Verluste seiner Freiheit aus. Cromwell, den man groß nennen könnte, wenn ein Mensch ohne jene hochherzige Stimmung, durch die er lieber sich selbst einem höheren Zweke als diesen sich opfert, den so abscheulich ver-

schwendeten Namen des Großen verdiente, regierte willkühr-lich aber glüklich. Nach seinem Tode ward Karl II. auf den väterlichen Thron zurükberufen.

Wir haben es auch in unsern Tagen gesehen, daß den gewöhnlichen Menschen das Unglük nicht bessert, sondern daß seine erbitterte Eitelkeit und die beleidigten Vorurtheile ihn in der Anhänglichkeit an das bestärken, was die Quelle seines Unglüks war. Karl II. benahm sich weder mäßiger noch vorsichtiger als seine Vorfahren; und der Sohn betrat denselben Weg und verfolgte denselben Plan, die seinen Vater Krone und Leben gekostet hatten. Die Festigkeit des Parlaments entriß ihm mehrere die Freiheit schüzende Geseze, und unter andern jene berühmte Habeas corpus-Akte, das Bollwerk der persönlichen Sicherheit. Einige drükende Feudalmisbräuche, die sich noch erhalten hatten, wurden, wie auch das Gesez, welches die Kezer zu verbrennen befahl, abgeschafft. Die Dauer des Parlaments sezte man auf drei Jahre fest, und die Gemeinen erhielten das Recht, öffentliche Verbrechen zu verfolgen. Karls II. Regierung ist in der Geschichte der englischen Konstitution eben so wichtig, als sie für das Wohl des Volks verderblich war.

»Wir sehen in dieser Epoche, sagt Fox in seiner Geschichte der beiden lezten Könige aus dem Hause Stuart, »eine Zeit guter Geseze und einer schlechten Verwaltung. »Wenn wir mit Wohlgefallen bei dem schönsten Denkmal »der schönsten Konstitution verweilen, welche je die mensch-»liche Weisheit erfand, was sehen wir dann in ihrem Ge-»folge? Unterdrükung und Elend, und zwar nicht von »äußeren, zufälligen Ursachen, wie Kriege, Pest und Hun-»gersnoth, erzeugt, auch nicht einmal durch einige Verän-»derungen dieser Geseze bewirkt, welche ihre so gepriesene »Vollkommenheit entstellen konnten; sondern sie waren »die unmittelbaren Folgen einer schlechten Verwaltung;

»und die so bewunderten Dämme unsrer Konstitution ver»mogten nicht den austretenden Strom des Verderbens »zurükzuweisen. Wie eitel und anmaßend ist demnach die »Lehre, die Geseze seyen alles! Wie falsch und »gefährlich ist der Schluß, den man daraus zu folgern »pflegt, man müsse sich mit den Sachen und »nicht mit den Menschen beschäftigen!»

Eine freie Verfassung macht noch keinen freien Staat. Wenn der Mensch Sklave durch seine Leidenschaften und Vorurtheile ist, dann suchen die Geseze vergebens ihn frei zu machen. Richtet ihn die Verfassung zur Freiheit auf, dann zieht sein Verderben ihn zur Sklaverei herab; und der Mensch siegt immer über das Gesez, das, eine selenlose Form, ein todtes Wort, von ihm erst in der Anwendung Sinn und Leben erhält. Wir haben das Beispiel öfters in der Geschichte gesehen, daß eine Nation aufgeklärt genug war, die Vorzüge der Freiheit zu erkennen, zu preisen und zu wünschen, aber doch zu schlecht, um sie zu erwerben oder zu behaupten. Den wenigsten Menschen fehlt die Einsicht um gut zu handeln, sondern jener bestimmte Karakter, der keine unentschlossene Wahl kennt zwischen dem Guten und Bösen, und jene Energie des Willens, die das für gut erkannte schnell ergreift, sich anzueignen und zu verwirklichen sucht.

Das englische Volk war, durch die häufigen und doch zweklosen Veränderungen, seit der Regierung Karls I., ermüdet, gegen jede Art von Verfassung gleichgültig geworden; und wenn auch der Wunsch für eine bessre Ordnung der Dinge noch in einigen Gemüthern lebte, dann unterdrukte ihn der militärische Despotism, neben dem kein Gesez und keine andre Gewalt besteht. Der Soldat herrschte in England, seitdem es eine geübte, stehende Armee hatte; und Karl II. war durch einen Menschen ohne Genie und Ansehen, der

kein andres Verdienst als persönlichen Muth und kein grösseres Talent als die Verstellung besaß, auf den englischen Thron zurükberufen worden. Monk hatte die alte Verfassung und das alte regierende Geschlecht wieder hergestellt, und das Parlament, wie die ganze Nation, sich bei diesem wichtigen Ereignisse blos leidend verhalten.

Auf Karl II. folgte Jakob II. noch eigenmächtiger und schwächer als sein Vorgänger. Er begnügte sich nicht damit, die Willkühr der königlichen Gewalt ausüben zu wollen, er foderte sogar, man solle an dieselbe als an ein unbestreitbares, von Gott gegebenes Recht glauben. Konsequente Despoten milderten das Gehässige ihrer Handlungen durch schmeichelnde, gefällige Worte; wie es dann gewöhnlich mehr darauf ankömmt, den Schein der Sache und den Nahmen, als sie selbst, zu meiden oder zu retten. Jakob war, wie alle schwache und eitle Menschen, anmasender in Worten als in der That; und da er in dem nicht ungegründeten Verdachte stund, die katholische Kirche zur herrschenden machen zu wollen, von der man ohne dies behauptete, sie begünstige die unumschränkte Gewalt der Monarchen, so empörte er den bei weitem größeren Theil der Nation gegen sich. Das Volk erträgt, nach einer alten oft gemachten Bemerkung, ruhiger die Verlezung seiner heiligsten und theuersten politischen Rechte, als die seines religiösen Glaubens und seiner Sitten und Gebräuche; und der Mensch ist am intolerantesten in Sachen, die er am wenigsten begreift und kennt. Man sah hier ein Schauspiel, das unter die seltensten in der Weltgeschichte gehört: unbemerkt waren alle Bande aufgelöst, die den Unterthan an seinen Fürsten fesseln, und ein König, der sich kaum noch allmächtig geträumt hatte, stund in der Mitte seines zahlreichen Volks verlassen und ein Privatmann ohne Macht und Ansehen. Die Nation versammelte sich so besonnen und ruhig wie im herkömmlichen Laufe

gewöhnlicher Ereignisse, um seine Repreſentanten zu wählen. Der Thron wurde für erledigt erklärt, und ein neues Geschlecht bestieg ihn ohne die geringste Erschütterung.

Wilhelm von Oranien, Tochtermann des entthronten Jakobs, den man nach Frankreich entfliehen ließ, ward, unter dem Nahmen Wilhelm III., König von England. Ehe man ihm aber die höchste Gewalt anvertraute, suchte man die Freiheit gegen den Misbrauch derselben zu sichern. Man foderte von dem neuen König einen bestimmteren Eid, als seine Vorgänger geleistet hatten, und sezte die geheiligte Formel desselben auf die Zukunft fest. Man erklärte es aufs neue für gesezwidrig, Abgaben ohne die Bewilligung des Parlaments aufzuerlegen, und ein Heer in Friedenszeiten zu unterhalten. Die Gewalt, von den Wirkungen der Geseze zu befreien, welche die Krone beständig in Anspruch genommen hatte, wurde förmlich für unrechtmäsig erklärt, und alle Bürger ohne Unterschied erhielten die Freiheit, dem Könige Gesuche zu überreichen. Das ganze Werk krönte, was allein eine gute Konstitution werth ist, die Preßfreiheit, das wahre Palladium einer freien Verfassung, das wirksamste Tribunat gegen jede Art von Willkühr. Dieses schöne Recht erwarb das Parlament im vierten Jahre der Regierung Wilhelms.

Die Entthronung Jakobs und Nachfolge Wilhelms betrachten die Engländer als die Epoche der wahren Gründung ihrer Freiheit. Mit dem Jahre 1688 befestigte sich ihre Verfassung, und bildete sich so aus, wie sie sich bis auf unsre Tage, wenigstens in der Theorie, erhalten hat. Es fehlte auch in dem langen Zeitraum von 122 Jahren nicht an gewaltsamen Eingriffen in die für heilig gehaltene Konstitution; — Wie könnte sich auch eine Einrichtung des veränderlichen Menschen unverändert erhalten? — aber sie bestand wenigstens siegreich alle Gefahren, die sie in ihren Grundfesten

zu erschüttern droheten. Die Regierung, allenthalben nach Unabhängigkeit strebend, suchte stets ihren Einfluß zu erweitern; und es gelang ihr mehr oder weniger, je nachdem sich fähige und populäre oder talentlose und verhaßte Minister an der Spize der Administration befanden.

Wenn man die Geschichte Englands mit Aufmerksamkeit durchgeht, dann wird man finden, daß dieser Staat seine Freiheit vorzüglich dem Hause der Gemeinen verdankt, in welchem das Volk representirt wird. Wem sollte es auch mehr zukommen, die Vertheidigung seiner Rechte zu übernehmen als seinen Stellvertretern, die mit ihm dasselbe Interesse haben, und wenigstens in so weit von dem Willen ihrer Kommittenten abhängen, daß sie nicht mehr von ihnen gewählt werden, wenn sie ihr Vertrauen verlohren haben? Träte aber der Fall ein, daß die Mehrheit des Hauses nicht das brittische Volk represéntirte, sondern von gewissen Menschen oder Ständen ernennt würde, die mit der Masse der Nation nicht ein gleiches, oder vielleicht gar ein entgegengeseztes Interesse hätte, dann hörte das Gegengewicht, welches das Volk bei der Gesezgebung gegen die Regierung finden sollte, auf, und das Unterhaus verträte nicht mehr die Stelle desselben.

Mit derselben Bestimmtheit kann man sagen, daß alle Anstrengungen der Gesezgebung, die Regierung in den gesezmäßigen Schranken der Konstitution zu halten, fruchtlos seyn würden, wenn der König nach Belieben über eine stehende Armee verfügen könnte. Auch folgte den inneren Kriegen, in denen Heere gebildet und auf längere Zeit geübt und unterhalten wurden, immer eine willkührliche Verwaltung. Der stehende Soldat macht einen eigenen Stand aus, und hört in dieser Hinsicht auf Bürger zu seyn. Der Wille des Feldherrn ist sein Gesez; das liegt nothwendig in der Natur seiner Bestimmung, und die streng monarchische Form seiner

Verfassung verträgt sich mit keiner Freiheit, wenn der Soldat nicht auch Bürger ist, und als solcher nur Soldat wird. Hat dieser keinen König, dann ist es ihm sein Anführer; und das freie England würde sich so wenig gegen stehende Heere gehalten haben, als es das freie Rom konnte.

Ein Staat des festen Landes kann stehende Armeen nicht entbehren. Wollte er keine unterhalten, um seine Freiheit gegen die kühnen Anmasungen eines Bürgers aus seiner Mitte zu sichern, dann würde er sie an das Ausland verliehren; und einheimische Unterwerfung ist nicht so drükend als fremde. England, von schüzenden Meeren umgeben, steht mit keiner Landmacht in unmittelbarer Berührung, und hat auch keine zu fürchten, so lang seine Marine keine Nebenbuhlerin kennt. Seine Flotten sind seine Heere und Festungen; und der inneren Freiheit nicht gefährlich, schüzen sie gegen jeden äußeren Feind. Der König kann keine Armee als mit Bewilligung des Parlaments unterhalten; und wenn er auch den Willen und das Recht dazu hätte, dann giebt ihm dieses doch erst die Mittel es zu können in den Subsidien, die es mit jedem Jahre bewilligt. Ein Recht ohne die Stärke, die es geltend macht und schüzt, ist ein leeres Wort. Die Gesezgebung möchte immerhin, sich auf die Konstitution berufend, dem Könige untersagen, Heere zu unterhalten; könnte er sie bezahlen, dann würde er an der Spize derselben den Gesezgebern selbst das Gesez vorschreiben. Der Weisheit und dem Muthe des Parlaments verdankt Großbritannien übrigens diese glukliche Lage auch weniger, als der gänzlichen Absönderung seines Gebietes von dem Kontinente. Hätte es Nachbarn, die es erreichen und bekriegen können, dann würde das Gesez, welches die vollziehende Gewalt in der Bildung und Erhaltung einer bedeutenden Landmacht dem Willen des Parlaments unterwirft, von sich selbst aufhören. England verdankt also im Grunde sein

Parlament, seine Geseze und demnach seine Freiheit vorzüglich seiner insularischen Lage. Man könnte eben so leicht beweisen, daß es derselben seinen Welthandel verdankt, weil ohne dies der Handel nur in Freistaaten gern gedeiht; aber die Untersuchung dieses Gegenstandes würde uns zu weit von dem Zweke dieser Abhandlung führen.

Wir haben oben gesehen, daß die Maschine des englischen Staates sich durch drei Hauptfedern, das Unterhaus, das Haus der Lords und den König, bewegt. Wir wollen jede derselben näher untersuchen; und die Beantwortung der Frage, ob eine Parlamentsreform nothwendig oder nüzlich sey, wird, wie es uns scheint, keine große Schwierigkeiten mehr darbieten.

Haus der Gemeinen.

Das Unterhaus, oder das Haus der Gemeinen besteht aus den Deputirten der Grafschaften, Wahlfleken, Städten und einiger Universitäten. Die vierzig Grafschaften von England wählen jede zwei, die drei und dreisig Landschaften von Schottland dreisig, indem sechs derselben nur abwechselnd von einer Wahl zur andern Abgeordnete schiken, und demnach drei derselben nicht represëntirt werden; und jede der zwei und dreisig Grafschaften von Irland zwei Glieder des Unterhauses. Aus den verschiedenen Grafschaften sizen also 186 Represëntanten in dem Parlamente, nemlich 80 von England, 12 von Wales, 30 von Schottland und 64 von Irland.

Nach diesen kommen die Abgeordneten der 24 großen Städte (cities), deren jede 2, London aber 4 schikt; die von 167 gemeinen Städten (boroughs), deren jede auch 2, und endlich die von 5 Fleken, deren jeder einen schikt. Die beiden Universitäten Oxford und Cambridge senden jede 2,

und eben soviel jede der acht Seestädte, die unter dem Namen der cinque-Ports bekannt sind. Die Anzahl der Abgeordneten der englischen Städte beträgt demnach 409. Zwölf Städte in Wales wählen jede einen, Edinburg in Schottland einen und die übrigen 64 Städte dieses Landes zusammen 14 Deputirten. Im Ganzen also zählet das Unterhaus 658 Glieder, von welchen 489 aus England, 24 aus Wales, 45 aus Schottland und 100 aus Irland sind. Diese Deputirten representiren, sobald sie ernennt sind, nicht ihre Kommittenten, die sie gewählt haben, sondern die ganze Nation. Nur ein gebohrner Unterthan von Großbritannien ist wahlfähig, und muß, um von einer Grafschaft gewählt werden zu können, ein liegendes Eigenthum von 500 Pf. St. jährlichem Ertrage besizen. Der Deputirte einer Stadt oder eines Flekens muß 300 Pf. Landrente haben. Wirkliche Geistliche, Richter und einige Finanzbeamten können nicht gewählt werden. Um in einer Grafschaft wählen zu können, muß man in derselben ein freies Grundeigenthum (free-hold) von wenigstens 40 Schillinge jährlichem Einkommen haben. Wer sein Gut noch nicht zwölf Monate besizt, es seye dann durch Erbschaft und Heirath, oder als Pfründe, kann nicht stimmen; so wie auch derjenige, dessen Gut noch nicht zur Zahlung der Landtaxe eingeschrieben ist, auf das Recht zu wählen keinen Anspruch hat. In den Städten müssen die Wahlmänner freie Leute (freemen) seyn.

Stirbt ein Gewählter, oder nimmt eine Stelle von der Krone an, dann wird zur neuen Wahl geschritten, durch welche er aber, im lezten Falle, bestätigt werden kann.

Hat sich das Haus der Gemeinen versammelt, dann wählt es seinen Sprecher, der bei den Sizungen den Vorsiz führt. Der König begiebt sich in dem ganzen Schmuke seiner Würde, mit der Krone auf dem Haupte, nach dem

Sitzungssaal der Lords. Von diesen wird er in den festlichen Kleidern ihres Standes empfangen, läßt sich auf den Thron nieder, der sich stets im Oberhause befindet, und den die Mitglieder desselben, auch in Abwesenheit des Monarchen, beim Eintritte in den Saal mit einer Verbeugung grüßen. Ist der König auf dem Throne, dann wird dem Unterhause angezeigt, »er befehle dem edlen Hause, ihm im Hause der »Lords aufzuwarten.» Die Gemeinen begeben sich, von ihrem Sprecher geführt, dahin; und wenn dieser erst erwählt worden ist, wird der König um seine Bestätigung gebeten, für die ihm der Sprecher dankt, und bei dem Monarchen um freien Zutritt des Hauses zu seiner geheiligten Person und um Freiheit vom Verhafte fur die Mitglieder ansucht; welches bewilligt wird.

Innerhalb der Schranken, die den Thron umgeben, sitzen die Lords mit entblößtem Haupte, und außerhalb derselben stehen die Abgeordneten der Gemeinen. Der König eröffnet die Sitzung mit einer Rede vom Throne, worauf er den Saal verläßt, und die beiden Häuser ihre Verhandlungen beginnen. Es ist Sitte, daß die beiden Häuser die königliche Rede mit einer schriftlichen Adresse beantworten; und aus dem Inhalte derselben erkennt man sogleich den Geist, der in dem Parlamente herrscht.

Einzelne Personen, oder ganze Korporationen, Städte und Grafschaften können dem Parlamente Bittschriften überreichen, und der König kann es durch Botschaften zur Berathschlagung über gewisse Gegenstände auffodern; aber ehe ein Haus sich damit beschäftigen darf, muß ein Mitglied desselben einen förmlichen Antrag dazu gemacht haben. Dann kömmt das Haus mit demselben über den Tag überein, an welchem es seinen Antrag schriftlich überreicht, der Bill genannt wird. Diese Bill muß, wenn sie nicht sogleich verworfen wird, dreimal in dem Hause, an verschiedenen

Tagen, vorgelesen werden, ehe ein Beschluß gefaßt werden darf. Wird sie aber verworfen, dann kömmt sie in derselben Sizung nicht wieder zur Sprache. Jedes Mitglied hat das Recht, für oder gegen den Antrag zu sprechen. Der Redner steht, mit entblößtem Haupte, vor seinem Siz, und redet zu dem Sprecher und nicht zum Hause. Niemand darf mehr als einmal in einem Tage sprechen, es seye dann ein Angriff auf seine Person mache eine Vertheidigung nöthig. Es ist nicht erlaubt, ein Mitglied des Hauses in den Verhandlungen bei seinem Namen zu nennen, obgleich man es auf jede andre Art bezeichnen kann. So ist durch mancherlei Formen, die vielleicht lächerlich scheinen, aber oft sehr viel zur Beobachtung des Anstandes und zur Erhaltung der Ordnung beitragen, für einen regelmäßigen Gang der Geschäfte gesorgt. Durch die Masregel, daß ein Vorschlag dreimal, an drei verschiedenen Tagen, zur Berathschlagung gebracht werden muß, ehe ihn das Haus annehmen darf, wird den so häufigen Uibereilungen vorgebeugt, zu denen ein gewandter Redner eine unvorbereitete Versammlung leicht hinreißt.

Veranlaßt eine Bill lange und heftige Erörterungen, dann wird sie an einen Ausschuß zur Prüfung und zum Berichte verwiesen. Die Mitglieder desselben, so will es die Billigkeit und der Anstand, werden nicht unter denjenigen gewählt, die sich unbedingt gegen dieselbe erklärt haben. Oft bildet das ganze Haus einen Ausschuß, wo dann die strengen parlamentarischen Formen wegfallen und die Berathschlagung freier ist.

Noch herrschen bei der Gesezgebung einige Gebräuche, die beim ersten Anblik sonderbar, oder doch unbedeutend scheinen könnten, aber ein zartes Gefühl und eine hohe Achtung für die öffentliche Freiheit ankundigen. Sind, unter andern, im Unterhause die Stimmen für und gegen einen Gesezvorschlag gleich, dann entscheidet die des Spre-

chers; aber nach einem alten Herkommen muß er sich gegen die Meinung erklären, die der Hof begünstigt. Man dachte ohne Zweifel, es müsse um eine Sache nicht zum Besten stehen, für welche die Krone nicht die einzige noch fehlende Stimme gewinnen konnte. In demselben Sinne gelten im Oberhause, bei gleichen Stimmen, immer die verwerfenden.

Ist die Bill in dem Hause der Gemeinen durchgegangen, so sendet es neun seiner Glieder nach dem der Lords, um sie demselben mitzutheilen. Bei dem Eintritte der Stellvertreter des Volks erheben sich die Peers von ihren Sizen. Hat aber das Oberhaus zuerst einen Gesezvorschlag angenommen, dann wird er nicht durch die Peers, sondern entweder durch die Lords Oberrichter, oder durch die übrigen Beisizer des Oberhauses nach dem der Gemeinen gebracht. Können die beiden Häuser sich über ine Bill nicht verständigen, dann wählen sie einige Mitglieder, die sich wechselseitig ihre Einwendungen und Verbesserungs-Vorschläge mittheilen, und eine Annäherung und Ausgleichung versuchen. Den Häusern wird über den Erfolg berichtet, und dann zur endlichen Abstimmung geschritten.

Nach dem Geseze kann das Haus keinen Beschluß fassen, wenn weniger als vierzig Mitglieder der Berathschlagung beigewohnt haben. Doch muß in diesem Falle die geringe Anzahl gerügt werden; denn geschieht das nicht, so bleibt der Beschluß in seiner Kraft, zählte auch das Haus, da es ihn nahm, die vorgeschriebene Zahl von Gliedern nicht.

Der König wählt meistentheils seine Räthe und Minister aus den beiden Häusern. Ein Mitglied des Unterhauses verliehrt durch eine solche Ernennung seine Stelle als Representant des Volks, kann aber wieder gewählt werden; was auch gewöhnlich geschieht. Der Monarch hat das Recht, durch seine Minister den beiden Häusern Vorschläge zu machen. Tritt aber der Fall ein, daß eine unmittelbare

Erklärung zwischen ihm und seinem Parlament für nöthig gehalten wird, dann schikt dieses dem Könige schriftliche Adressen durch Abgeordnete. So sendet auch der König schriftliche Bothschaften an das Haus. Eine von beiden Häusern angenommene Bill, zu welcher der Monarch seine Zustimmung gegeben hat, ist ein Gesez und wird Akte genannt. Der König kann, wie wir schon bemerkt haben, das Parlament nach Gefallen auflösen oder prorogiren, aber über sieben Jahre darf das Unterhaus nicht ohne eine neue Wahl bestehen.

Wenn man sich fragt, auf welchem Grundsaze die Represention in England beruhe, dann ist man um eine Antwort verlegen; denn weder die Bevölkerung, noch das Grundeigenthum, oder das Vermögen überhaupt ist als Basis derselben anzunehmen. Da sich die Konstitution in der Zeit, nach den Bedürfnissen derselben, entwikelt hat, so besteht sie aus mannigfaltigen oft unzusammenhängenden Theilen, die kein geordnetes, gefälliges Ganze bilden. Sobald man den Grundsaz angenommen hatte, die Verfassung müsse sich unverändert erhalten, während dem sich alles um sie veränderte, muste der Geist nicht selten dem Buchstaben aufgeopfert werden, und was ehemals ein wohlthätiger, vernünftiger Gebrauch war, zum drükenden, sinnlosen Misbrauche werden.

In einem Zeitraum von beiläufig 400 Jahren, seit Heinrich III., wo man die ersten Spuren, die rohe Anlage des Unterhauses findet, bis nach Karl II. wechselten die Fleken, welche represent irt wurden, wie auch die Anzahl der Representanten beständig. Endlich sezte man den Grundsaz fest, was im Jahre 1685 ein Wahlfleken gewesen, solle es auch allein in Zukunft bleiben. Die Bestimmung dieses Normaljahrs muste nothwendiger Weise mannigfaltige Misbräuche zur Folge haben. Bei dem Wechsel der Bevölkerung und dem steten Aufblühen des Handels erhoben sich reich-

Städte und alte Fleken verfielen; jene mit einer zahlreichen Bevölkerung und großen Reichthümern, hatten keine Stellvertreter, und diese, arm und menschenleer, schikten ihre Representanten ins Unterhaus; so kam es denn, daß Städte wie Birmingham, Manchester und Leeds keine Deputirten zu ernennen hatten, da Old-Sarum, Midhurst und mehrere ehemalige Fleken, von denen nichts mehr übrig war, als einiges unbewohnte Gemäuer, jeder deren zwei ernannte.

Die spekulative Gewinnsucht wußte diesen Misbrauch zu einem noch größeren zu entstellen. Der Eigenthümer des Bodens, auf dem sich kaum mehr Spuren dieser ehemaligen Wahlfleken befanden, war im Besize des Wahlrechts, das ihnen, vermöge des Normaljahrs, zukam, und verkaufte es an die Regierung, oder auch an eine Parthei, denen es darum zu thun war, Menschen nach ihrem Sinne in dem Parlamente zu haben. Privatleute, welche das Einträgliche dieses Handels einsahen, suchten solche verödete Pläze, mit denen das Wahlrecht verbunden war, an sich zu kaufen, und lieferten dann, gegen einen billigen Gewinn, die Deputirten. Auch die Diener der Krone gaben sich mit diesen Spekulationen ab, um die Representanten selbst zu ernennen, und die Waare nicht aus der zweiten Hand nehmen zu müssen. Auf diesem Wege wurde die Representation des Volks entkräftet, und die Regierung sicherte sich die Mehrheit in dem Hause. Diese verfaulten Fleken (rotten boroughs) sind nach und nach der Gegenstand eines ansehnlichen Gewerbzweigs geworden, und bieten ein Mittel dar, sein Geld auf eine einträgliche Art anzulegen. Bei der Wahl im Jahre 1796 mußte das Schazamt für die Depudirten der Fleken an 5,000 Pf. St. bezahlen, da es sie bei der vorhergehenden Auflösung des Parlaments noch fur 3, bis 3,500 Pf. bezogen hatte. In demselben Verhältnisse

musten Privatleute, die den Handel auf eigne Rechnung trieben, zahlen und bezahlt werden. Der Preis der Waare steigt und fällt mit der Nachfrage nach derselben und dem Geldvorrathe.

Bald fand die Regierung noch ein andres Auskunftsmittel, um das Haus der Gemeinen mit ihren Kreaturen zu besezen; sie trat nemlich mit denjenigen in Unterhandlung, die entweder verfallene Wahlfleken besasen, oder über die geringe Anzahl ihrer Bewohner so viel vermogten, daß die Ernennung der Deputirten nach ihren Absichten geschehen muste; versprach ihnen, sie zu Peers des Königreichs zu machen, oder ihren Söhnen und Tochtermännern einträgliche Stellen zu geben, wenn sie die von den Ministern vorgeschlagene Subjekten in das Unterhaus befördern würden. Der Antrag war so billig, daß man sich leicht zu einem Vertrage verstund, der beiden Parthien nur Vortheile zusicherte. Auf diese und ähnliche Weise wurde das Oberhaus, bis zum Anfange dieses Jahrhunderts, so vermehrt, daß es 120 weltliche Lords mehr zählte als im Jahre 1770. Diese Operation war für die Krone doppelt vortheilhaft; denn, indem sie das Unterhaus mit ihr ergebenen Menschen bevölkerte, füllte sie das der Lords mit Leuten, die durch Interesse und Dankbarkeit an sie gefesselt waren. Hat ein Handelsmann oder Lieferant der Flotte oder Armee sich ein bedeutendes Vermögen gesammelt, dann kauft er von einer kleinen Zahl armer Wahlmänner, oder einem wenig bemittelten Eigenthümer verfallener Fleken, das Recht der Ernennung eines oder mehrerer Repräsentanten, verpflichtet sich und seinen Einfluß der Regierung, und wird dafür zum Mitgliede des Oberhauses ernannt, wo er unter die erblichen Beschüzer der Konstitution gegen die Eingriffe der Krone gehört. So kaufte, vor beiläufig zwölf Jahren,

ein bekannter Bankier für 70 bis 80,000 Pf. Sterl. vier Wahlfleken, die ihm bei jeder neuen Parlamentswahl reiche Zinsen tragen. Er wurde über dies noch einer der Peers von England, und sizt nun, — so wird eine gut berechnete Industrie belohnt! — in dem brittischen Senat. Diese Krankheit, an welcher die Verfassung von England leidet, verschlimmert sich mit jedem Tage, weil in den meisten Städten und Fleken die Anzahl der Wahlmänner immer unbedeutender wird. Man hat auf eine ziemlich genaue Art berechnet, daß gegenwärtig schon wenigstens 327 Mitglieder des Unterhauses von nicht mehr als 2500 Menschen gewählt werden. Uiberhaupt kann man annehmen, daß die Regierung über die Wahl von drei Viertheilen der Representanten des Volks bei der Gesezgebung verfügt.

Die Representation von Schottland ist in keinem besseren Zustande. In den beiden Grafschaften Cromary und Bute, von denen die eine 13,000 und die andre 15,000 Pf. St. Territorialeinkünfte besizt, und welche demnach nicht menschenleer seyn können, sind drei wirkliche und sechs Nominalstimmgeber für die Wahl eines Representanten der Grafschaft. In sieben andern Grafschaften beläuft sich die Anzahl der votirenden Wahlmänner nicht auf mehr als zehn. In Schottland zählt man beiläufig zwei Millionen Einwohner, die 45 Stellvertreter im Parlamente haben, welche von 2643 Schottländern gewählt werden. Funfzehn derselben, die Fleken das Recht haben zu ernennen, zählen kaum 98 Wahlmänner. Von der unverhältnismäßigen Representation, ob sie gleich ein bedeutender Fehler ist, wollen wir nicht reden. Die einzige Grafschaft Cornwallis schikt 44 Mitglieder in das Unterhaus, da ganz Schottland nur 45 Representanten hat.

Es ist schwer zu begreifen, wie sich ähnliche Misbräuche in einem Staate erhalten konnten, wo die Preßfreiheit sie der öffentlichen Meinung angezeigt, und diese auch noch einigen Einfluß auf die Masregeln der Gesezgebung und Regierung hat. Noch schwerer aber ist es zu begreifen, wie solche Misbräuche, eine bittre Satyre auf jede Nationalrepresentation, in und außer England Vertheidiger und sogar Lobredner finden konnten. Was soll man dazu sagen, wenn Christchurch mit 360 Seelen zwei Mitglieder des Unterhauses zu wählen hat; die Gerichtsleute des Dorfes allein die Stelle der Wahlmänner vertreten, und, nach ihren Instruktionen, die Herren Rose, Vater und Sohn, zu ihren Deputirten ernennen *)? Vergebens schleuderten Fox und Burke, und so manche würdige Britten, voll warmer Liebe für ihr Vaterland und die alte Freiheit, die Donner ihrer Beredsamkeit gegen diese Possen einer Representation des Volks; die Macht des Eigennuzes und der Einfluß der Krone, die allein bereichernde Stellen und Pensionen zu vergeben hat, sind stärker als die Stimme der Wahrheit und des Rechts, die kein Reichthum und keine Gewalt unterstüzt. — Doch erlauben wir uns erst nach der Untersuchung der beiden übrigen konstituirenden Theile des Parlaments, des Oberhauses und des Königs, ein Urtheil über die Nothwendigkeit einer Reform! Die Ansicht des Ganzen führt uns vielleicht zu einem andern Resultate, als die der einzelnen Theile, die es bilden.

(Der Beschluß folgt im nächsten Hefte.)

---

*) In dem achten Stüke der europäischen Annalen von 1801 und besonders in den Annalen der brittischen Geschichte des Hrn. von Archenholz, findet man diese und ähnliche Thatsachen aufgezeichnet.

I.

Gedichte.

Das Rheinthal bei Mainz.

Erste Elegie.

Komme freundlicher Gast! besuche mein ländliches Häuschen!
Findest nicht Marmor und Gold, mehr doch als fürstliche Pracht.
Siehst den herrlichen Rhein zärtlich den Main dort umarmen;
Brüderlich strömen sie hin nach der unendlichen See.
Wahrlich ein lehrendes Bild des Einklangs erhabener Seelen;
Weder das Toben des Sturms, weder ein lachend Gestad
Reißt die auf ewig vereinten ab vom gemeinsamen Wege;
Seegen spendend umher wandelt das göttliche Paar.

Dankbar nikt die Blume von dem getränkten Ufer,
Dankbar neigt sich der Strauch, küssend die nährende Fluth;
Von den Hügeln der Reben schallet der Dank der Freude,
Und der geflügelte West weht ihre Rosen hinab.

Siehst du die Menschen am Ufer, siehst du die Masten
und Seegel?
Dort sind die Tempel des Rheins, wo ihn die Thätigkeit ehrt.
Freier Sohn der Natur, trägt er geduldig die Kähne,
Und das belastete Schiff woget er sicher zum Strand;
Zürnet nicht, wenn der Fischer ihn mit dem Neze durchwühlet,
Noch wenn sein blaues Gewand öffnet der Ruder Schlag.

Sey uns gepriesen o Vater! dies ist dein rühmlicher Name,
Ceres und Bachus vereint lokend dein sonnigtes Thal.
Fern umlagert vom Dunkel hoher germanischer Eichen
Und vom bläulichen Schmelz sanft gewölbten Gebürgs,
Amphitheater für Götter, liegt es in reizender Fülle.
Rebengeländer umkränzt freundlich die wogende Saat;
Haine von Obst umschatten Teppiche blumigter Wiesen,
Wo der silberne Bach marmorne Kiesel durchrauscht.

Ha! wann die Sonne sich hebet über den Bergen der
Ferne,
Wann die purpurne Glut funkelt im zitternden Thau,
Wie der Jüngling erröthet, sieht er die Braut sich entschleiern,
So erröthet der Rhein, spiegelnd ihr liebliches Bild.
Aengstlich flohen die Nebel dort in die Schluchten des Taunus,
Graue Söhne der Nacht, scheuend das wärmende Licht.
So auch sind sie verschwunden die geistumlagernden Nebel! —
Unsre Sonne steht hoch! — Lange noch währe der
Tag! —
Muß er aber einst scheiden, gieb dann, o ewiges Wesen!
Nur eine sternigte Nacht, wie sie erhellet dies Thal.
Laß eine feurige Kugel schweben über der Menschheit,
Wie dort entsteiget der Fluth röthlich schimmernd der
Mond.

Sieh! unser Mittag war stürmisch, Wolken umzogen die Sonne!
Hütten und Tempel zerschlug, Mutter und Säugling der Bliz.
Ach! die Blumen des Thales keimen aus Hügeln der Gräber; —
Immer erzeugt die Natur, immer zerstöret der Mensch.

Eumenide des Kriegs! flieh in Siberiens Steppen!
Ruf im glühenden Sand Lybiens Löwen zum Kampf!
Nimmer betrete das Eden unsres gesegneten Ufers,
Nimmer entweihe mit Blut dieses Wasser des Heils!
Hier muß die Freude nur herrschen, Liebe nur kränzen den Becher,
Darum mischt' uns ein Gott Glut in den kühlenden Wein.
Trinke mein freundlicher Gast! trinke zur Ehre des Mannes,
Welcher des fröhlichen Rheins erste Rebe gepflanzt!

Edwin und Lena.

Der Abend sank, im West erstarb
Der lezte Purpurschimmer,
Der leichten Wölkchen Safranfarb
Zerschwand in Dunstgeflimmer;
Es dunkelte so allgemach,
Bald tanzten Mondscheinfunken
Auf Teigesspiegel und auf Bach —
Ich war von Ahnung trunken.

Wie Harfensummen strich, im Flug
Gesenkt, ein Schwarm von Wespen
Vorbei; ich folgte ihrem Zug
Und kam zu jenen Espen.
Wie diese zitterte mein Herz,
Ich wußte nicht worüber;
Doch war das Ding mir außer Scherz,
Die Augen liefen über.

Rasch eilt' ich weg, und stieß im Trab
Auf eine Hirtentasche,
Auf Rock und Mantel, Hut und Stab
Und eine Kürbisflasche.
Als drauf ich tiefer stieg zum Teich',
Vernahm ich Hundewimmern,
Sah vom Geröhre eine Leich'
Im Mondenlichte schimmern.

Mir graute; doch mich trieb's voran,
Und an des Teiches Fähre
Traf ich ein schönes Mädchen an,
Das fragte, wer ich wäre?
Ich sagte: Kind, ein Mensch wie du
Zu Hilfe stets erböthig.
»So eil' dahin — schrie sie mir zu —
»Wo Menschenhilfe nöthig.»

»In Todesschauern harre ich
»Hier auf das Licht des Lebens;
»Der schönste Schäfer blüht für mich,
»Heut' harr' ich sein vergebens.
»Sonst schwamm er jeden Mittag her
»Auf einem kleinen Kahne;
»Noch ist er fern; mir ahnet's schwer,
»Mich tödtet was ich ahne.» —

»Wie ist, betrübte Schäferin!
»Die Tracht von deinem Lieben?» —
»Sein Kleid ist weiß, sein Mantel grün. —
»Du hast es wohl beschrieben!
»Ist deines Schäfers Hund getreu?» —
»Was fragst du, fremder Knabe?
»Wer ihm gehört, ist ihm auch treu
»Und liebt ihn bis zum Grabe.

»Was stierst du nach dem Rohre hin
»Mir bänger stets zu machen?» —
»Dort seh ich, Himmel rette ihn!
»Den umgeschlagenen Nachen.» —
»Was stierst so hinaus in's Rohr
»Mit bleichem Angesichte?» —
»Dort schimmert eine Leich' hervor,
»Sie glänzt im Mondenlichte.» —

»Ja, fremder Knab', ich seh' die Leich'
»Im Mondenlichte schimmern,
»Und seh den Nachen im Gesträuch'
»Und hör das Hündchen wimmern.
»Ja, Edwin! Lena bleibet dein!
»Vorbei sey Gram und Klage!» —
Hier sprang sie in den Teich hinein,
Und kam nicht mehr zu Tage.

Charaden.

1.

Zwei Silben nur. Die Erste hallet wieder
Der Gottheit Hymnen und der Andacht Lieder,

Denn nur dem Heiligen ist sie geweiht.
Allein die Zweite war zu jeder Zeit
Gleichsam der erstern Antipode,
Ein launenhaftes Kind der Mode,
Der Schauplaz jeder Eitelkeit,
Ein schimmernd Chaos von Pallästen,
Ein ewig Einerlei von Festen,
Und Feind von der Genügsamkeit. —
Das Ganze liegt in stiller, öder Nacht,
Nur einzeln siehst du Blümchen hier entsprießen,
Umsonst, daß deine Thränen fließen:
Kein Schlafender erwacht.

2.

Vier Silben bilden mich. Die ersten drei
Bezeichnen Christus Schüler und Verehrer,
Er war der liebevolle Lehrer:
Daß Liebe höchste Tugend sey.
Die vierte laßt von Pyrenäen
Und Alpen Wunder Gottes sehen,
Die Ozeane, Flur und Thal.
Das Ganze gibt im schimmerndem Pokal'
Uns einen Trank, der Sorg' und Leid verscheuchet,
Wie Hebe den Unsterblichen nur reichet.
In Jovis heiterm Göttersaal.

II.

Die Waldgräfin.

Volkssage.

An einem heitern Tage des Späthherbstes gieng der Graf von Imhof auf die Jagd. Schon stieg die Sonne hinter die westlichen Gebirge und dichte Herbstnebel erhoben sich; die Jagdgesellschaft stieß zusammen, um nach Hause zurükzukehren, als sich der alte Jäger Wilibald dem Grafen nahte und mit komisch-betreffenem Gesichte sagte: »Gnädiger »Herr, denken Sie nur, ich habe auch die Erscheinung »gesehen!«

Seit acht Tagen erzählten alle Einwohner des Dörfchens Breitlohe, in welchem der Graf von Imhof residirte, von einer Geistererscheinung im Walde, welche in der Gestalt einer Dame, die ein Hündchen bei sich habe, Wild- und Holzdiebe, desgleichen Alle, die keins von beiden wären, verjage. Der Graf hatte viel Spaß an einem Mährchen, das seinen ganzen Wald zu einem unverlezlichen Heegstüke machen konnte, und sagte nur lachend bei der Ankündigung des alten Jägers: »Nun das wäre doch zu arg, Wilibald, »wenn mir das Gespenst auch die Jäger selbst vertriebe!«

O, ich fürchte mich eben nicht, sagte der Alte; aber was doch das Auge sieht, muß das Herz glauben. Ich hätte übrigens die Erscheinung gar nicht bemerkt, wäre nicht das Hündchen auf mich zugelaufen. Oho, sagte der Graf, wo war denn das? führe mich hin!

So ganz recht war dem Jäger diese Anmuthung eben nicht. Er wußte, daß der Graf gern rasch zu Werke gieng, und dachte mit seinem Köhlerglauben, das mögte diesesmal am unrechten Orte seyn. »Gnädiger Herr, begann er also »in seiner Weisheit, Sie werden wissen, daß man auf »Geister weder schießen noch stoßen darf; man schießt oder »stößt sich selbst todt.» Ja, sagte der Graf lachend, ich weiß das; gehe nur vorwärts. Gehend fuhr Wilibald fort: »Sie kennen ja den Grafen von Dollau? dessen Großvater »ist so ums Leben gekommen.» Schon gut, sagte der Graf, ich werde mich hüten. »Es wäre aber doch besser, gnädiger »Herr, Sie schößen erst Ihre Flinte ab, um gar nicht in »Versuchung zu kommen!» O du erbärmliches altes Weib! fuhr ihn der Graf an.

Indessen kamen sie an den Ort, wo der Jäger das Hündchen gesehen hatte: es war nicht mehr da. »Und dort »an jener Kluft sah ich die Figur!» sagte der Alte. Der Graf gieng darauf zu. Unter einem schroffen Felsabhange war eine geräumige, natürliche Grotte, deren Eingang mit überhängenden Gebüschen ziemlich dicht bedekt war. Dort vermuthete der Graf das Gespenst und trat hinein; Wilibald blieb indessen zurük.

Im Hintergrunde der Grotte saß auf einem großen Sandsteine eine hohe, edelgebaute, weibliche Gestalt. Sie war ganz weiß, und, so viel der Graf hier sehen konnte, sehr gut gekleidet; nur ihre Schuhe und der Schleier, der ihr Gesicht dekte, waren schwarz. Sie saß mit dem Rüken gegen den Eingang der Grotte; zu ihren Füßen glimmte ein

ausgebrenntes Kohlfeuer, und an ihrer Seite lag ein schneeweißes Löwenhündchen mit rothem Halsbande. Das Geräusche des Windes hatte ihr das Nähern des Grafen unhörbar gemacht; aber plötzlich sprang das Hündchen auf und bellte denselben an.

Die Dame drehte sich um und sahe den Fremden ruhig und ohne die mindeste Verlegenheit an. Desto überraschter war der Graf, dem es in der That zu Muthe war, wie einem Manne, dem man die Wahrheit eines Feenmährchens demonstriren will.

»Madame, redete sie der Graf höflich grüßend an, »ich bin sonst nie zudringlich; aber ich muß wissen, durch »welchen Zufall eine junge Dame in diese Höhle kommt, »und wie ich nun denken muß, schon bei acht Tagen »da ist.«

»Ich kenne keinen Zufall, sagte sie, und bin auch nicht »zufällig hier.«

»Ich darf Ihnen nicht erst das Befremdende Ihrer »Erscheinung erklären; sagen Sie mir, ich bitte, wer Sie »sind, und was Sie hier suchen?«

»Ich suche nichts in der Welt, sagte sie sehr sanft, als »ungestört zu seyn.«

»Hier in einer Waldhöhle find' ich sie, aber in dem »geschmakvollen Anzuge eines Frauenzimmers von Stande; »wie konnten Sie eine Stunde lang so hier bleiben, wie »eine Nacht, ohne zu erfrieren, hier seyn?«

»Ich bin keine Nacht hier.«

»Nicht so, Madame! Es ist nicht der bloß Neugierige, »der Sie ausfragen will, ich interessire mich für Sie, wer »Sie auch seyn mögen; ich würde Ihnen dienen, wenn »Sie Dienste annehmen wollten.«

»O, mir kann Niemand dienen!«

» Ich bin der Graf Imhof und wohne im nächsten Dorfe;
» nehmen Sie Logis bei meiner Frau an: Sie sollen höchst
» ungestört und auch ungefragt seyn.»

» Sie scheinen sehr gut zu seyn; aber ich kann nichts
» annehmen!»

Der eiskalte, unbezwingliche Lakonismus der Fremden ließ den Grafen nur zu sehr fühlen, daß er sich hier in der That kein Gehör verschaffen könne; er änderte also plözlich seinen Plan und verließ die Dame, als sey er entschlossen, sie in ihrer Ruhe und in ihrer Höhle zu lassen.

Du allmächtiger Gott, begann nun der Vorposten Wilibald, ich glaube gar, Sie haben mit dem Geiste einen Zwiesprach gehalten?

» Das hab ich freilich!» erwiederte der Graf.

Sieht er sehr greulich aus, gnädiger Herr?

» Was die Greulichkeit angeht, so hätt' ich wohl den
» Muth, diesen Geist zu küssen und zu drüken.»

Aber gnädiger Herr, sprach der Jäger, indem er stehen blieb und sich auf seine Flinte lehnte. Sie dürfen hier ja nicht auf Schönheit gehn, darunter stekt eben der Teufel! — Hat die Figur Stiefel oder Schuhe an?

» Sehr niedliche Schuhe, du alter Narr mit deinen
» tollen Ammen-Mährchen im Kopfe!»

Kaum war der Graf zu Hause, so berief er seinen Staatsrath, der sich von dem ehemaligen königlich-neapolitanischen und einigen andern europäischen Staatsräthen dadurch unterschied, daß er blos aus seiner eigenen Person und jener seiner Gemahlin bestand, da bei jenen auch noch Minister assistiren dürfen. Elisa, die ebenerwähnte Gemahlin des Grafen, war ein sanftes, gutes, verständiges Weib; drei Eigenschaften, die zuweilen einem ganzen Staatsrathe fehlen, so wenig ein sothaner Rath sich der zwo leztern entschlagen sollte.

Der Graf stattete seinen Bericht ab und kam bald mit seiner edlen Frau darin überein, daß die sonderbare Fremde nicht wahnsinnig, sondern nur melankolisch seyn könne. Dies erhellte aus der ganzen Beschreibung des Grafen, aus dem edlen Anstande und dem feinen, beinahe ausgewählten Anzuge der seltsamen Waldbewohnerin, aus ihren zwar allzutroknen, aber doch besonnenen und bestimmten Antworten. Nun entstand denn billig die Frage: Wer das Phänomen sey? Die aber, wie leichtlich zu erachten, bei so gestalten Umständen und bei Abgange aller zu deren Beantwortung ersprießlichen Erläuterungen auf 24 Stunden ajournirt werden mußte.

» Nur auf 24 Stunden? »

Nur? der fragende Leser — denn das war keine fragende Leserin — hat, wie es scheint, schon vergessen, daß die Gräfin, also ein Frauenzimmer, die Hälfte meines Staatsrathes ausmachte, und ob ich schon unwiderruflich gesagt habe, daß diese ein gutes, verständiges Weib gewesen, so sollte doch dadurch mit nichten gesagt seyn, daß sie frei von den Kardinal-Untugenden ihres Geschlechts — zum Beispiele der Neugierde — befunden werden, ob ich schon nicht umhin kann, zu gestehen, daß mir das Wörtchen » Untugend » für die unschuldigen Schwachheiten des schönen, — ich mögte hinzusezen — und guten Geschlechts, ein bischen zu derb scheint, obgleich eine solche Aeußerung manchen meiner Ehekollegen seltsam klingen mag.

Die in der That neugierige Elisa konnte kaum den andern Morgen erwarten, um die seltsame Fremde zu sehen und abzuholen; denn daß sie auch ihr widerstehen sollte, fiel ihr gar nicht ein. Wo sie sich nur Nachts aufhalten mag! dachte sie. Sie wird eine arme Unglükliche seyn, eine bedauernswerthe Verführte. Ich will sie trösten; sie muß wieder mit den Menschen versöhnt werden u. s. w. Man

sieht, daß die gute Elisa nicht allein neugierig war.

Am andern Morgen fuhr sie in den Wald; aber die Erscheinung war noch nicht da, und kam auch nicht, obgleich Elisa auf sie wartete. Verdrüßlich kehrte sie zurük.

Die guten Dorfbewohner wurden von diesen Tags-Neuigkeiten sehr erhizt. Es gab zwei Hauptpartheien in der Meinung über die Walderscheinung; die eine, und zwar die ungleich größere, war von der Geistigkeit derselben sehr überzeugt, und wußte die unumstößlichsten Beweise dafür zu führen; die andre, welche jedoch nur aus vier Personen bestand, erklärte Alles natürlich, und von dem Augenblike an, da die Gräfin hinausgefahren war, die Fremde zu sehen, fieng man mit unter an zu vermuthen, sie sey eine Person von hohem Range, mit welcher es freilich seine besondere Bewandniß haben würde; einige Leute, die sie gesehen hatten, oder doch gesehen haben konnten, behaupteten, daß sie in diesem Falle wenigstens eine Gräfin seyn müsse, und so erhielt die Fremde das Prädikat der Waldgräfin, da in der That der Wald ihre einzige Domäne zu seyn schien.

Der Schulmeister des Dorfs, (welcher indessen der Residenz zu Ehren den lateinischen Titel Präzeptor führte,) ein braver, aber, wie es fast bei diesem Stande nicht anders seyn kann, etwas pedantischer Mann, hatte eine ziemliche Dosis von Schwachheiten, unter welchen man die, höchst wichtig zu scheinen, eben nicht für die kleinste halten konnte. So wie demnach ein Wort von dieser Waldgräfin gesprochen wurde, zog er sein ohnehin sehr gravitätisches Gesicht in gar seltsame Falten, blies eine dikere Wolke von Tabaksdampf von sich und pflegte sodann zu sagen: »Es ist doch wunderlich genug, daß die Leute gerade solche Dinge am liebsten »erklären, von denen sie nichts wissen, und auch gar nichts »wissen können, gerade so, wie manche Theologen schlech-

»terdings die unerklärbare Apokalypse erklären wollten; in»dessen zuweilen Andre, fuhr er komisch-schmunzelnd fort, »diese Dinge zuweilen erklären könnten, wenn sie es ohne »Bedenklichkeiten thun dürften.»

Dergleichen Aeußerungen war man von diesem Ludimagister auch in solchen Fällen schon gewohnt, wo er ebenfalls nicht das mindeste von der in Frage stehenden Sache wußte; allein diesmal waren sie von Bedeutung, und da er mit seinen andern Unmanieren auch die verband, für sein Leben gern zu schwäzen, so stand er eine wahre Höllenpein aus, den Schluß seiner Rede nicht sogleich mit einem auffallenden Beweise belegen zu dürfen. Zwar wußte er wirklich vom Stande, von der Person und Wesen besagten Phänomens so gut als nichts, indessen hätt' er doch etwas von ihm sagen können, das allen Andern unbekannt war, nemlich, wo die sogenannte Waldgräfin Nachtquartier habe. Seine Schlauheit hatte indessen mit dieser Entdekung nichts zu thun, sondern der Fall war der, daß sie in seinem eignen Hause logirte.

Es waren nun neun Tage, und Niemand hatte noch von dem Waldgeiste gesprochen, als Abends spät an der Gartenthüre des Schulhauses, welche auf das Feld gieng, angeklopft wurde. Er schlich hinaus und öffnete, nahm straks die kleine, schwarze Pfeife mit der linken Hand aus dem Munde, zog mit der rechten in einem Tempo die ebenfalls schwarze Müze ab, und bat sofort einen »unterthänigen guten Abend!» Es war ihm freilich für den Augenblik höchst problematisch, ob die regierende oder eine andere Gräfin, oder eine bloße Hofdame, oder auch keine von allen denen, an seiner Thüre stehe; aber das war er doch überzeugt, daß der gute Abend für diese Person unterthänig seyn müsse. In dem Zimmer sah er, daß die Dame fremd sey und begann demnach seine Formel: »Wen er die Ehre habe u. s. w.»

während die Frau Präzeptorin einen sehr soliden Stuhl unter wiederholten Knixen herbeischleppte, und Aennchen, die zwölfjährige Tochter, ihren Katechismus einstweilen beiseite legte.

»Ich bin eine Fremde, sagte die Dame, und möchte »mich einige Zeit hier aufhalten, ohne in öffentlichen Häusern »zu logiren. Ich würde nur Nachts im Logis seyn, und »nur Abends eine Suppe verlangen. Können Sie mich in »Ihr Haus nehmen?»

Der Präzeptor kam bei diesem Antrage in die größeste Verlegenheit. Er hatte ohnehin die Gewohnheit, bei ähnlichen Fällen an Häkchen, wie er es nennte, zu denken; aber diese edle, schlanke Figur in aller ihrer Würde und mit dem sichern, erhabenen Blike, zwang ihm eine Ehrfurcht ab, die allen Vorstellungen von Gemeinheit in der Seele des Alten den Zugang sperrten. Er wollte indessen über die nicht glänzenden Lokal-Beschaffenheiten seines Hauses Bericht erstatten, als die Fremde fortfuhr:

»Ich brauche nichts, als ein Stübchen mit den ersten »Nothwendigkeiten, gleichviel von welcher Beschaffenheit. »Wenn Sie mir dabei die Hauptsache versprechen, daß Sie »und die Ihrigen nichts von meinem Aufenthalte sagen, »und niemand, wer es auch sey, in meine Stube lassen, »so bezahle ich jedesmal auf die Woche eine Karolin voraus.»

Diese für einen Dorfschulmeister höchst nachdrükliche Schlußrede gab sogleich dem Gange der Unterhandlungen eine raschere Wendung. Man zeigte der Fremden ein Stübchen, das nur für einen Klausner bestimmt schien, aber eine Aussicht in die Gebirge jener Gegend gewährte, und es war ihr recht. Sie blieb sogleich darinnen, nachdem sie dem Alten aus ihrer grünseidenen Börse eine Karolin gegeben hatte, die, wie er launigt zu seiner Frau sagte, noch eine Menge Geschwister habe.

»Und nun, lieber Mann, sagte sie, mögt' ich allein »seyn. Meine Abendsuppe schiken Sie mir immer durch »Ihre kleine Tochter; ich bitte Sie: durch Niemand anders!»

Eine Stunde darauf brachte Aennchen der Fremden ein kleines Abendessen. »Ich esse nur Suppe», sagte diese, und ließ das andre stehen. »Wie heißest du, liebe Kleine?» fragte sie. »Aennchen, Madame!» sagte das freundliche Kind. »In welchem Buche hast du denn gelesen, als ich »kam?» — »Ich habe meine Sprüche für morgen gelernt: »ich gehe bei dem Herrn Hofprediger zur Kinderlehre.» — »Kannst du sie denn schon auswendig?» — Noch nicht alle; es »sind Leute bei dem Vater, und da kann ich nicht lernen.» — »Noch Leute da? Aennchen, sobald jemand erfährt, daß »ich hier bin, seht ihr mich nie, nie wieder! hole dein »Buch und lerne bei mir!»

Aennchen kam zurük, sezte sich stille hin und schien eifrig zu lernen. Wir sind immer angeführt, wenn wir glauben, unbemerkt von Kindern seyn zu können; eben, wenn wir das seyn wollen, beobachten sie, und da wir ohne Mistrauen sind, sind sie Spione der gefährlichsten Art, und schaden uns gerade durch ihre Unbefangenheit, für die Alles unschuldig ist. Madame, wie sie nun vorzugsweise im Hause hieß, leerte nun einstweilen ihre Taschen aus, in denen sie etwas Weißzeug von der seltensten Feinheit, ein Portefeuille, ein kleines Buch und andre Kleinigkeiten hatte. Aennchen schielte mit seinen Schelmenaugen öfters von dem heiligen Buche zu den profanen Effekten über; es hätte für sein Leben gern ein **visum repertum** der Siebensachen eingeholt. Madame nahm sodann ihr Buch und las; aber nicht lange, so brach sie in Thränen aus, und bükte sich tändelnd zu dem Löwenhündchen nieder, um ihre Bewegungen vor dem Kinde zu verbergen. Aber Aennchen sah Alles recht gut. »Gib »dein Buch: ich will dich abhören!» sagte sie nach einiger

Zeit. Aber das Kind konnte noch keinen Spruch hersagen, einen einzigen ausgenommen, dessen Kürze allein die Ursache seyn mogte. Es war jener: »Viele sind berufen, aber we»nige sind auserwählt.» — »Gib hübsch acht, was der Hr. »Hofprediger über diesen Spruch sagt; ich werde dich mor»gen Abend darüber fragen.» — »Ich will recht acht geben, »liebe Madame!» sagte Aennchen.

Morgens bei dem Frühstüke, wo der Schulmeister die Parole zu geben pflegte, empfahl er dem sämmtlichen Hauspersonale, das heißt: seinem zweiten Ich und Aennchen, die strengste Verschwiegenheit in Hinsicht der einquartirten Fremden, und nachdem er alle moralische und Klugheits-Gründe, deren er habhaft werden konnte, erschöpft hatte, schloß er lebhaft: »Und dann, Sapperlot, eine ganze goldne »Karolin wöchentlich!»

Schon an diesem Tage lief das Gerüchte von der Erscheinung im Walde durch das Dorf, und da konnte der Ludimagister freilich schmunzeln; aber er war im Grunde verlegener mit seiner nähern Bekanntschaft, als der Bauer mit seiner totalen Unwissenheit. Dieser sagte: das ist eine Geistererscheinung, und bekümmerte sich um keine andere Erklärung; er aber wußte mit aller seiner Schulmeister-Weisheit schlechterdings nicht, was er denken sollte, eben, weil er etwas wußte. Es ist überall ein unseliges Ding um halbe Aufklärung! — Das verdrießlichste bei der Geschichte war, daß weder sein eigenes, noch sein zweites Ich Beobachtungen über Wesen und Natur der Fremden anstellen konnte, maßen beide keinen Zutritt zu derselben hatten. Indessen war es ihnen doch tröstlich, daß sie sich mit Aennchen abzugeben schien: das Kind konnte manches sehen und hören.

In der Abenddämmerung kam die Fremde zurük. »Wie »ist es in der Kinderlehre gegangen, Aennchen?» sagte sie.

»Gut Madam.« — «Also hast du wohl behalten? Was »heißt denn nun das: Viele sind berufen; aber wenige sind »auserwählt?» — »Das heißt, sagte das Kind, sich »sorgfältig besinnend: »Viele sind zur Annahme der christ»lichen Religion eingeladen; aber wenige nehmen sie an. »Nemlich, als Jesus lebte, nahmen sie wenige Leute an,» sezte es mit sichtlichem Vergnügen, das all so gut behalten zu haben, hinzu. »Da hieß also, auserwählt seyn, soviel »als: die christliche Religion annehmen?» — »Ja, sagte »Aennchen, die Christen heißen auch in der Bibel die Aus»erwählten.»

Die Dame, verwundert über eine Exegese, die für sie, und in der That für jene ganze Zeitperiode, neu war, sah das Kind sinnend an, schloß es dann in die Arme und rief: o du glükliches Kind! »Warum bin ich denn glüklich?» fragte Aennchen. »Wenn ich dir sagte, warum, so wärst »du es nicht mehr!»

Aennchen wurde die einzige Gesellschaft der Unbekannten. Sie lernte bei ihr, schrieb, strikte u. s. w. Die Dame las, selten schrieb sie. Als sie einst schrieb, bemerkte Aennchen, daß es Verse seyen, und sobald sie fertig war, fragte es: »Ist das ein Lied? ich habe die Lieder gar zu gern!»— »Du darfst es lesen, sagte sie, wenn du kannst.» — »O ja, »sagte Aennchen, und Sie schreiben so schön!» — »Nun »lese es laut vor, Aennchen!»

Das Kind las; aber als es die 5te und 6te Strophe vorlas, brach der Fremden das Herz; ein Thränenstrom stürzte aus ihren schönen Augen; sie wußte sich nicht zu fassen. Bestürzt hörte das ängstliche Kind auf zu lesen, bis die Fremde sagte: »Fahre nur fort: ich muß eben oft weinen.» Das Lied war gelesen, und Aennchen fragte: »Darf ichs »abschreiben, liebe Madam?» — »Das darfst du wohl, »mein Kind!» — »Haben Sie das Lied selbst gemacht?»

— »Das ist ja für dich gleichgültig, Aennchen!« Das Kind schrieb sich nun das Lied ziemlich sauber, aber freilich ohne Rechtschreibung ab. *)

---

*) Ich habe das Lied der Waldgräfin nach Aennchens Abschrift vor mir. Es verdiente ganz mitgetheilt zu werden; aber es ist dazu zu lang. Für die Periode, in welcher ihre Erscheinung spätestens fiel, ungefähr 1720, sind die Verse ungemein leicht und fließend, und karakterisiren vortreflich den Zustand einer schönen Seele, die bald von den Nebeln einer trostlosen Lehre von Erwählung und Verwerfung niedergedrükt, bald von kindlichem, freudigem Zutrauen zu Gott gehoben wird. Ist es nicht wirklich von der Waldgräfin selbst, so müßte es noch älter, als sie, seyn, und es wäre sodann in Rüksicht auf Versebau noch merkwürdiger. Ich bemerke übrigens hier, daß die Erscheinung meiner Waldgräfin um die angegebene Zeit wirklich in dem sogenannten Vogelsberge statt hatte, wenn man einer auf Enkel gekommenen Uiberlieferung soweit trauen darf. — Hier zur Probe nur die zwei angeführten Strophen jenes Liedes:

»Ein Wild, das seinen Aufenthalt
»Sucht in dem Feld und finstren Wald,
»Ist seliger auf Erden.
»Es lebet lang und wenn es stirbt
»Zugleich sein Leid mit ihm verdirbt;
»So gut mag mir's nicht werden.

»O mögt' ich ein lebloser Stein
»Auf unbewohnten Bergen seyn!
»Hätt ich gleich keine Freuden,
»Hätt ich gleich weder Stand noch Ehr,
»Was wär es dann nun endlich mehr?
»So hätt' ich auch kein Leiden.«

Das Lied hat siebzehn solcher Strophen, welche, eine einzige ausgenommen, die nemliche Leichtigkeit im Ausdruk und Wendung haben, wie diese hier.

Bisher hatte der Schulmeister mit seiner Familie, deren Majorität doch, wie der Leser weiß, weiblich war, das strengste Schweigen über seinen nächtlichen Gast beobachtet, und das mogte nun in Erwägung des wöchentlichen Zuwachses seiner Einkünfte oder aus bessern Gründen geschehen; genug, die Fremde war damit zufrieden. Allein sobald er hörte, daß Se. Erlaucht, der regierende Graf, Nachforschung in Rüksicht auf die sogenannte Waldgräfin beföhle, so fand er sogleich, daß, obwohl hier Kollision der Pflichten obwalte, er doch nicht umhin könne, als zeitiger in Amt und Pflicht stehender Schulmeister, der höhern Pflicht gegen den Landesherrn Genüge zu thun und — zu schwäzen. Einigermaßen war es ihm sogar lieb, sich so dispensirt zu sehen, Alles zu sagen, was er — nicht wisse; denn was Aennchen in seinen Tagsberichten zum Besten gab, war stets eher zum Umnebeln, als zum Aufklären, geeignet und konnte zu nichts dienen.

Kaum hatte der Schulmeister Bericht am Hofe erstattet, so nahm sich Elisa vor, die Fremde noch den nemlichen Abend zu sprechen. Sie kam also in das Schulhaus, sobald man sie benachrichtigte, daß die Waldgräfin zurükgekommen sey, und schikte Aennchen in das Zimmer derselben, um sie fragen zu lassen, ob sie einen Besuch von ihr annehmen wolle? »Antworte der Gräfin, sagte sie, ich bäte sie sehr, mich zu »verschonen! Aber wer von Euch hat mich denn verrathen?« Ich gewiß nicht, liebe Madam, sagte Aennchen höchst treuherzig. »Ich glaube das auch nicht, mein Kind!«

Die Gräfin war also abgewiesen, aber sie hatte es vermuthet. Sie gieng nun doch zu ihr. Die Fremde schien bei ihrem Eintritte sehr verwundert, stand auf und grüßte sie mit einer schwachen Verbeugung. Elisa hatte sich troz aller Erwartungen doch keine solche Erscheinung gedacht. Diese in der That majestätische Gestalt, ihre ungekünstelte

Hoheit in jedem Zuge, ihr großes, gedankenvolles Auge, ihre geschmakvolle Simplizität in allen Theilen des Anzugs eines Weibes, das ein halbes Beduinenleben führte, überraschte sie so sehr, daß sie von einer unwillkührlichen Verlegenheit befallen wurde; und anstatt selbst anzureden, wie sie wollte, überließ sie das der Unbekannten, die es auch sehr unbefangen übernahm.

»Sie bestehen also darauf, Gräfin, eine Person zu »sprechen, die lieber Tag und Nacht im wilden Walde, als »unter Menschen leben mögte, und die kein Interesse für »Andre haben kann.»

Elisa. »Beständ ich auch aus bloßer Neugierde darauf, »Sie zu sprechen, Madam, so könnt' ich sie in diesem be»sondern Falle verantworten; aber ich bin mir edlerer Be»weggründe bewußt.»

Unbek. »Ich bin geneigt, Gräfin, das zu glauben; »aber man kann für mich nichts thun, als mich mir selbst »überlassen.»

Elisa. »Sie müssen sehr unglüklich seyn, und da »würde ich wenigstens mit Ihnen weinen können.»

Unbek. (Schüttelt den Kopf.) »Ich habe völlig ver»lernt, mich mitzutheilen.»

Elisa. (Umschlingt sie mit einem Arme.) »Lernen »Sie es wieder an meinem Herzen; es ist bei Gott Ihres »Zutrauens würdig.

Unbek. (Steht gerührt auf.) »Was sollt' ich Ih»nen sagen? Meine Geschichte ist in drei Worten erzählt: »ich war sehr unglüklich; mein Herz ist zermalmt; mein »Geist, wie ein Licht erloschen. Das ist Alles, Gräfin, »das ist Alles!»

Elisa. »Ich werde nie mehr zu wissen verlangen; »ich werde nichts fragen, nichts forschen. Aber wohnen »Sie bei mir. Sie sollen einsam, wie eine Nonne bei mir

»seyn; ich selbst will nicht zu Ihnen kommen, bis Sie es »verlangen. Schlagen Sie mir die erste Bitte nicht ab; »ich liebe Sie schon, ohne Sie näher zu kennen.»

Unbek. »In dunkeln Felsklüften, auf öden Bergen »athme ich frei; Noth und Nacht treiben mich unter ein »Dach. Liebe Gräfin, was wollten Sie mit mir! Lassen »Sie mich, wie und wo ich bin, und ich will das als den »ersten Beweis Ihrer Liebe nehmen!»

Elisa. »Nun so sey es denn, liebe Sonderbare! »Aber eine andere Bitte laß ich mir nicht abschlagen: nehmen »Sie zuweilen Besuche von mir an!»

Unbek. (Macht eine leichte, einwilligende Verbeugung.)

Elisa. »Sie können mich noch nicht lieben; aber ich »will Sie schon noch dazu zwingen.»

Unbek. »Liebenswürdig sind Sie wohl, Gräfin: aber »mein Herz ist kalt und todt: ich weiß nicht, ob es Gott »selbst wieder erwärmen kann.»

Elisa verließ die Unglükliche mit Thränen in den Augen. Ihre Gegenwart schien Erinnerungen in der Fremden gewekt zu haben; sie war in großer Bewegung. Das gute Aennchen bekam kein Wörtchen, und schielte verlegen nach seiner Madam. Diese glaubte nicht bemerkt von dem Kinde zu seyn, hatte einen Ring vom Finger gezogen und drükte ihn heftig bald an die Lippen, bald an die weinenden Augen. Dann zog sie aus dem Busen einen hellblinkenden Dolch, der an einem schwarzen Halsbändchen hieng, sah ihn starr und lang an, und schob ihn tiefseufzend wieder zurük. Das Löwenhündchen kam, und wollte auf ihren Schoos springen; aber sie stieß es heftig weg, und das Thierchen heulte. Aennchen wurde bei dieser ungewöhnlichen Szene bang und es schlich sich weg. Es theilte seine Entdekungen dem Vater mit, ob es schon den Dolch nicht zu nennen, sondern nur zu beschreiben wußte, und dieser erman-

gelte natürlich nicht, seiner gnädigen Gräfin zu rapportiren. Diese hatte Diskretion genug, die Fremde nicht gleich in den ersten Abenden wieder zu besuchen; aber ihr Interesse an dem merkwürdigen und unglüklichen Wesen gab es doch auch nicht zu, die fernern Unterhaltungen lange zu verschieben. Am dritten Abende nach der ersten Unterredung war sie also wieder bei ihr.

Elisa. (Nach einer Umarmung.) »Wie gehts Ihnen, »Liebe?»

Unbek. »Mein Leben hat keine Veränderung mehr, »gute Gräfin. Nur eine einzige hab ich noch zu wünschen.»

Elisa. »Möge Gott Ihnen diese dann gewähren!»

Unbek. »Alles nach seinem Rathschlusse: diese Ver»änderung wäre der Tod.»

Elisa. »O Gott! So jung, so edel gesinnt, so »edel gebildet und so unglüklich! Und keiner Tröstung fähig?»

Unbek. (Sehr bestimmt.) »Nein, nein, Gräfin!»

Elisa. »Nennen Sie mich nur Elisa und geben Sie »mir auch Ihren Taufnamen!»

Unbek. »Ich heiße Korona. (Lächelnd.) Ein stolzer »Name! Unser Hofprediger — unser Pfarrer wollt ich »sagen — sagte mir oft: mein Name müsse mich stets an »die Krone des Lebens erinnern: Korona ist soviel als Krone. »Hätt' er mich nur nicht dabei gelehrt, wie wenig man deren »gewiß seyn könne.!»*)

*) Der Erzähler bittet Alle, besonders nervenschwache Damen, die diesen Dialog lesen könnten, des traurig-theologisirenden Ganges wegen um Vergebung. Allein durch ihn sollte der Seelenzustand der durch krasse kalvinische Dogmen von Prädestinazion zerrütteten Waldgräfin dargestellt werden, ein Zustand, der am Ende des 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts eben nicht selten war.

Elisa. »Sonderbar genug! die Krone des Lebens »kann doch nichts anders als die zukünftige Seligkeit seyn, »und diese erlangen doch, hoff ich, alle Guten.«

Unbek. »Alle Auserwählten, müssen Sie sagen, »Elisa, alle, die Gott von Ewigkeit her ausersehen hat. »Wer kann aber wissen, daß er ausersehen sey?«

Elisa. »Der gute Mensch, Korona. Wen könnte »Gott ausersehen haben, als die Guten?«

Unbek. »Aber wer ist gut? Ist man gut vor Gott, »Elisa, wenn man es vor den Menschen ist? Wer darf sich »gut glauben.?«

Elisa. »Wer beständig das Gute will, und nur »Schwachheiten, keine Verbrechen kennt.«

Unbek. (In heftiger Bewegung.) »Ach, muß ich »auch aus diesem Munde mein Urtheil hören! Ich bitte »Sie, Gräfin, ich bitte Sie, Elisa, verlassen Sie mich! »Sie sind bei einer Verdammten!«

Elisa. (Ihr um den Hals fallend.) »O du liebe, »liebe Seele! Wer konnte dich so irre führen! Vertraue »auf Gott: er ist viel besser, als man dich gelehrt hat! »Komm, ergieße dein Herz in mein' Herz; ich will dich »trösten; ich will dich meinen Gott kennen lehren! Sage, »was dich so fürchterlich zermalmt: ich will mit dir leiden. »Ich mögte eben so wohl an mir selbst, als an dir, verzwei»feln; mein Schiksal sey, wie das deine, du zerstörte »Seele!«

Unbek. »Wie das meine! O Gott, nein! Indessen »sey es: Sie sollen meine kurze und schrekliche Geschichte »hören, bräch' auch mein Herz dabei. Ich stamme aus »einer guten Familie, die Ihnen nicht unbekannt seyn würde, »dürft' ich sie nennen. Man gab mir die sorgfältigste Er»ziehung, und ich entsinne mich auch nicht, daß man Klagen »über mich geführt habe. Mein Lehrer in der christlicher

»Religion war ein würdiger, aber strenger Mann; die »Lehre, auf welche er mich am stärksten hinwieß, war die von »dem ewigen Rathschlusse Gottes und von der Erwählung »und Verwerfung. Natürlich lag mir bei diesem furchtbaren »Lehrbegriffe nichts so sehr am Herzen, als ein untrügliches »Merkmal zu wissen, woran der Mensch erkennen möge, »daß er zur Seligkeit von Gott bestimmt sey. Der Geist- »liche lehrte mich, daß die Stimme des Gewissens in uns, »oder die des heiligen Geistes, wenn sie uns der Gnade »Gottes würdig erkläre, das einzige Merkmal von diesem »seligen Zustande sey; und in der That schien mir nichts »so natürlich, als diese Erklärung: so war nun Harmonie »zwischen dem eignen Gefühle der Würdigkeit und dem »ewigen Rathschlusse Gottes.

»Ich darf es sagen, Elisa, ich war in jener Zeit, in »meinem achtzehnten Jahre noch, ein heiliges, gottgeweihtes »Kind. Ich hatte eine einzige Untugend, von welcher aber »bei einem Mädchen nicht viel Unheil zu befürchten stand. »Dies war nemlich eine starke Geneigtheit zum Jähzorne, »die aber in meiner so glüklichen Lage keine Gelegenheit zu »Ausbrüchen fand. Meine Erzieherin war ein sanftes, »frommes Weib; meine einzige Gesellschafterin eine ältere »Schwester, die ich wie meine Seele liebte. Nichts störte »meine Ruhe, nichts reizte mich in diesem engen, trauten »Kreise zum leichtesten Unwillen, und ich war also, genau »genommen, nur außer Stande, böse seyn zu können. —

»Um diese Zeit erschien ein junger, weitläuftiger An- »verwandte in unserm Hause, um den Sommer hindurch »das Landleben bei uns zu genießen. Er hieß Ferdinand »und war der liebenswürdigste und gebildeteste Jüngling, den »meine Augen gesehen hatten. O Elisa, ersparen Sie mir »die Schmerzen, Ihnen jenen glükseligen Sommer schildern »zu sollen. Wir liebten uns. Meine erste, meine lezte

» Leidenschaft. Mein unschuldvolles Herz hieng mit einer » Reinheit des Gefühles an ihm, die mich fähig machte, » meine Liebe in alle Gebete an Gott zu schließen: die Tu» gend liebte ich noch mehr, als ihn. — O Gott, daß dies » nicht auch seinerseits der Fall war! — Ferdinand war » heftig, sinnlich und glühend heiß. Ich mußte seine ver» wegene Wünsche beständig in Schranken weisen und bekäm» pfen; ich wäre wohl auch stark genug gewesen, ihn zu ver» lassen, hätt' ich nicht geglaubt, seine Fehler wären viel» leicht seinem Geschlechte eigen, und ich hätte Macht genug » über sein Herz, ihn zu leiten.

» Ich hatte keine Vertraute in der Welt, als meine » Schwester Amalie. In ihren Schoos schüttete ich alle » meine kleinen Geheimnisse aus, und forderte, wie ein Kind, » ihren Rath, ob sie gleich nur zwei Jahre älter war als ich. » Sie bestärkte mich stets in meiner Strenge gegen Ferdi» nand und in dem rühmlichen Vorsaz, den sich mein Herz » selbst abgewann, meinen Geliebten nicht mehr unter vier » Augen zu sprechen. Dieser Entschluß entsprang aus den » reinsten Beweggründen und ich führte ihn auch standhaft » aus.

» Ferdinand spielte bald den Beleidigten über meine » scheinbare Kälte und schulgerechte Maasregeln, wie er es » nannte. Aber weder dies, noch der Umstand, daß er von » dieser Zeit an für meine Schwester Amalia eine besondere » Aufmerksamkeit zu haben schien, konnte mich dem Ent» schlusse, der Tugend meine Freuden zu opfern, untreu » machen. Was ich durch diese Strenge gegen mich selbst » verlohr, gewann ich wieder an inniger Selbstzufriedenheit, » an dem Gefühle meiner unentweihten Würde und an dem » tröstlichen Bewußtseyn, selbst vor Gott noch schuldlos zu » seyn. — Aber o Gott, Elisa, wie nahe sind wir oft dem

» schreklichsten Falle, wenn wir uns in der größesten Sicher-
» heit wähnen.

» Mein eignes Leben beweisst mir die Vorausbestimmung
» unsers Schiksals stärker, als alles andre. Vergebens fassen
» wir gute Entschlüsse, vergebens machen wir uns einen fest-
» gezeichneten Plan zu einem tadellosen Leben; das Zusam-
» mentreffen von scheinbar unbedeutenden Umständen reißet
» uns oft in einen Strom von Verderben, aus dem uns keine
» menschliche Kraft zu ziehen vermag. Man nenne nun
» diese Kette von Ursachen und Wirkungen, das nothwendige
» Zusammenstoßen und Ineinanderwirken von festgereiheten
» Begebenheiten, wie man will: ewige Nothwendigkeit —
» Schiksal — Rathschluß Gottes; genug es waltet eine
» hohe, nimmerbesiegte, nimmerbezwingbare Macht über
» Körper- und Geisterwelt; eine Macht, die in tiefen Näch-
» ten thront, keine Altäre kennt, keine Gebete hört, keine
» Thränen sieht. Und so wird der Mensch, Elisa, der nur
» seinen Willen hat, oft gerade darum unglüklich, weil er
» sich stark glaubt; und hält er sich für schwach, so ist er ohne-
» hin elend.

» Eines Tages war Ferdinand auf die Jagd gegangen;
» Amalie gieng auf ihr Zimmer, um zu schreiben, und ich
» in unsers Vaters Bibliothek, um zu lesen. Ich nahm
» zwanzig Bücher, und stellte sie wieder hin; keines war
» mir diesmal recht. Als ich eben wieder eins an seinen Ort
» stellen wollte, hörte ich, daß ich mit demselben etwas zu-
» rukschob, das wie Metall klang. Ich sah nach und fand
» einen glänzenden Dolch, oder vielmehr ich errieth blos,
» daß es einer seyn mögte, denn nie hatt' ich einen gesehen.
» Gedankenvoll und überlegend, wem er wohl in unserer
» Familie angehört haben könne, wo das Dolchtragen nie
» Mode gewesen, schlich ich nach dem Zimmer meiner Schwe-
» ster, um ihr denselben zu zeigen. Ich fand das Zimmer

» verriegelt; aber da ich gleichsam mechanisch einigemal wider » die Thüre drükte, wich der zu nachlässig eingeschobene » Riegel; und die Thüre gieng auf. Stellen Sie sich aber, » o Elisa, mein krampfhaftes Entsezen vor, als ich Ferdi- » nanden und Amalien in einer Umarmung erblikte, wie » noch keine meinen Blik entweiht hatte. Erstarrend, ohne » irgend eine deutliche Vorstellung, bebte ich zurük; aber im » Anfall von höchstem Unwillen und einer blinden Wuth, » welche dieser Doppelverrath in mir anfachte, lenkte ich rasch » meine Schritte rükwärts, und in dem Augenblike, da Ferdi- » nand, bleich von Schreken, das Zimmer verlassen wollte, » stieß ich ihm den vom Schiksale selbst mir gereichten Dolch » in die meineidige Brust.»

Elisa. »O gerechter Gott, wie seltsam und wie » schreklich!»

Aubek. »O wohl seltsam und schreklich! — Besin- » nungslos und schon vom Mörderfluche gedrükt, floh ich aus » den väterlichen Hause; nur dies treue Hündchen blieb auch » bei der Mörderin. Man hat mich ohne Zweifel aufgesucht, » aber nicht geahnet, daß ich nur in Wäldern bleiben würde. » Nur in Wildnissen athme ich zuweilen freier; in der men- » schenleeren Natur verläßt mich zuweilen die tödtliche Unruhe » des Gewissens und läßt der Hofnung Raum, daß Gott » diese entsezliche That um meines sonst unschuldigen und » wahren Kinderlebens willen vergeben möge. Ich war ja » krank und wahnsinnig in jenem Augenblike. Nicht wahr, » Elise, Wahnsinnige sündigen nicht?»

Elisa. »Gewiß nicht, liebste Korona! Sie hatten » den Mord nicht gewollt; er war schon unwillkührlich voll- » bracht, ehe Sie etwas wollen konnten. Die Menschen » nennen oft das Verbrechen, was bei dem Allwissenden » nur Unglük ist. Und Ihre reuevolle Seele, muß sie nicht » Gott angenehm seyn?»

Unbek. »Mein ganzes Leben ist eine Bußübung, »Elisa! Schon der kalte Dolch, den ich — sehen Sie! — »auf meinem Busen trage, scheucht jede freudige Empfindung »von mir; schon mein Hündchen, das mir einst Ferdinand »schenkte, mahnt mich unaufhörlich, wie ein Gespenst, an »den Ermordeten. Und da ich ja eine Hölle auf Erden »habe, so darf ich doch wohl noch eine bessere Welt hoffen. »Aber wie oft find' ich auch diesen Trost nicht.!»

Elisa, die in der That durch aufgeklärtere und bestimmtere Religionsbegriffe einen wesentlichen Vorzug vor der unglüklichen Korona hatte, nahm sich vor, ihre Seelenkrankheit nach und nach zu heilen. Indessen schien es, als wenn alles wahre Zutrauen keinen Zugang zu der so gewaltsam zerrissenen Seele mehr finden könne. Sie war zu furchterlich getäuscht worden. Nie erhielt Elisa von ihr, daß sie bei ihr wohnte, nie, daß sie irgend etwas von ihr annähme. Korona hatte zufällig einige Kostbarkeiten bei sich, als sie sich flüchtete, und von dem daraus erlößten Gelde konnte sie lange ihre kleinen Bedürfnisse bestreiten.

Es war zu Anfange des Winters, als Korona genöthigt ward, der Kälte wegen unter Dache zu bleiben, da sie eines Abends einen ungewöhnlich zärtlichen Abschied von Elisa nahm. Sie beschenkte sodann Aennchen, umarmte das Kind, gab ihm gute Lehren und ließ es erst spät von sich. Mit dem Anbruche des Tags gieng sie aus und nahm ihren Weg zu einem benachbarten Städtchen, wo sie eine Kutsche miethete. Weder sie, noch Kutsche oder Führer kamen je zurük. Alle Nachforschungen waren fruchtlos.

Die seltsame Art ihrer ersten Erscheinung und die noch seltsamere ihres Verschwindens machten sie bei dem

Landvolke natürlicherweise zu einem Mährchen. Sie lebt in der Tradizion jener Gegend als eine misteriöse Person und ist der Gegenstand schauriger Erzählungen bei den Spinnrädern. Aber sie war nichts, als ein melankolisches Mädchen, zerrüttet von finstern Religionsbegriffen und vom Wahnsinne unglükseliger Liebe; und eben darum so sehr zerrüttet, weil sie in ihrer ursprünglichen Kraft eine schöne Seele war.

III.

Kritische Miszellen
über
Gemälde und Maler.

Fortsezung des sechsten Briefes.

Uiber Kunstrichter.

Abbé Dubos (Réflections T. II. p. 384) behauptet sehr richtig, die Kunst den Meister eines Gemäldes zu errathen und desselben Hand zu kennen, sey eine der ungewissesten Künste. Seiner Behauptung fügte er die bekannte Erzählung von Vasari bei; Julius Romanus, jener Schüler Raphaels, den er zu seinen Werken am liebsten gebrauchte, habe eine Kopie des Bildnisses vom Pabst Leo X von Andreas del Sarto nach Raphael verfertigt,

für das Original selbst gehalten, obgleich die Bekleidung dieses Bildes von seiner eignen Hand herkam.

D'Argensville will dem gelehrten Dubos diesen Ausspruch nicht gelten lassen; er wird sogar, was sonst sein Karakter gar nicht ist, heftig gegen denselben, indem er (in seinem Leben der berühmtesten Maler) sagt: »Dieser Schriftsteller sollte die Malerei ein wenig praktisch »getrieben und so mehr Kenntnisse von dieser Kunst inne »haben, ihm wäre dann bekannt, daß der Meister sich durch »einen Pinselstrich, durch einen Baumschlag verräth; und »daß der Kopist allemal etwas aus dem Seinigen anfügt, »das ihn kenntbar macht. Mit den Zeichnungen hat es »dieselbe Bewandniß: Die Hand ermüdet unter dem Nach»fahren, sie erträgt nicht den Zwang bis zur Vollendung; »so schleichen sich Züge ein, die ihr eigenthumlich sind, den »Nachahmer verrathen, den Betrug aufdeken.»

D'Argensville hat recht; der geistlose, ungeübte Kopist wird mit solchen Zwangarbeiten nicht fertig, weil sie ihm zu schwer werden; und der geistvolle, geübte Künstler zieht ohnehin Selbstversuch und Erfindung dieser mechanischen Arbeit vor; unternimmt er sie aber doch, so wagt er es die Geduld zu verlieren, da ihn seine lebendige Kraft hö-her drängt als zur blosen Nachahmung der Kunst, ihn, dessen Wirkungstrieb die reiche Natur geliebtere Gegenstände dar-bietet. Ja, wir wissen sogar aus der Kunstgeschichte, daß große Maler, wenn ihnen die Kopie oder gleichsam die zweite Auflage eines selbstgeschaffenen Werkes abgedrungen wurde, dasselbe nie ganz getreu kopierten, sondern nur das Wesentliche beibehielten, und entweder Verbesserungen oder Vermehrungen und mannigfaltige Abänderungen des Bei-wesens anbrachten. So geht es gewissen Dichtern, welche nie ihre eigenen Gedichte abzuschreiben sich uberwinden können.

Damit aber ist nur so viel gesagt, daß sich ein feuriges, schöpfrisches Genie nur ungern den Zwang einer Wiederhohlung der einmal vollendeten Arbeit auflegt. Thut es aber ein solcher Künstler dennoch; sey es aus Gehorsam einer höhern Ordre, oder aus Gefälligkeit, oder aus Gewinnsucht, so wird die Arbeit gewiß vortrefflich und wieder ganz Original. D'Argensville meint aber auch nicht die sogenannten originellen Wiederholungen oder Kopie-Originalien, wie z. B. die Vertreibung aus dem Paradiese von Dominichino, Johannes in der Wüste von Raphael, die Jo von Correggio, die Krucifixe des Michel Angelo, u. s. w.; sondern die Kopien guter Maler nach andern von ihnen verehrten Künstlern, oder ihren eignen Lehrmeistern. Wie vieles von der Hand des Julius Romanus, von Andre del Sarto und Franz Penni, denen es allen nicht an Geist, Feuer und Erfindungskraft fehlte, gilt für Raphaels Arbeit, was doch nur durchdachte, treue Kopie ist; und wie viele eigenthümlichen Produkte dieser Künstler werden ebenfalls dem Meister derselben zugeschrieben? Uiberhaupt ist das sehr begreiflich, daß das Interesse die Besizer solcher Malereien dahin bewegt, über jeden Zweifel zu ihrem Nuzen zu entscheiden; und auf diese Art immer den größten Meister zu wählen, der allenfalls hier seine Hand nicht sowohl verspüren, als auch nur entfernt ahnen läßt. — Hier also hat D'Argensville sehr unrecht, eine Behauptung anzugreifen, welche so mannigfache Erfahrung für sich hat, und sich täglich, stündlich durch Beispiele erhärtet. Es gab sogar von jeher ein sogenanntes Kopistentalent, welches mehrere berühmte Maler mit unerhörtem Glüke ausubten; und es gab eine Zeit, wo man einen Ruhm darin suchte, durch täuschende Nachahmung selbst die besten Kenner zu berüken; ja sogar die Schöpfer des Originals durch vollkommen gelungene, untergeschobene

Wechselbälge zu täuschen, welches man für schwerer und zugleich verdienstvoller hielt, als Erfindung und eigne Erzeugung. Die Resultate, welche hieraus entsprangen, rechtfertigten vollkommen ihre Tendenz; und so existiren nun nicht selten zwei, drei, wohl gar vier Exemplare scheinbar eines Werkes, und die Gemäldesäle zanken sich darum, das Stammwerk zu besitzen, von welchem die andern ausgiengen. Begreiflich ist es übrigens, daß D'Argensville eine Behauptung aufrecht hält, welche ihm den Werth einer kostspielig erworbenen Sammlung von vorgeblichen Original-Handzeichnungen aller großen Maler garantiren soll; und daß er die Antagonisten dieser Meinung, welche vielleicht den Zankapfel der Zweifelsucht über seine Zeichnungsmappen werfen, mit gesammelten Kräften angreift. Sicher hat er vom Schiksale aller leidenschaftlichen Sammler keine Ausnahme gemacht, und troz seinen gerühmten Kenntnissen, manches in seine Sammlung aufgenommen, was ihm Scherz oder Betrug fabrizirte, oder, wenn ihn Selbsttäuschung leitete, was wenigstens neben seinen Meinungen vorbeischifft.

»Ein Pinselstrich verräth den Meister.« Das ist natürlich so eine Redensart, wie wenn man einen auf die Suppe einlädt, und ihm dann einen Prälatenimbs vorstellt. »Oder ein Baumschlag.« Welch ein Sprung! Ein Baumschlag ist wahrlich so keine Kleinigkeit mehr, erfodert viele tausend Pinselstriche, und ein volles Studium mislicher Farben-Aufträge. Baumschläge sind das schwerste aber auch die Seele der Landschaften, und wirklich vielleicht die schwerste Aufgabe für ein Kopiegenie; denn wie unterschieden sind die Baumschläge der besten Meister? Nikolas Poussin und Rubens! Nichts gleicht sich hier, weder Gestalt noch Farbe. Klaud Lorrain und Winkboom, wie unähnlich! Schüz und Mannskirsch! Schneider und Brand! welche Verschiedenheiten!

Und doch ist keiner dieser Landschafter, den nicht schon Kopien getäuscht hätten, und der nicht selbst mit gelungenen Kopien berükte. Das Studium der Maler ist ja Malerei; mancher kopirt izt glüklich nach Mengs, wie Mengs nach Raphael kopirte; Geßner in seiner Abhandlung über die Landschaftsmalerei sagt, daß es das unterrichtendste sey, von jedem grossen Meister das beste zu kopiren. Dieses fühlt mit Geßner die ganze denkende kunstübende Welt, und so entstehen Kopierstudien und Kopien, unter denen manche so sehr gelingen, daß der Originalgeist erreicht und Täuschung und Betrug verbreitet wird.

Sulzer ist beinahe derselben Meinung, die den Herrn Dubos rechtfertigt; aber nach ihm ist es gar kein Unglük eine Kopie zu besizen, die durchaus dem Originale gleich kömmt. »Wahre Kenner, sagt er, beurtheilen ein Gemälde aus dem, was sie darin sehen, aus dem was es an sich hat, und nicht nach dem Namen dessen, der es gemacht hat. Was von der Kenntniß und dem Geschmak eines Menschen zu halten sey, der sich nicht eher getraut, etwas für schön oder schlecht auszugeben, bis er weiß, ob es Original oder Kopei ist, darf nicht erst durch eine Untersuchung gelehrt werden, er gehört unter die Verehrer der Reliquien.» (Art. Kopei.) — In Art. Original sagt er: »Die Gewinnsucht hat eine Menge Kopeien unter Originale gestellt. Es ist also für Kenner und Liebhaber eine wichtige Frage, ob es allemal möglich ist, oder ob man es wenigstens durch fleißige Beobachtung und Erfahrung dahin bringen kann, mit Gewißheit zu entscheiden, ob ein Werk ein Original ist oder nicht? — Die Erfahrung hat diese Frage noch nicht entscheidend beantwortet, da man gewisse Zeugnisse hat, daß wirklich Kenner vom ersten Range sind betrogen worden. Es ist vielleicht keine beträchtliche Sammlung von Gemälden, oder geschnittenen Steinen, wo nicht Kopeien für Originale

gehalten werden. Man ist sogar über einige Werke der ersten Art ungewiß, welche von zwei Gallerien, deren Besizer sich schmeicheln, das Original zu haben, es wirklich besizt. — Die Regeln, die Originale zu kennen, lassen sich nicht wohl angeben. Denn was man von der Freiheit der Bearbeitung, die das Original zeigt, und vom Furchtsamen und Gesuchten in der Kopei sagt, ist weder sicher noch hinlänglich genug. —

»Aber ist denn so sehr viel daran gelegen, ein Original zu besizen? Und kann nicht eine Kopei, wenn sie so ist, daß auch ein gutes Auge dabei betrogen wird, eben die Dienste thun als das Original? Nachdem man eine Absicht bei Anschaffung des Gemäldes hat. Es kann Kopeien geben, die mehr werth sind als halbverdorbene Originale u. s. w.»

Da hat Hr. Sulzer sehr recht: aber verdorbene Originalien sind gar nichts mehr werth, und wenn im Handel irgend eine Waare durch Vorurtheil beschädigt wird, so verliehrt sie in ihrem Preise. Kunstwerth und Geldwerth sind beide Positivitäten: der Malereihändler macht leztern zur Bedingung des erstern, und der Künstler macht den erstern zur Bedingung des leztern. Die Erfahrung lehrt, daß Kopien von den größten Meistern an große Kunstkenner um schweres Geld als Originalien verkauft wurden; die Erfahrung lehrt aber auch, daß es nicht gleiche Arbeit ist, alle Meister täuschend zu kopieren. Alle Originalmeister der niederländischen Schule, deren Manier vom äußersten Fleiße zeugt, ein Van der Werf, Netscher, Mieris, Mezu oder Daw wurden nie glüklich kopirt. Ihre leisen verblasenen Tinten, ihre äußerst reinliche und mühevolle Ausarbeitung, das geschliffene und verglaßte Ganze ihres Farbenzaubers, der auch nicht die Spur eines Pinsels zeigt — sie schrekten die geschikte Hand weg von der Marterarbeit der Nachbildung, und die ungeschikte Hand verfehlte den

Zwek obenweg. Die Maler der freien, kräftigen Pinselführung, des markigen Auftrags, der starkgezeichneten Umrisse sind leichter in der Kopie zu erreichen, und sie wurden auch häufiger und glüklich kopirt. Hieher gehören Vouet, Poussin, Mignard, Bourdon, Lebrun, La Fosse, Valentin, de la Hire, Rubens, Jordans, Rembrandt, Castiglione, Pietro Testa, Paul Veronese, Michel Angelo, Caravagio, Julius Romanus, Leonhard da Vinzi, Bassano, Parmesan, Salvator Rosa, Guercino, Spagnoletto und viele andre. Diese Meister beschäftigten nicht nur die imitatores servum pecus, sondern auch die bessern Kopiegenies, welche sich durch solche falsche Wechsel bereicherten, und dabei nicht selten das Vorurtheil straften, welches ein zu großes Uibergewicht von Vorliebe auf einen und den andern, auf Kosten des einen und des andern legt. Uiberhaupt ist das große, allgemein herrschende Vorurtheil für alte Gemälde und gegen die Erzeugungen neuerer Künstler so groß; man hält so stark auf die Namen, welche in den Künstlerlexikons und Künstlerbiographien mit Ruhm genannt vorkommen, daß es den neuen Künstlern unendlich schwer hält, dieses Vorurtheil zu überwinden, und sich einige Bedeutung zu ertrozen. Fast blind war man seit fünfzig Jahren für die Gegenwart, und die redlichsten Bemühungen wahrer Künstler unsrer Zeit blieben schier völlig ohne Anerkennung. Um sich Gerechtigkeit zu verschaffen, mußte der Künstler entweder bramarbasiren, oder sich irgend einem großen Patronen anhängen und für die Angedeihung wohl affektionirter Protektion, in dessen Gallerie schwarze Wäsche waschen; oder er mußte vom Spiel des Zufalls besonders günstig aufgegriffen, und weit über die Angst des Hungertodes hinausgehoben seyn. Gelang auf diesem Wege nichts, so blieb ihm noch übrig, der individuellen Eitelkeit des Hau-

fens durch Bildnißschmieren zu fröhnen, und über dieser Operation sein Kunstinstinkt für karg zugemessenen Lohn, in den Windeln zu erstiken; oder — wozu ihn nicht nur Nothdurft, sondern auch der Kizel der Selbstgenugthuung und des hier sehr verzeihlichen Rachgefühls verleitete — durch Kopieenbetrug sich eine behäglichere Existenz zu verschaffen. Von diesen Nothwendigkeiten getrieben, von dieser Tendenz ausgehend, sind nun viele Maler, welche Talente und Originalität besaßen, zu Kopisten heruntergesunken, und indeß ihre Namen untergiengen, oder kaum gleichgültig genannt werden, verehren sie selbst Kenner unter einer fremden Firma. Diese Maler kopierten sehr oft nicht allein, sondern sie wußten auch Erfindungen im Geiste und in der Behandlung bekannter und gesuchter Meister geltend zu machen. Wieviel durch dieses Unheil verlohren geht, ist nicht zu berechnen: denn nicht nur daß hiedurch die Kunstgeschichte ungerecht und lükenhaft wird, sondern die Anzahl alter Gemälde wird auf Kosten der Gegenwart vermehrt, und dieser Altbilderwuth so blind gehuldigt, daß wir zulezt vor lauter Konservationsmitteln und Restaurationspflastern die heiligen Leichname wenig mehr erkennen, aber doch immer noch — o Macht des Vorurtheils! — in der mißlich zusammengehaltenen Mumie jene Kleopatra sehen, für die sich Antonius so willig opferte. Kaum sind wir in heutiger Tagsordnung hierin etwas gebessert, wenn wir ein halbduzend Lieblinge des Glüks ausnehmen, die, als die Benjaminchen der öffentlichen Stimme, so manchem andren Lieblinge der Grazien und Musen den Weg verstellen.

Selbst Maler vom Rang, wie dir sehr wohl bekannt ist, beschäftigten sich bisweilen mit Kopieen, und nicht sowohl zu ihrem Selbststudium; sondern in ihrer kräftigsten Selbstständigkeit, sich und andern ein Genüge zu leisten oder eine Freude zu machen. Lukas Giordano, der geist-

volle und fauſtfertige Roscius der Maler, beſaß dieſe Kopierkunſt in höchſter Gewandheit. König Karl II. von Spanien erbrobte dieſes durch einen Jakob Baſſano von ſeiner Hand. Dieſer Künſtler kopierte ſehr viel und hatte alle Manieren aller großer Meiſter ſo in Gedächtniß und Uibung, daß ihm damals in der Blütenzeit der Künſte und der Kenner jeder Betrug zu Dienſten ſtand; und ich bin überzeugt, daß mancher Peter von Kortona, Michael Angelo, Andreas del Sarto, Paul Veroneſe, Ribera und Leonard da Vinci, von dieſem Luca fa presto herrühren. Seyen es nun wirkliche Kopien, oder eigne Werke in Saft und Blut des Originalſtoffs vorgetragen, ſo darf man immer verſichert ſeyn, es ſind Schöpfungen des Geiſtes, die ihren Werth in ſich ſelbſt haben.

Aber wie befangen kommen mir die Herren Kunſtkenner vor, die hier Gold von Halbgold ſcheidekunſteln wollen! Wollte doch ſchon damals ſo ein Evidenzmännchen dem großen Künſtler über den Naken fallen, und mußte den Frevel mit Beſchämung und Geld bezahlen, indem er einen Titian, Baſſano und Tintoret theuer kaufte, die ihm Lukas, von ſeiner Hand verfertigt, durch die dritte Hand zutragen ließ. Nicht nur Kenner ließen ſich durch dieſen Proteus der Maler täuſchen, den Malern ſelbſt gieng es nicht beſſer wie Jakob Farelli und Franz Maria, welche dem Prinzen Sonnino anriethen ein vortreffliches Original von Tintoret zu kaufen, welches eben ſo ſehr Giordano war, als jener Albrecht Dürer, über dem der geärgerte Karthäuſerprior den Prozeß verlohr.

Von dem Italiäner wollen wir zu dem Niederländer gehen. Auch hier finden wir unter den erſten Meiſtern den David Teniers Sohn, dem man den unwürdigen Beinamen der Affe gab, weil er außer ſeiner Erfindungskraft und pikanten Eigenthümlichkeit auch noch ein ſeltnes Kopie-

genie, oder nach den Italiänern, Pästiccengenie war, der in allen Manieren aller Meister Arbeit lieferte, welche zu Verwechselungen noch Anlaß geben, und das Urtheil des Erzkenners berüken. Was hier zu verwundern ist, sind Nachahmungen oder Kopien von den entgegengesezten Manieren; die zärteste flammändische Verglasung gelang ihm eben so wie die künste Behandlung eines herzhaften, feurigen Pinsels; besonders liebte er Pasticcen nach Bassano, Paul Veronese und Rubens zu verfertigen. Von Boullongne war ebenfalls ein genialischer Pasticcifer, und ist noch die Klippe so manchen Kunstkenners. Correggio's und Caracci's, Guido's und Dominichino's traten aus seinen Anzugslogen aufs Welttheater, und nicht eine Ahnung fiel dabei auf den Direktor. Von Boullongne sezte seinen Triumph hinein, die berühmtesten Kenner, die ersten Maler seiner Zeit zu berüken, und bewies durch das volle Gelingen, daß es um das Kunsturtheil in technischer Rüksicht, ein schwankendes, ganz unsichres Ding ist. So wurden Mignard, Lebrun und selbst der oftgenannte Kunstkenner D'Argensville nach eignem Geständnisse von ihm berükt. Einen Mignard täuschen, der sich selbst auf diese Täuschungskunst so sehr verstand, heißt wahrlich viel; denn Mignard war es ja, der seinen Gegner, den eifersüchtigen Lebrun, durch eine Magdalene, im Geschmak Guido's, täuschte und beschämte, und wahrscheinlich manches lieferte, was die heutigen Kunstrichter verwirrt. In dem Museum Napoleon ist eine Grablegung, welche der Tradition und selbst dem neuern Kataloge nach von Andre del Sarto seyn soll, und nur zu wahrscheinlich von Otto Vänius herstammt. Uiber die doppelte Existenz zweier Gemälde von Le Sueur, Christus bei Martha und Maria, und die Marter des heiligen Laurentius, hat sich schon ein Meinungskrieg erhoben, und zuverlässig sind zwei davon gute Kopien.

So stand ich vor zwei Jahren zwischen zwei Gemäldekennern, von denen der eine dem andern vorwarf, sein vorgeblicher Lanfranko sey Mittelgut von Schidone, wogegen der andre behauptete, von seinen beiden Gemälden, die er für Rubens auszugeben stolz genug wäre, sey das eine eine Kopie von Jansens und das andre eine Dippenbeksche Schularbeit in des Meisters Geschmak. Hier in Mainz bei den Patern Baarfüßern war ein Hochaltarblatt von Johann Thomas, den todten Christus und die heilige Familie unter dem Kreuze vorstellend. Das Bild war von großer Wirkung geistreich gearbeitet, und wurde von reisenden Kennern bald für ein Meisterstük von Van Dyk, bald für ein Kraftprodukt aus der Schule der Caracci angegeben. — In verflossenem Jahre befand sich hier auf einer bekannten Gemälde-Auktion ein großes niederländisches Gemälde, die Befreiung Peters aus dem Gefängnisse, das von Kennern verschiedenen Meistern zugeschrieben wurde, bis sich nun, wie mir versichert wird, der aufgezeichnete Name Van Dyk gefunden hat, für dessen Aechtheit schwerlich eine Authentik aufzuweisen ist; oder Van Dyk hat hier von seinem Originalkarakter der Zeichnung sowohl als des Farbenauftrags eine Ausbeugung gemacht, welches, wenn man Van Dyk recht kennt, nicht leicht gedenkbar ist. Außer dem Kopfe des Apostels, welcher auch Van Dyk keine Unehre machen würde, ist an dem übrigen wenig. Der Engel hat eine Rembrand'sche Zeichnung, die Wächter sind plump, das Ganze hat weder Bewegung noch Ausdruk, weder Grazie noch Energie, welche doch Van Dyk hauptsächlich karakterisiren. Hier findet sich auch jene rare geistige Färbung nicht, welche dieser Meister mit Titian und Korreggio zum Fürsten des Kolorits macht. Ein Gemälde-Sammler dahier, du schäzest ihn, wie ich, hat vor kurzem einen Johann van Reyn für Van Dyk angekauft, und einen

Thomann für einen Elzheimer. Schon lange erkannte er die Tollheit, sich von aufgeschmierten Namen täuschen zu lassen, und gieng nun auf Geist und Pinsel, um sich auch hierin zu betrügen. Es geht unserm Freunde übrigens nicht besser wie dir. Wer gar zu klug will seyn, tappt öfters mittendrein — sagt das Sprichwort; und ich bin versichert, daß das Lachen nicht immer auf deiner Seite bleibt. Nimm dich vor dem Doktor in Acht, der dir einmal etwas Schlechteres als ein Knabenversuch vom Hondhorst für einen Caravagio aufhängte, und dir vor Valentin ohne zu lachen betheuerte, du habest da keinen alltäglichen Manfredi vor dir. Nimm dich nur vor ihm zusammen, er hat wieder einen Verrath vor, gewiß einen Geßi, den er dir für Guido, oder einen Cavedone, den er dir für Caracci geltend machen will! — Zum Glük ist seine Schelmerei ehrlich und er verkauft dir nur Werth gegen Werth. — Ich kannte einen jungen Maler in Paris, der Porträts von Van Dyk so glüklich nachmachte wie ehemals Lang-Jan, und eine Raphaelkopie, auf altes Tuch gemalt, für einen Pellegrino an Mann brachte. Noch erinnere ich mich deutlich, daß sich der Malereihändler H*** in den Haaren raufte, daß er unter der Firma Bramer einen reinen Rembrandt spottwohlfeil verschleuderte, er, der schon einmal schlau genug war, einen Lingelbach für Philipp Wouwerman, und eine gelungene Kopie nach Ricard erst für einen Terburg und dann als dieses Bild durch Zufall das zweitemal kommissionsweise in seine Hände kam — für einen Netscher zu verkaufen. Wenn Graf B** einen Original Miris, als vermeintliche Kopie nach Miris, glüklich vertauscht gegen einen vermeintlichen Original Miris, der am Ende blos Kopie nicht nach Miris, sondern nach Slingeland ist: Dann verwundern wir uns wenig, bis wir hören, daß der Graf von einem nicht unbedeutenden Künstler

berathen war, der sich selbst schon im Konterfeien flammändischer Zartmaler nicht unglüklich versuchte, alsdann erstaunen wir; noch mehr aber, wenn uns von guter Hand versichert wird, daß derselbe Kunstkenner einst einem reichen Sammler zum Ankaufe eines Kaspar Poussin rieth, auf dem man später den Namen Orizonte fand; und ein andermal einen Original Courtois für eine Kopie nach Klaudius Gille, wahrscheinlich von Dominique, erklärte. Ich selbst besize einen schönen Vinkenbooms, den ein Kunstkenner von besondrer Routine beim ersten Blike für Rottenhammer erklärte. Ich führte denselben zu D*** wo ich ihm Urtheil und Namen über verschiedene Gemälde abfragte, und mußte mir nun gefallen lassen, einen vermeintlichen Paul Veronese in Karletto Veronese, eine Kopie nach Mola in Original Mola, einen Original van Helmouth in eine Kopie nach David Teniers umgetauft zu hören.

Du hast mir vor einigen Monaten von einer Entdekung geschrieben, daß man ein Gemälde seit undenklicher Zeit für Original Paul Veronese gehalten habe, nun aber bewiesen sey, daß es nur Kopie nach diesem Meister von Simon Vouet ist, indem sich das unbezweifelte Original noch in Venedig vorfindet. Diese Erinnerung wekt eine andere auf. Ich erinnere mich nemlich, einen heiligen Joseph mit dem Kinde gesehen zu haben, den ich für einen kraftigen Valentin hielt, der aber ebenfalls ein Simon Vouet, und dem gewöhnlichen etwas matten Kolorit dieses Meisters, selbst seinen gewöhnlichen Umrissen nicht ähnlich war.

Simon Vouet, dieser Chiron der Kunst, hat vieles gearbeitet, was für die Arbeit irgend eines seiner vielen Schüler genommen wird; woran zum Theile das Matte und Manierte selbst schuld ist, welches durch ihn der Normalgeschmak seiner Zeit wurde. Mein Freund D*** besizt

eine M a r i a von ihm, die das Kind wikelt. Dieses Bild ist von süßer Anmuth ganz voll, und der Mangel an kräftigem Ausdruke kömmt hier dem Gegenstande, der lauter holde Mutterliebe und Kindeswonne ist, selbst zu Hilfe. Ich erkaufte es für meinen Freund unter der Firma eines D o r i g n y Vater; und zugleich mit diesem Gemälde ein Bild, das bald ein S a l v a t o r R o s a, bald ein T o r r e g i a n i seyn soll.

Dieses Lied, Lieber, dauert ein wenig lang; aber es ist auch wirklich ein endeloses Wesen von Schwierigkeiten, Täuschung und Betrug, wenn wir über Originalien in Kunstsachen absprechen wollen. Beispiele, welche beweisen, wie mißlich und gewagt es sey, hierin mit Evidenz zu urtheilen, kannst du dir täglich sammeln, wenn du an diesen nicht genug hast, welche ich d i r hier vortrage; oder an jenen, welche dich manche kleine Beschämung, manchen gerechten Zorn, und manchen schönen Thaler Lehrgeld gekostet haben.

Daß ich mich in meinen Kunst-Urtheilen selbst schon sehr oft betrogen habe, und daß ich mir gar nicht einbilde, untrüglich zu seyn, ist ein Bekenntniß und eine Versicherung aus offnem Herzen gethan. Ich will aber auch lieber betrogen seyn als betriegen, wenn ich hier wählen muß; und wahrhaftig ich begreife den Uibermuth gewisser Menschen nicht, welche mit ihrer Weisheit alles drüken und beschämen, und ihre Allwisserei in eine unerträgliche Diktatur umschaffen. Mit diesen will ich nichts gemein haben und lieber im Dunkeln tappen, ehe ich vom höhnisch-stolzen Anerbieten ihrer blank gescheuerten Blendlaterne Gebrauch mache. An dich, mein Lieber, an d i c h und an die wenigen bescheidenen Freunde will ich mich anschließen, welche die Kunst lieben ohne Geschrei, und ihr Urtheil sagen ohne Prunk und Dünkel, und mit C i c e r o ausrufen:

Errare mehercule malo cum Platone, cum istis vera sentire.

Wenn die Herrn nur wüßten, wie übel die Löcher lassen in dem Respektstalar ihrer Unfehlbarkeit; sie würden wahrlich ein wenig zu sich selbst kommen, und vielleicht werden wie unsereiner, der sich des Menschlichen nie schämt, und dem bisweilen auch Fehler nicht unwillkommen sind. Fehler bewirken Rügen, Rügen geben Lehren, aus Lehren quillt Wahrheit, aus Wahrheit geht Licht. Licht, Licht, mein lieber J*! — Licht ist ja der Durst, den unsre Seele theilt!

Siebenter Brief.

Uiber Kunstrichter.

(Fortsezung.)

15. Februar 1810.

Einen vollen Monat, mein Lieber, hast du keinen Brief erhalten, und doch ist über den Artikel Kunstrichter noch sehr viel nachzuholen. Nur flüchtig wurde oben berührt: das Amt des Kunstrichters sey in Beurtheilung der Gemälde auch schon deshalb ein gewagtes, mißliches Amt, weil dieselben Meister in verschiedenen Lebensepochen ihre Manieren wechselten. Darüber ein mehreres in meinem nächsten Briefe, zuvor aber izt einiges über Manier überhaupt. Dieses Wort Manier, wie alle Aesthetiker längst bemerkt haben, ist von zweierlei Bedeutung. Die erstere drüken wir gewöhnlich aus, wenn wir sagen: dieser oder jener Künstler hat diese oder jene Manier. Die zweite bezeichnen wir mit der Redeformel: die Manier dieses Meisters oder dieser Schule. Im ersten Sinne

wollen wir immer unsern Tadel gegen **Manier** im allgemeinen zu verstehen geben; im **andern** wollen wir die eigenthümliche Behandlungsweise des ausübenden und komponirenden Künstlers andeuten, in wie weit er sich durch Styl und Pinsel, durch das ideale und intellectuelle seines Talentes, wie durch seinen mechanischen Vortrag individualisirt, und von andern Kunstbrüdern unterscheidet.

Im ersten Sinne tadeln wir, wie billig, alle **Manier** als eine fehlerhafte Abweichung von der Natur im allgemeinen, welche keine Manier kennt, und sich überall in allen ihren Reichen und in allen Zeiträumen, in ihren friedlichen und revolutionären Schaffungen klar und gleich ausspricht, und keine andre Verschiedenheiten kennt, als die ihres eignen Reichthumes, ihrer innern Mannigfaltigkeit. Die Verschiedenheit in Auswahl der Gegenstände aus der Natur kann aber nie das am Künstler bewirken, was wir Manier nennen; sondern eine gewählte Untreue, eine von der Natur abweichende, ihr selbst wiederstreitende Nachahmungsmethode, aus falschen Motiven absichtlich gewählt, und oft auf das eigensinnigste gegen schlichtes Gefühl und gesundes Urtheil vertheidigt und festgehalten. Diese Manier, welche nur zu oft in wahre Manier ausartet, bleibt immer etwas tadelnswürdiges; eine Sünde gegen den guten Geschmak, und ist oft nur die Puppe des Künstlers, welche er eine Zeitlang nach der einen und dann nach der andern Kaprise ankleidet. Selbst das Wechseln der Manieren ist ein Beweis des schwankenden launigen Sinnes, der oberflächlichen Betrachtung der Natur, und einer mangelhaften Vergleichung so wie der daraus entspringenden ungetreuen Nachahmung. Die Natur hat durchaus eine gleiche Phisiognomie, aber der manierende Künstler giebt uns immer Grimasse, affektirtes Schaugesicht in Ernst und Spaß. Daß **Mengs** dieses eine Art Erdichtung nennt, daran hat

er unter gewissen Ansichten recht; aber der gebildete Mensch, welcher sich gewöhnt hat, die Natur zu beobachten wie sie ist, wird von einem manierten Gemälde weder angenehm gerührt noch getäuscht werden; ja er wird zurükgestoßen oder wenigstens befremdet; und sobald er dieses widerstrebende Gefühl untersucht, findet er sehr leicht seine Quelle in der fehlerhaften Nachahmung, sie bestehe in dem Umrisse oder in der Färbung, oder in jedem andern Kunsttheile. Es giebt gewisse Manieren der Färbung, welche ein menschliches Kinderauge eben so ergözen wie die Regenbogenbilder, die uns ein vorgehaltenes Prisma von Kristall zeigt, oder wie Nebelstreifen vom Sonnenstrahle verklärt und verdünnt. Aber diese Magie blendet und entzüket nicht lange, verschwindet sobald das prüfende Urtheil eintritt; und da in Kunstsachen der Glaube kein Stimmrecht hat, so wird eine augenblikliche Blendung nie Täuschung hervorbringen, oder wenigstens dieselbe in ihrer Entstehung zerrinnen lassen, wie eine farbenspielende Seifenblase. Die Liebe zum Wunderbaren, welche den Menschenkindern sehr tief eingenaturt ist, bewog die Dichter, ihre Maschinengötter auf die Bühne zu bringen; und ihre Olympier oder Oberons thun in soweit ihre Schuldigkeit. Hier aber, in Werken der zeichnenden, darstellenden Kunst — selbst die dramatische Darstellung, von höchstem Maschinenaufwand und der vollen Gewalt der Tonkunst unterstüzt — nicht ausgenommen, ist diese Wirkung beschränkt; und die Malerei überschreitet die Grenzen ihres Gebietes, wenn sie Göttliches, Wunderbares und Zauberisches sich darzustellen erkünt. Darum geben alle Mirakelgeschichten, Heiligenerscheinungen, Metamorphosen u. s. w. nie volle Wirkung, und beleidigen nicht selten das Auge. Die Einbildung des Menschen reicht an das Uibersinnliche; der Mensch ist der Begeisterung durch Gegenstände des Glaubens fähig; aber die Malerei, welche nur Momente

ſtirt, und keinen andern Stoff als irrdiſchen zum Dienſte ihrer Ausübung hat; ſie ſollte keine Gegenſtände wählen, welche über der Natur ſtehen, oder gegen dieſelbe anſtreben.

Dieſe myſtiſchen Manieren können, wie geſagt, auf kurze Zeit ein kindliches Aug entzüken, eine Kinderſeele mit Traum und Ahnung füllen, und den Dienſt einer magiſchen Laterne thun; aber eine dauerhafte Täuſchung bringen ſie nie hervor, und der reife Kunſtrichter erblikt in ihnen immer nur Spielwerk, oder Verwegenheit, und das ſchwache Flikwerk wächſerner Ikarusflügel.

Die Manier eines Malers, welche außer Färbung und Beleuchtung ſich auch auf die Zeichnung erſtrekt, kann nur als eine gewiſſe Eigenthümlichkeit in den Attituden, in beſondern Körperhaltungen, Bekleidungen, in den Körperverhältniſſen, dem innern und äußern nach, betrachtet werden. Sehr viele Geſchichtsmaler geben ihren Menſchen im allgemeinen ganz eigene Stellungen. Raphael behauptet edle Einfalt, Correggio Grazie, Dominichino Naturausdruk, und Innigkeit, Rubens Kraft und Würde, Alban Anmuth und Naivität, Michel Angelo Fülle und Anſtrengung, David Theaterkunſt u. ſ. w. Mehr und weniger richtig zeichneten alle dieſe Maler; aber die Stellungen und Gruppirungen ihrer Körper und Körpermaſſen haben eine eigenthümliche Verſchiedenheit, welche wir ihren eigenen Sytl oder ihre Manier nennen dürfen. Auch die Bekleidungen ſind bei vielen Malern auf verſchiedene Art gegeben, hier ängſtlich klein, dort breit; hier verſtändig anliegend, dort den Körper dekend; hier unſichres Gefältel, dort kühner Wurf; hier berniniſche Papierfalten, dort antikes Steingewand; hier Wulſt, dort Scheinnaktheit. Die eigenthümliche Art nun die Bekleidung zu bilden und zu ordnen, iſt eines jeden Malers Manier. Körperverhältniſſe wollen

hier nicht Verzeichnungen sagen, nicht Verstoß gegen anatomische Wahrheit, welcher in keine Manier gehört und nie Manier bilden kann; sondern die Auswahl der Menschengestalten, welche ein Wohlverhältniß ihrer einzelnen Theile haben können, ohne billigem Tadel zu entgehen. Also zeichnete sehr oft Rubens, und fast durchaus Poussin sehr stumpfe Gestalten, indeß es Paul van Verona nicht selten mit zu schlanken übertrieb.

Fleiß und Nachlässigkeit bilden ebenfalls sehr tadelnswerthe Manieren, wovon diese nicht selten Misbrauch, und jene Mangel an Genie zeigt. Der übertriebene Fleiß eines Van der Werf, der sich die leiseste Sichtbarkeit der Pinselführung in seinen verschmolzenen Arbeiten nicht verziehen hätte, die Geduldprodukte eines Slingeland, welche nur zu oft der Abdruk der leidenden, liebelosen Seele sind, der Sklavensinn Denners, welcher schwizte, um Menschenbärte unter das Mikroskop zu liefern: sie zeugen zur Genüge, wie viel die Freiheit des Geistes und ein poetisch-feuriges Gemüth unter diesem Uiberfleiße leiden. Nur kleinliche Wirkung bringt ihre kleinliche Sorgfalt hervor, und auch nur kleinliche Seelen, Fremdlinge im Gebiete des wahren Geschmaks, finden hier ihr Seelenlabsal; Seelen, welche sich vergnüglich die Zeit vertreiben, wenn sie die Maschen eines gemalten Strumpfes zählen, und sich süß erquiken, wenn sie das Schwarze unter den Nägeln entdeken. Das Lob solcher Kleinseelen ist Tadel, und Gellerts Maler strich sehr gerechten Eifers seinen Kriegsgott aus, als der extasische Ruhmredner seine Werkstätte verlassen hatte. Es giebt inzwischen und gab von jeher ähnliche Geschöpfe, welche nur Rühmliches im Gepräge des Fleißes und der Geduld finden; welche für das Fehlerhafte, Unverhältnißmäßige des Ganzen keinen Sinn haben; oder das große, edle Ganze übersehen, weil sie ein gut detaillirtes Nebending ausschließlich

beschäftigt; oder welche gar ein großes, edles Genieprodukt tadelnswerth finden, weil sein Beiwesen kleine, absichtliche, vom räsonnirenden Geschmake und dem reinen Kunstgefühle gebotene Vernachlässigungen bliken läßt. Ich hörte selbst schon die Medizeische Venus tadeln, weil die Schuppen ihres Delphins nicht ausgedrükt sind. Das zu scharfe Hervortreten des Nebenwerks, welches alle Einheit zertrümmert, findet leider! immer noch seine Vertheidiger, und immer noch darf ein heutiger Horaz klagen:

Infelix operis summa, quia ponere totum nesciet.

Der Spötter Lucian fänd' auch noch bei uns solche Kenner, welche die ehrfurchtsvolle Größe, die volle Vortrefflichkeit des olympischen Jupiters fühllos übersähen und dagegen über die Bilder und Politur seines Fußschemmels in Entzükung geriethen; ja, welche fähig wären, sich darüber wie ein Bücherschreiber auszubreiten

et haec admodum et cum multa diligentia et cura exponat. — — Luc.

Die übertriebene Nachlässigkeit bildet die entgegengesezte fehlerhafte Manier. Wem fällt hier nicht ein Lafage oder ein Molyn ein? Eine zu flüchtige Pinselführung vernachlässigt nicht selten die Hauptsache, und stört durch monotone Tünchen, oder durch grobe Versündigung gegen die Luftperspektive und die Verpflichtungen der malerischen Chromatik die Totalwirkung. Das feurige Genie des Künstlers, das mit rascher Verliebtheit einen Gegenstand wählt, umarmt, und gleichsam verschlingt — diesem freilich dürfen wir rhapsodische Arbeit, Dithyrambenflug zu gute halten, für Hyaten der Zergliederung entschädigt überraschend das genialische Ganze. Aber hier werden wir, der leichten eilenden Ausführung ungeachtet, nicht auf das stoßen, was den Verstand beleidigt und den Geschmak empört; weder Unterlassung nöthiger Meisterdruker, noch die grelle, beleidigende Tünche

ungebrochener Farben; wir werden immer das finden, was der Künstler von Talent zu geben strebte, und was nur durch markige Farben, durch einen verständig gehandhabten und gut lokalisirten Farbenteich bezwekt werden kann. Die Ausführung mag sonst auch die unfleisigste, die wenigst zergliederte seyn, so leuchten doch Verstand und Geist hervor, denn jeder Pinselstrich gilt, jeder Druker steht an seinem Plaz; alles hat seine Bedeutung und trägt zur Wirkung des Ganzen das Mögliche bei. Große Kunstgeister dürfen unfleisig arbeiten, dürfen selbst vernachlässigen, sie werden immer durch ihre Produkte erwünschte Wirkung hervorbringen. Wenn sich aber Halbkünstler von beschränkten Geistesgaben vernehmen, sich genialisch zu zeigen, und Vernachlässigungen nachzuahmen, sich gar mit dem Stempel einer flüchtigen Behandlung rühmlich zu bezeichnen; dann entstehen Erbärmlichkeiten, die kein gesundes Menschenaug ertragen kann. Exempla sunt odiosa, sonst würde ich mich versucht fühlen, hier einige moderne Künstler paradiren zu lassen.

Die eigentliche Auswahl eines individuellen Zweiges der Malerei darf nicht als eine eigne Manier betrachtet werden, auch selbst gewisse Eigenheiten und ich möchte sagen, Caprisen in der Wahl und Anordnung nicht; nicht einmal jene Abzeichen, welche bisweilen Künstlern statt der Namensschrift gedient haben; wie zum Beispiele die geflügelte Schlange dem Lucas Kranach, die Finke dem Finkenbaum (Vinkenbooms), die Azel dem Azel u. s. w. Nur die Pinselführung und der individuelle Charakter des Vortrags, die eigentliche paraphirende Handschrift des Künstlers, können und dürfen ihm als Manier angerechnet werden, und über die ihm anklebende Manier entscheiden. Dieses ist um so deutlicher, als fast alle Maler in verschiedenen Epochen ihres Lebens sich in mehreren Zweichen der Malerei glüklich versucht haben; insoweit viele Maler, welche gewöhnt waren,

eigensinnige Gegenstände zum Vorwurfe ihrer Beschäftigung zu machen, bisweilen von ihrer eigensinnigen Auswahl Ausnahme machten, und in so weit mancher Maler sein gewöhntes Zeichen unterließ, ja gar hie und da das Gemälde eines Künstlers uns vor Augen tritt, welches das gewöhnliche Abzeichen eines andern trägt.

Da ich mich doch einmal in diese Materie bis zur Digression eingelassen habe, so will ich über das Verhaßte der Manier noch das Wahre und Treffende hierher sezen, was Reynolds Levesque und Mengs darüber sagen.

Da die Manier eines Meisters, sagt Reynold, eine Eigenthümlichkeit ist, welche ihn von andern unterscheidet, so daß sie einen der bemerkbarsten Theile seiner Arbeiten ausmacht, jenen nemlich, der den Blik sogleich auffaßt: so kann sich der junge Künstler sehr leicht betriegen, wenn er den individuellen Karakter eines Künstlers nachahmt, indem er das nachzuahmen glaubt, was den Ruhm dieses Künstlers bildet; wenn er also nachahmt, was nur Eigenthümlichkeit eines andern bleiben sollte. Diese Nachahmung ist um so weniger an ihrer Stelle, als man sagen kann: die schönste Manier sey immer ein Fehler, da der Zwek der Kunst seyn soll, die Natur auf das vollkommenste nachgeahmt darzustellen; und da es immer die Natur ist, welche wir in Kunstschöpfungen wieder finden wollen, nicht aber die eigentliche Handgriffe, die mechanische Behandlungsweise, die technische Eigenthümlichkeit dieses oder jenes Künstlers. Dieser Fehler wird inzwischen den Naturdarstellungen mehr oder weniger anhaften, denn Menschenmachwerk wird in alle Ewigkeit etwas persönlich eigenthümliches vom Vater aus mit zur Welt bringen. Der Künstler aber, welcher die Manier eines andern, als solche, nachzuahmen sucht, wird natürlicherweise immer etwas von der ihm selbst eigenthümlichen Manier beifügen, und sein Werk, welches

eine möglichst genaue Nachahmung der Natur seyn sollte, wird nun zwiefach manierț. — Die Manier eines großen Künstlers, obgleich als Abweichung von Natur immer etwas Fehlerhaftes, kann demungeachtet ihre Schönheit haben. Sie kann groß, fein, kühn, markig, ausgeführt u. s. w. kurz so seyn, daß ihre Bewunderer das Fehlerhafte ganz übersehen, und sich sie nachzuahmen bestreben, anstatt jene wahre Schönheiten, allein würdig als Modele zu dienen. Diese Bewundrer einer gefälligen oder großen Manier vergessen, daß das Gefällige und Große der Manier eines Originalgenies in der Nachahmung selbst zertrümmert wird, indem sie, das bedingte Eigenthum eines andern, durch die Verpflanzung selbst ausarten muß, gleich Pflanzen ihrem mütterlichen Boden entrissen, und in ein widerstrebendes Klima verpflanzt. Der Nachahmer eines Modells soll das Wesentliche des Urbildes, nicht aber die Manier desselben nachahmen, welche der Organisation ihres Schöpfers wie einverleibt ist, und durch den sklavischen Zwang des Übertrags alle Wirkung verfehlt. Ja der Nachahmer oder Kopist sollte, um Erträgliches zu erschaffen, beim kopieren seiner eigenthümlichen Manier getreu bleiben. Die Manier große Meister ist hochgeachtet, nicht ihrer selbst wegen, sondern der vielen Schönheiten wegen, welche sie begleiten. — Nur die Hartnäckigkeit immer nur nach einem Meister zu studieren, kann den Künstler in einer abgeliehenen Manier hinreißen. Er wird sicher dessen Manier, aber auch nichts als die Manier erhalten, und immer bleibt er tief unter seinem gewählten Meister, da er nur dessen Manier, dieser aber die Natur und mehrere Meister studierte. Ein großer Meister kann würdig seyn, daß man nach ihm studiert, aber so sehr erhebt sich keiner über alle andern, daß er verdiene allein studiert zu werden. — Raphael studierte den Perugino, seinen Lehrmeister, und

beschränkte sich in seiner frühern Lebensepoche so streng auf dessen Manier, daß man Schüler und Meister in den Resultaten nicht mehr zu unterscheiden wußte. Später aber warf Raphael seine Blike weiter umher, ahmte die großen Umrisse von Michel Angelo, die Farbengebung von Leonard da Vinci und Fra Bartholomeo; studierte die Antike, welche er in seine Umgebung zu ziehen vermochte, und schikte feste Zeichner nach Griechenland, ihm wenigstens brauchbare Umrisse von dem zu bringen, was er selbst nicht studieren konnte. Indem er nun so viele gute Modele nachahmte, und vereinigt in sich aufnahm, wurde er selbst für seine Nachfolger ein großes Muster; er eignete sich nicht die einzelne Manier eines Einzelnen zu, und blieb bei steter Nachahmung selbst Original.

Man könnte aus dem, was Reynolds sagt, verführt werden zu glauben, daß es fast unmöglich sey, eine streng getreue Kopie zu machen, wenn er nicht selbst das Beispiel von Raphael angeführt hätte, daß er täuschende Perugines verfertigte. Dem Genie ist es allerdings aufbewahrt, in Geist und Mark eines Vorbildes nachahmend einzudringen, ohne Beimischung eigenen Individualstoffes. Daß viele Maler ihre eigne Manier in Kopien nach andern Meister immer und ewig zum Vorscheine bringen, lehrt Erfahrung; aber alsdann liefern sie in schlechten Kopien den Beweis, daß sie keine gute Kopisten sind, unfähig bis zur Palette des Originalkünstlers vorzudringen; oder daß sie, unfähig selbst zu zeugen, vom Dünkel gequält sind, andrer Leute Kinder ihrer eigenen Fraze ähnlich gemacht zu haben.

Alle Manier, sagt Levesque, welche einzig auf Schlendrian, Affektation, oder auf Vernachlässigung und Verschmähung des Studiums der Natur gegründet ist, wird immer verdammungswerth, selbst noch dann, wann sie durch irgend etwas angenehmes und auffallendes sich Bewunderer

ertrozt. Manier im allgemeinen aber, in so weit sie allein den Karakter des Künstlers ankündigt, ohne sich von Wahrheit zu entfernen, ist etwas der Kunst naturbedingt Anhängendes; denn jeder Künstler hat nothwendig seine eigne Vortragsmethode, wie jedes Individuum seine nur ihm eigenthümliche Handschrift. Was aber an jedem Künstler seine Manier heißen muß, ist grade das was man von ihm nicht nachahmen sollte; denn dieses wäre grade so, als wollten wir Stellung, Geberde, Gang und selbst jede Körpereigenschaft eines andern nachahmen, die nur außer ihm auf Niemand passen können.

Freilich ist dieses so; und der Kopist, der durch kopieren mehr als sein Selbststudium bezweken, der die Summe höchster, täuschender Aehnlichkeit mit dem Originale erstreben will, hat allerdings ein Garrik'sches oder Iffland'sches Studium vorzunehmen, wenn er das Höchste der Nachahmungskunst erreichen will. Die Vergleichung, welcher Herr Levesque aus dem Gebiete dramatischer Kunst aufstellt, ohne ihr eben diese Eigenschaft leihen zu wollen, ist wirklich eine Waffe gegen ihn. Wenn Iffland einen historisch bekannten, in seinem Jahrhunderte lebenden Karakter geben will, so muß er, der jede seiner Kunstaufgaben aufs genaueste zu erschöpfen bemüht ist, und seinen Nachahmungen dadurch so viele Wahrheit, so viele Täuschung zu geben versteht; so muß er, sage ich, seinen Mann mit den kleinsten Eigenthümlichkeiten in Gang, Haltung, Geste, Mimik, Sprachbetonung bis auf die anklebenden fehlerhaften Partikularitäten auffassen, und wie aus Spiegel rükscheinend wiedergeben, oder — Iffland hörte auf, seinem Kunstruhme zu entsprechen, oder — Iffland zu seyn. Auch er mit jedem großen Künstler giebt den Beweis, daß die Kopie selbst die Fehler des Originals enthalten müsse, um durchaus treu zu seyn, um auch als Kopie einen bedeutenden Werth

zu behaupten; und daß es keineswegs der genialischen Sorgfalt unmöglich sey, Kopien von täuschender Treue zu liefern. Ob es gut sey, und an und vor sich löblich, daß ein Originalgenie sich zu Nachahmungen sklavischer Treue herabwürdigt, dieses ist wieder eine andre Frage, welche ich obenweg mit **Nein!** beantworte; wenn von talentvollen Künstlern die Rede ist, welche sich über die erste technische Unbeholfenheit ihres Studiums hinaus gehoben haben.

Sulzer dehnt die Bedeutung **Manier** auch auf Wahl der Materie und der Zusammensezung, so wie auf die Zeichnung aus; aber sicher können wir das nicht schlechte oder gute **Manier** des Künstlers nennen, wenn er besondre Gegenstände wählt, welche die Grenzen der Malerei überschreiten, oder unter dem Gebiete des Geschmaks stehen, also widerstrebend oder unwürdig sind. Auch das nicht, wenn er unanständige Anordnungen macht, und durch Wahl schlechter Motive die gute Wirkung seines Produkts aufhebt oder doch schwächt. Auch das nicht, wenn er fehlerhafte oder geschmakwidrige Umrisse liefert und demnach das Aug beleidigt, das Wahrheit und Schönheit kennt und sucht. Alle diese Gegenstände können so behandelt seyn, daß das mechanische des Vortrags keinen Tadel verdient, oder keine fehlerhafte **Manier** zeigt; daß aber Mangel an Studium und Geschmak, an Kenntniß und feinem Gefühle sichtbar werden. In der strengeren Bedeutung genommen, sollte sich demnach die **Manier** eines Künstlers blos auf seine technische Behandlungsweise, auf Pinsel und Palette beziehen, nur auf seine **mahlerische Handschrift**; und wenn wir dem Worte **Manier** ein weiteres Reich zugestehen, so kann dieses jedoch sicher nur unter den obenbemerkten Einschränkungen statt finden.

Mengs sagt: wir müssen hier noch eine Betrachtung anstellen, nemlich diese, daß zwischen dem Geschmak des

Malers, und demjenigen, was man gemeiniglich nur Manier nennt, ein großer Unterschied statt findet. Der Geschmak besteht in der Wahl, allein die Manier ist eine Art von Erdichtung und ist von zweierlei Art: die eine besteht in Hinweglassung vieler Theile, und die andre in Erfindung neuer Dinge; so wie zum Beispiel diejenigen, welche den großen Geschmak erreichen wollten, so viele Theile hinwegließen, daß dadurch das Wesentliche der Sache selbst verunstaltet wurde. Andre wollten die Gegenstände verbessern und verschönern, indem sie die großen Theile noch viel größer und die kleinen noch viel kleiner machten; und auf diese Art die Grenzen der Natur überschritten, sowohl in den Formen und Kolorit, als auch in dem Licht und Schatten und allen übrigen Theilen der Kunst. Allein der Geschmak, welcher sich in der Vollkommenheit selbst finden kann, besteht in der Wahl des Besten und Nüzlichsten in der Natur, mit Hinweglassung des Uiberflüssigen, und in der bloßen Beibehaltung des Wesentlichen einer jeden Sache. Auf diese Art wird alles, was man macht, wahr seyn, indem dadurch die Natur bloß verschönert, aber nicht verändert wird. — Was Mengs hier durch sein fünftes Kapitel sagt (welchem er die unpassende Uiberschrift giebt: die Manier ist dem guten Geschmak zuwider) ist nur eine Anweisung, wie wir die Natur geschmakvoll nachahmen, und welche Fehler wir bei dieser Nachahmung vermeiden sollen. Seine Unterscheidung zwischen Geschmak und Manier ist sehr richtig; aber in der Anwendung nimmt er alle Sünden gegen guten Geschmak und bürdet sie der Manier des Künstlers auf, welche doch nur die untergeordnete Dienerin des herrschenden Geschmaks seyn kann. Der Künstler hebt sich einen Gegenstand aus der Natur zu seinem Kunstvorwurfe aus; bei dieser Auswahl nun selbst ist er, nach Mengs, von

seinem individuellen Geschmak geleitet, und seine Auswahl bestimmt unser Urtheil über seinen Geschmak. Die technische Behandlungsweise aber, durch welche er seinem Produkte die Aussprache giebt, bestimmt unser Urtheil über seine Manier. Das Gepräge eines fehlerhaften Geschmaks in der Wahl des Gegenstandes hat gar nichts mit dem Stempel gemein, den die Manier aufdrükt, eben so wenig als der Styl eines Dichters mit seiner Handschrift. Der größeste Dichter wäre oft der schlechteste Schreibmeister, und der beste Schreiber darf im Gebiete der Dichtkunst Fremdling seyn, ohne an seiner Qualität zu verliehren. Das Verbessern und Verschönernwollen der Naturgegenstände durch Verschiebung ihrer Proportionen oder durch Unterdrükung des Wesentlichen ist eine Sünde gegen den guten Geschmak, und eine sehr ärgerliche; aber nur die Art wie diese Geschmakswidrigkeiten mechanisch gegeben werden, wird Manier genannt, welche bei Raphaelischen Kompositionen schlecht, bei den Produkten geistloser Halbkünstler aber gut und untadelhaft seyn, und Du Fresnoys Erfoderniß einer guten Behandlungsart vollkommen entsprechen kann, indem er sagt:

Tota fiet tabula ex una depicta patella.

Oder, wie De Piles diese Stelle übersezt: laßt das Gemälde aus einem Teiche geknetet seyn. Welches die harmonisch verschmolzene, gleichsaftige, innig verbundene Einheit der Oberfläche schildern soll. Grade diese Kunst der verschiedenen Arten der Farbenverteichungen ist das Studium guter Kopisten, welche, wie ich dir, mein Lieber, schon in meinem vorigen Briefe erwähnt habe, von den Italiänern Pasticcen oder Farbenteichkünstler genannt werden. Vielleicht findest du noch einiges darüber nicht außer der Ordnung; und ich nehme dafür deine Geduld auf den nächsten Brief in Beschlag.

IV.

Uiber eine Parlamentsreform in England.

(Beschluß.)

Haus der Lords.

Den Ursprung des Hauses der Peers finden wir schon in den früheren Zeiten der englischen Geschichte, wo sich das Lehenwesen mit seinen verschiedenen Eigenthümlichkeiten entwikelte. Die Barbaren hatten es in den eroberten Ländern eingeführt, und sich durch es in dem Besize derselben zu sichern gesucht. Es ist das natürliche, einfache System aller Eroberer, die sich in der neuen Herrschaft über fremde Völker zu erhalten wünschen. Der Sieger theilt sich mit seinen Waffengefährten in den Preis des Siegs, um sie für geleistete Dienste zu belohnen, und ihnen für die Behauptung des Gewonnenen ein thätiges Interesse einzuflößen; sie sind dafür mit ihren Leuten, die sie als ihre Unterbefehlshaber zum Kriege führen, zum Schuze und Dienst des Oberfeldherrn bereit. Dieses System hat sich in verschiedenen Ländern verschieden ausgebildet. Wilhelm von der

Normandie machte es, da er sich Englands, nach der Mitte des eilften Jahrhunderts, bemächtigt hatte, mit einer zuvor wenig gekanuten Strenge in seinem ganzen Umfange herrschend. Jeder Grundeigenthümer mußte seinen Boden von ihm als Lehen empfangen; und das Reich ward in 700 große Kronlehen und in mehr als 60,000 Ritterlehen eingetheilt, die entweder unmittelbar vom Könige, oder als Afterlehen von großen Vasallen abhiengen. Selbst die Kirchengüter wurden diesem System unterworfen; und da die geistlichen Herrn nicht selbst zu Felde zogen, so mußten sie ihre Lehen durch Lehenträger verdienen.

Bei allen Lehenhöfen hießen die Vasallen von gleichem Rang im Lehensherrn Peers (pares); und in einem auf das Lehenwesen gegründeten Staate waren die großen unmittelbaren Kronvasallen Peers des Reichs. Die Unmittelbarkeit unter dem Könige hies Freiheit, und weil diese Peers keinen andern Herrn als ihn über sich erkannten, wurden sie freie Herrn, Barone, genannt. Der König konnte aber die Großen, die vereinigt stärker waren als er, nur durch sie selbst wechselseitig beherrschen; und es war auch in dem Geiste des Lehenrechts gegründet, daß, wenn er zu Gericht saß und Recht sprach, er die Peers versammeln mußte, um sich mit ihnen zu berathen. In dieser Vereinigung fanden sie bald ein Gegenwicht gegen die königliche Gewalt; und wenn sie kräftige Fursten nur mit Rath zu unterstüzen hatten, dann nöthigten sie schwache nicht selten, ihre Zustimmung als eine nothwendige Bedingung der Gültigkeit eines Urtheils oder Gesezes anzuerkennen.

Wilhem regierte als Eroberer mit unumschränkter Willkühr; und obgleich er die ganze Form der Lehensverfassung eingeführt hatte, so war doch seine Herrschaft im strengsten Verstande despotisch. Er hatte sich an der Spize seines Heeres das Land unterworfen; an der Spize seines Heeres

regierte er es. Da endlich das erobernde und das eroberte Volk seine Herrschaft gleich drükend fanden, besaß er das Geheimniß, das eine durch das andre zu zügeln. Er hatte sich das Recht angemaßet, Abgaben aufzulegen, und sich nicht allein die ganze vollziehende, sondern auch die richterliche Gewalt vorbehalten. Der Königshof, ein furchtbares Gericht, das aus Kronbeamten bestund, die der König nach Belieben anstellte und absezte, und bei dem er selbst den Vorsiz führte, sprach in lezter Instanz sogar über die Güter, die Ehre und das Leben der Baronen. Die eiserne Hand der Tyrannei lastete mit gleicher Schwere auf der ganzen Bevölkerung des Reichs, dem Adel wie dem Bürger. Der allgemeine Druk mußte auch den Widerstand allgemein machen; und da alle Stände des Staates ein gleiches Loos theilten, so hatten sie auch ein gleiches Interesse und einen gemeinschaftlichen Zwek. Um sicher und gemächlich zu herrschen, muß man, nach einer bekannten und bewährten Maxime theilen. Wäre England in verschiedene Stände zersplittert gewesen, deren Vortheile mit einander im Widerspruche stunden, dann hätte die Krone die streitenden Interesse durch den Kampf mit sich selbst geleitet und einen Theil durch den andern in Unterwürfigkeit erhalten. Unter der Regierung der Nachfolger Wilhelms zeigte sich der große Vortheil, den England aus dem Umstande zog, daß alle seine Bewohner ein gleiches Loos theilten, sehr deutlich.

Beiläufig 40 Jahre nach der Eroberung bestieg Heinrich I., zum Nachtheil seines ältern Bruders, den Thron. Er sah wohl ein, daß er die Neigung seiner Unterthanen gewinnen müsse, um sich ohne Gefahr in dem Besize einer usurpirten Gewalt zu behaupten, und milderte die Strenge der bestehenden Geseze. Da der Adel und der Bürgerstand sich gleich bedrükt fühlten, und keiner begünstigende Vorrechte auf Unkosten des andern zu behaupten hätte, so mach-

ten sie gleiche Ansprüche auf eine Erleichterung ihres Schiksals. Die Art, wie Heinrich regierte, machte daß man es leicht vergaß, wie er zur Regierung gekommen war.

Einen noch auffallenderen Beweis der angeführten Bemerkung gab die Regierung von Johann ohne Land. Dieser Fürst zeigte die gesezlose Willkühr eines schwachen Geistes, der in der Ausübung der Gewalt weniger diese selbst als die ungestörte Befriedigung seiner Launen sucht. Ganz England, auf gleiche Weise von der Tyrannei niedergedrükt, war auch von gleichem Verlangen beseelt, sich von dem Joche derselben zu befreien. Kaum wehte die Fahne des Aufstandes gegen den König, als sich alle Unterthanen, Adel und Bürger, denen ein und dasselbe Schiksal auch dieselben Wünsche und Bedürfnisse gab, unter ihr sammelten. Sieben Ritter blieben dem verlassenen Monarchen getreu, der genöthigt ward, einige der wesentlichsten Rechte des Volks in der großen Karte, wegen ihrer Wichtigkeit so genannt, feierlich anzuerkennen.

Das Oberhaus, welches früher als das der Gemeinen bestund, hatte, sobald sie beide zur Gesezgebung gehörten, mit demselben immer ein gleiches Schiksal. Erweiterte die Krone ihre Gewalt, dann war es zum Nachtheile des Parlaments; und dieses befestigte oder verlohr sein Ansehen und seinen Entschluß, je nachdem es fähige und kräftige Menschen in seiner Mitte, oder gegen sich im Ministerium fand.

Die Lords bilden den höheren Adel von England. Schon die große Karte erwähnt größrer Barone, die durch des Königs Briefe, und kleinerer, die durch die Sherifs der Grafschaften zum Parlamente berufen wurden. Dieser Unterschied war übrigens auch in der Feudalverfassung gegründet, wie wir oben bemerkt haben. Anfangs war die Würde eines Lords mit einem Besize an Land und Menschen verbunden. Später wurden sie von dem Könige auch ohne

irgend eine Macht ertheilt; und wie man in den meisten Staaten Europas Fürsten, Herzoge und Grafen ohne Fürstenthümer, Herzogthümer und Grafschaften sah, so gab es in England Lords oder Barone, die von dem Monarchen nichts als den Titel mit dem Rechte in dem Oberhause zu sizen erhalten hatten.

Die Lordschaft ist erblich, und geht von dem Vater auf den ältesten Sohn über. Die jüngeren Söhne führen den Namen ihrer Familie und genießen keine der Vorzüge dieses Standes; so sahen wir den jüngeren Sohn des verewigten Lord Chatam als Wilhelm Pitt in dem Ministerium und Parlamente.

Die Vorrechte aller Lords sind, daß die von England als gebohrne Mitglieder des Parlaments im Oberhause Siz und Stimme haben, die von Schottland und Irland aber dazu gewählt werden können; daß vor Gericht ihr Ehrenwort als Eid gilt; daß sie vom Verhafte befreit sind, nur den Fall ausgenommen, wenn sie ein Verbrechen begangen; daß sie endlich vor Gericht mit bedektem Haupte erscheinen und nur von Lords gerichtet werden können.

Alle Lords von England haben im Hause der Peers Siz und Stimme, die von Schottland und Irland aber wählen unter sich einen Ausschuß, der sie in demselben repräsentirt. Die englischen Lords sind gegenwärtig: Acht Prinzen vom königlichen Hause, achtzehn andre Herzoge, zwölf Marquis, neun und achtzig Grafen, zwei und zwanzig Burggrafen (Viscounts) und hundert und dreissig Barone; in allem 279 weltliche Lords von England. Als geistliche Lords sizen im Oberhause zwei Erzbischöffe und die Bischöffe, deren Ernennung vom Könige abhängt und deren Zahl 24 beträgt. Im Ganzen also giebt es 313 englische Lords. Die schottischen schiken 16, und die von Irland 24 weltliche und vier geistliche Deputirten aus ihrer Mitte, so daß sie im

Hause der Peers gegenwärtig über 350 Mitglieder Siz und Stimme haben.

Den Vorsiz im Oberhause führt der Lord Großkanzler, den der König ernennt. Blos berathende Stimmen in ihm haben die zwölf Oberrichter von England, die gelehrten graduirten Räthe in des Königs Staatsrath und die Beisizer des Großkanzlers. Doch schränkt sich die Bestimmung derselben darauf ein, als Männer von Wissenschaft und gelehrter Bildung die Peers, welche es nicht immer sind, mit ihrer Einsicht zu unterstüzen. Der Großkanzler und die Beisizer ruhen auf Wollsäken, zum Zeichen wie wichtig für England die Wollenweberei und Schafzucht sey. In der Zeit, wo man unter die Gelehrten gezählt wurde, wenn man lesen und schreiben konnte, und die Geistlichen beinahe einzig in dem Besize dieser Gelehrsamkeit waren, wurden sie als Schreiber in dem Hause angestellt. Obgleich sie gegenwärtig keine Kleriker mehr sind, so haben sie doch, wie auch in andern Ländern, den Namen Klerke beibehalten.

Durch das Oberhaus wird also, wie wir aus seiner Zusammensezung sehen, der Adel representirt; und wenn es in einem Staate einen solchen durch besondre Privilegien ausgezeichneten Stand giebt und geben soll, dann muß er bei einer Nationalrepresentation seine Stellvertreter haben oder untergehen, weil die Gesezgebung, bei der er keine Stimme hätte, an der Beschränkung seiner Privilegien und ihrer endlichen Aufhebung arbeiten könnte.

Die Abkunft des Oberhauses sey indessen, welche sie immer wolle, die Abtheilung der Gesezgebung in zwei Kammern bietet mannigfaltige und große Vortheile dar. Mehr als ein Staat beschleunigte durch den raschen Gang der Gesezgebung und die Leichtigkeit, mit welcher Geseze gemacht, aufgehoben oder verändert wurden, seinen Untergang. Zu viele und verwikelte Geseze sind an sich schon ein öffentliches

Unglük, weil der Bürger sie unmöglich alle kennen lernt, also nicht bestimmt weiß, wo er Recht oder Unrecht handelt und darum auch nicht frei seyn kann, da es nur derjenige ist, der keine Gewalt zu fürchten hat, wenn er die Geseze achtet. Sein Eigenthum und seine Person können bald das Spielwerk einer Kaste von Sachwaltern und Richtern werden, die in dem Gewühle von Rechten das Rechte leicht verliehren oder verbergen, und in der Menge von Verordnungen und Kommentaren, ohne große Anstrengung, Entschädigungen für oder gegen eine Sache finden, wie es ihr Interesse will. Der häufige Wechsel der Geseze ist, wo möglich, noch ein größres Unglük, weil der Leichtsinn, mit dem sie eingeführt und wieder abgeschafft werden, nach und nach in den Karakter des Volks, in seine bürgerlichen Verhältnisse und Verträge übergeht, und den Glauben an Dauer und das Vertrauen aufhebt. Heilig ist der Menge nur das Alte, und unverlezlich was ein ehrwürdiges Herkommen heiligt. Den Sohn leitet das Beispiel der Väter. Die meisten Tugenden und Fehler sind Kinder der Gewohnheit; und gern bleibt der Mensch dem getreu, mit dem eine lange, süße Bekanntschaft ihn vertraut gemacht. Ohne Noth sollte man das Bestehende nie ändern, und eine erträgliche Wirklichkeit nicht ohne sichre Hoffnung gegen ein bessres Ideal vertauschen. Keine gesezgebende Behörde wird aber der Lust der Gesezmacherei widerstehen, wenn sie nicht durch die vollziehende Gewalt, durch ihre eigne Organisation oder die Form ihrer Berathschlagung und Entscheidung gezügelt ist; und ohne Rüksicht darauf zu nehmen, ob eine neue Verfügung dem Bedürfnisse des Staates entspricht, sieht sie sich gern als eine Fabrik an, deren nüzliche Thätigkeit die Menge der aus ihr hervorgehenden Fabrikate beurkundet.

In England ist die Zusammenstimmung der beiden Häuser des Parlaments und des Königs zur Bildung eines Ge-

sezes nothwendig. Hat das eine Haus, nach dreimaliger Berathung, die in gewissen Zwischenräumen geschehen muß, einen Antrag angenommen, dann wird die Bill vor das andre Haus gebracht, dessen Deliberation durch dieselbe Form gefesselt ist; und erst, wenn dieses sie genehmigt, kann ihr die Zustimmung der Krone Gesezeskraft geben. Nicht leicht ist hier eine Uibereilung möglich, und selbst die kühnste, mächtigste Beredsamkeit muß die Bestätigung ihres Triumphs von der nüchternen Uiberlegung erwarten.

Ein andrer großer Vortheil der englischen Gesezgebung besteht darin, daß jede der drei Behörden, welche zur Bildung eines Gesezes zusammen wirken, auch das Vorschlags-recht desselben hat. Besäße es die Regierung, oder das Parlament allein, dann wäre die Stelle, welche davon ausgeschlossen ist, zur Unthätigkeit verdammt, bis es der andern gefiele, sie ins Leben zu rufen, und die Behörde, welche die Geseze vorzuschlagen hätte, genösse den Vortheil des Angriffs, während dem die andre, deren Einwilligung nur erfodert würde, sich auf eine bloße Vertheidigung eingeschränkt sähe. Ist die Regierung in dem Besize dieses kostbaren Rechts, dann wird kein ihr mißfälliges Gesez in Vorschlag kommen, das den Zwek hat, die Freiheit des Volks gegen ihre willkührlichen Eingriffe zu sichern, oder bei der Verwaltung eingeschlichene Misbräuche zu unterdrüken. Im entgegengesezten Falle würde die gesezgebende Behörde sich desselben Vortheils zum Nachtheil der vollziehenden Gewalt bedienen. Nach der englischen Verfassung müssen beide sich wechselseitig bewachen.

Die Representanten der Nation können sich über den Nuzen einer Verfügung getäuscht haben; die Erfahrung kann ihnen erst später den Vortheil oder Nachtheil eines Gesezes in der Anwendung zeigen, die Regierung in ihren Schritten eine der öffentlichen Freiheit und dem allgemeinen

Wohl gefährliche Tendenz offenbaren, immer ist es ihnen möglich, durch einen andern Gesezvorschlag den begangenen Fehler zu verbessern, von einem Irthum zurük zu kommen, und neuen Misbräuchen durch neue Verfügungen zu begegnen. Es besteht zwischen den verschiedenen Theilen der gesezgebenden Gewalt ein Gleichgewicht, weil jeder derselben das gleiche Recht hat, Geseze vorzuschlagen und die vorgeschlagenen zu verwerfen. Das Parlament kann auf diese Art die Schritte der Krone bewachen, einem Uebel in seinem Entstehen begegnen, und klügere und wachsame Stellvertreter des Volks können die Fehler sorgloser oder zu wenig unterrichteter Vorgänger verbessern. Auf diesem Wege gelangte England zu jener Verfassung, die so lange der Stolz der Britten und ein Gegenstand der Bewunderung des Auslandes war, und auch izt noch von keiner jüngeren Schwester in Europa an Vorzügen übertroffen wird. Nur dadurch, daß sich die beiden Häuser in dem Besize des Rechts sahen Geseze vorzuschlagen, hatte das Parlament ein Mittel, ununterbrochen an der Verbesserung der Gesezgebung zu arbeiten, Misbräuche zu entfernen, wie die belehrende Zeit sie zeigte, und das Gute, welches die Erfahrung anempfahl, sich nach und nach anzueignen. So wurde die Akte, welche den Befehlen der Krone Gesezeskraft ertheilte, und in die ein Parlament eingewilligt hatte, von einem späteren wieder zurükgenommen; so wurde das verhaßte Gericht der Sternkammer abgeschafft, und dem geheimen Rathe das Recht entzogen, Unterthanen gefanglich einziehen zu lassen, ohne eine Ursache davon anzugeben, oder eine Bürgschaft gelten zu lassen. Auf diesem Wege endlich ward die Konstitution, was sie in den bessern Zeiten der englischen Geschichte war, und noch zum Theil ist, obgleich sie mannigfaltige Misbräuche entstellen.

Der König.

Mehrere sollen rathen und beschliesen, weil nicht leicht Einer alles sieht; aber Einer nur soll handeln, weil in der Einheit Kraft ist.*) Wenn zur Begründung und Erhaltung der Freiheit eines Volks eine Nationalrepresentation bei der Gesezgebung nothwendig ist, dann ist es eine monarchische, und vielleicht sogar erbliche Regierungsform zu seinem Glüke nicht weniger. Großbritannien wird von einem Könige regiert, dessen Würde auch in der weiblichen Linie des königlichen Hauses, in Ermangelung einer männlichen Nachkommenschaft, erblich ist. Den Monarchen umgiebt der Glanz, der dem Fürsten eines mächtigen Volks geziemt, und seine Gewalt ist, obgleich durch die Geseze und das Parlament beschränkt, doch sehr umfassend. Gutes zu thun, hat er ein unbegrenztes Vermögen, und nur das Böse, das er nie wollen sollte, soll er auch, nach den Gesezen des Reichs, nicht können. Der König ist der höchste Staatsbeamte und die Quelle jeder richterlichen Gewalt; die Richter vertreten bei den Gerichtshöfen nur seine Stelle; die Verhandlungen geschehen in seinem Namen; die Urtheile müssen mit seinem Siegel versehen seyn und werden auch von seinen Beamten in Vollzug gesezt. Ihm steht das Begnadigungsrecht zu, und in seinem Namen werden die Verbrechen vor Gericht verfolgt. Der König ertheilt Titel und Würden, ernennt nach Gefallen die Peers des Reichs und stellt die Richter wie auch die übrigen Beamten an; er bestimmt Maas und Gewicht, hat allein das Recht Geld zu prägen und fremden Münzen in seinen Staaten Kurs zu geben. Der König ist

*) Johannes von Müller, vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten.

das Haupt der Kirche. In dieser Eigenschaft ernennt er die Bischöffe und Erzbischöffe, und beruft die Versammlung der Geistlichkeit. Diese ist nach dem Muster des Parlaments gebildet: das Oberhaus besteht aus den Bischöffen, das der Gemeinen aber aus den Deputirten der Kirchsprengel; und die Einwilligung des Königs ist zur Gültigkeit der Beschlüsse dieser Versammlung, die er prorogiren oder auflösen kann, durchaus nothwendig. Er ist Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht, kann Truppen ausheben, Flotten ausrüsten und Festungen anlegen, und ernennt zu allen Stellen. In Beziehung auf andre Mächte ist er der Repreſentant der Nation, empfängt und schikt Gesandten ab, schliesset Bündnisse, erklärt Krieg und macht Frieden unter Bedingungen, wie er es für gut findet. Die Person des Königs ist übrigens heilig und unverlezlich, und wegen seinen Handlungen kann er nie zur Verantwortung gezogen oder vor Gericht gestellt werden.

Der König vereinigt überhaupt alle Zweige der vollziehenden Gewalt in ihrem ganzen Umfange. Unter seinen Befehlen steht die militärische Macht, und er ist sogar auf eine gewisse Art Herr der Gesezgebung, indem nur er das Parlament versammeln und es auch wieder prorogiren oder auflösen kann. Aber durch das Vorrecht, welches das Haus der Gemeinen hat, dem Monarchen in den jährlichen Subsidien sein Einkommen zu bestimmen, besizt es das Vermögen, die Thätigkeit der vollziehenden Gewalt zu lähmen oder ihr eine freie Bewegung zu geben. Dem Könige steht es frei Armeen zu bilden, Flotten auszurüsten und Stellen und Würden zu ertheilen; aber ohne die Zustimmung des Parlaments kann er die Heere nicht bezahlen, die Flotten nicht unterhalten und seine Diener nicht belohnen. Hätten die Könige von England reiche Domänen, oder eigne auswärtige Besizungen, deren Ertrag sie in die Lage sezte, die Un-

terstüzung des Parlaments auf eine längere Zeit entbehren zu können, dann würde der Krone vielleicht der Versuch gelingen, sich von der Gesezgebung unabhängig zu machen. Hätte Kolumb von England die Mittel erhalten, Amerika zu entdeken, wie es, nach fruchtlosen Versuchen, an den Höfen des Kontinents Freunde und eine thätige Theilnahme für seine Entdekungsentwürfe zu gewinnen, seine Absicht war, dann würden die Könige von Grosbritannien, als Herrn von Meriko und Peru, nicht nöthig gehabt haben, mit jedem Jahre die Subsidien vom Unterhause zu erwarten, und es wäre eine Frage, ob das Parlament überhaupt, oder wenigstens mit seinen wesentlichsten Privilegien noch bestünde. Den Einfluß, den das Unterhaus durch das unschäzbare Vorrecht, die Abgaben zu bewilligen, ausübt, ist so groß, daß selbst die Lords für ihren Antheil an der gesezgebenden Gewalt fürchteten, und den Gebrauch einführten, jeden Gesezvorschlag, der mit der Subsidienbill überreicht wird, ohne weitere Untersuchung zu verwerfen.

Um den König indessen nicht in einer unwürdigen Abhängigkeit zu erhalten, hat das Parlament selbst sich dazu verstanden, bei jedem Regentenwechsel dem neuen Monarchen den Betrag seiner Zivilliste auf Lebenszeit zu bewilligen. Nie aber reicht diese zu den jährlichen Ausgaben der Regierung hin; und da sich dieselben ohne dies bei den täglich wachsenden Bedürfnissen und ihrem steigenden Preise beständig vermehren, so ist der König genöthigt, sich an die Freigebigkeit seiner getreuen Gemeinen zu wenden. Hat der Monarch den Thron, nach dem Rechte der Erbfolge, bestiegen, dann muß er von den beiden Häusern erst die Mittel erwarten, den Glanz desselben zu behaupten; und ehe die Zivilliste bestimmt wird, hat das Parlament das Recht, den Zustand der Nation zu untersuchen, und die Abschaffung der Misbräuche, die sich unter der vorhergehenden Regierung

eingeschlichen, zu verlangen. Der neue König sucht in diesem für ihn und die Nation so feierlichen Augenblik die allgemeine Liebe zu gewinnen; und da die Freigebigkeit des Parlaments gewöhnlich seiner Bereitwilligkeit, den vorgelegten Beschwerden abzuhelfen, angemessen ist, so begegnet er ihnen gern, um seine Einkünfte zu erhöhen. So hat England bei jedem Hinscheiden eines Königs das einfachste Mittel einer Reform, das von keinen gefährlichen Bewegungen begleitet ist; ein Mittel, das so viele Konstitutionen vergebens zu finden suchten.

Der König ist das Haupt der Kirche; aber er darf an der bestehenden Religion nicht das geringste verändern, noch einem Bürger Rechenschaft über seinen Glauben abfodern. In seinem Namen wird die Gerechtigkeit verwaltet, und die Richter selbst gelten nur dafür des Königs Stelle zu vertreten; aber er darf weder die Heiligkeit der Geseze und die eingeführten Maximen und Formen antasten, noch hat er den geringsten Einfluß auf die Entscheidung von Privatangelegenheiten. Er hat das Begnadigungsrecht, ohne darum von der Genugthuung, die ein Verbrecher dem beleidigten Theile schuldig ist, freisprechen zu können. Die Land- und Seemacht ist in seinen Händen, aber nicht leicht wird er sie gegen die Freiheit der Nation gebrauchen können. England hat gegenwärtig eine stehende Armee, die aber nicht sehr bedeutend ist, und mit jedem Jahre aufs Neue von der Gesezgebung bewilligt werden muß. Auch sind die Einkünfte, von denen der Sold der Truppen erhoben wird, auf Abgaben angewiesen, die nur e i n Jahr erhoben werden können. Mit dem Ende des Jahres muß demnach die Gesezgebung nicht allein die Fortdauer der Landarmee gut heisen, sondern auch die Mittel, sie zu bezahlen, aufs Neue bewilligen. Bei dieser Vorsicht ist nicht leicht ein Misbrauch möglich.

Der König allein hat das Recht das Parlament zusammenzuberufen; aber nach einem Fundamentalgeseze muß er es in drei Jahren wenigstens einmal versammeln.

Der König selbst kann nicht zur Verantwortung gezogen werden und seine Person ist heilig; aber seine Minister und Rathgeber, wenn sie das Vertrauen des Monarchen zum Nachtheil des öffentlichen Wohls und der Freiheit der Nation misbrauchen, sind für ihre Handlungen verantwortlich. Das Haus der Gemeinen bringt die Anklage vor das der Lords, welches in solchen Fällen zu sprechen hat, und den Beklagten gewöhnlich gefänglich einzuziehen befiehlt. An einem bestimmten Tage erscheinen er und die Deputirten des Unterhauses vor dem der Peers: die Anklagsbill wird in seiner Gegenwart vorgelesen; man bewilligt dem Verbrecher die nöthige Zeit, um an seiner Vertheidigung zu arbeiten, nach deren Verlauf die Untersuchung ununterbrochen, bei offnen Thüren fortgesezt und die ganze Verhandlung durch den Druk bekannt gemacht wird. Der König kann den Schuldigen nicht schüzen, und hätte er auf seinen unmittelbaren Befehl gehandelt; selbst auf das der Majestät des Thrones zustehende Begnadigungsrecht hat der Strafbare keinen Anspruch.

Alle diese Vorsichtsmasregeln würden indessen nicht hinreichend seyn, wäre nicht für die Unabhängigkeit der Glieder des Unterhauses auf eine nachdrükliche Art gesorgt. Es ist eine Fundamentalmaxime, daß die Freiheit der Rede, der Erörterungen und Aeußerungen im Parlamente, nie vor ein Gericht außer dem Parlamente gebracht, und kein Mitglied desselben darum verfolgt werden kann.

Da in England die Regierung keine Mittel hat, ihr misfällige Menschen auch strafbar zu finden, und jedermann nur von den gewöhnlichen Gerichtshöfen gerichtet werden kann, deren Formen unwandelbar bestimmt sind, so ist die

Unzufriedenheit des Hofs kein Unglük, das der persönlichen Sicherheit und dem Wohlstande eines Bürgers gefährlich werden könnte.

Bei der klugen Vorsicht der englischen Gesezgebung, mit der sie für die Sicherheit der Person und des Eigenthums gesorgt hat, ist die freiwillige Abhängigkeit von dem Throne, den Glanz, Reichthum, Gnade und Auszeichnungen umgeben, mehr als eine gewaltthätige zu fürchten. Das Interesse unterjocht den Menschen oft leichter als die Furcht. Die Gesezgebung traf auch in dieser Hinsicht manche Vorkehrungen, um die Glieder des Unterhauses von dem Einflusse der Regierung unabhängig zu erhalten; und wir werden sehen, ob sie ihre Absichten ganz erfüllen. Kein Britte, der bei der Erhebung der seit 1692 auferlegten Steuern interessirt, oder als Kommissär bei den Prisen angestellt ist; der bei der Verpflegung der Landtruppen und Marine oder bei den Finanzbureaus eine Stelle hat; der eine zeitliche Pension von der Regierung genießt, oder unter der Krone einen seit 1705 eingeführten Dienst bekleidet, kann in das Unterhaus gewählt werden. Ein wirkliches Mitglied dieses Hauses, das sich von dem Monarchen anstellen läßt, verliehrt sogar seine Eigenschaft als Representant des Volks, wenn dieses seine frühere Wahl nicht durch eine neue bestätigt.

Beschluß.

Obgleich der König keinen größeren Antheil an der Gesezgebung hat, als eines der beiden Häuser, so ist sein Einfluß auf dieselbe doch schon darum größer, weil hier dieselbe Gewalt in einer Person konzentrirt, in dem Parlamente aber zersplittert ist. Bei der Regierung herrscht ein Wille und ein Zwek, die sich nie widersprechen, da das Parlament von widerstreitenden Ansichten und Entwürfen bewegt

wird. Einer handelt mit mehr Entschlossenheit und Nachdruk als Viele; und wo eine Gewalt unter Mehrere gleich vertheilt ist, wirkt sie da am stärksten, wo die Wenigsten sich in sie theilen.

Wir haben oben, wo wir von der Organisation des Hauses der Gemeinen sprachen, gesehen, daß die größere Anzahl der Mitglieder desselben nicht von dem Volke selbst, sondern von einigen Menschen ernennt wird, die ein besondres Interesse haben können, das dem der Nation sogar entgegengesezt ist. Zwei und zwanzig Deputirten werden allein von dem Schazamte, 94 von englischen Peers, und 75 von Mitgliedern des Unterhauses ernannt. Auf die Wahl von 225 haben englische Lords und einige Representanten des Hauses der Gemeinen einen so entschiedenen Einfluß, daß ihre Ernennung nach den Absichten derselben geschehen muß. Hätte die Regierung auch keine fernere Mittel, sich der Majorität des Unterhauses zu versichern, dann würde sie schon die fehlerhafte Wahl und die ungleiche Representation von den Besorgnissen befreien, eine überlegene Anzahl im Parlamente gegen sich stimmen zu sehen. Wäre der englische Karakter so tief gesunken, daß auf die im Geiste der Regierung gewählten Deputirten kein Gefühl von Pflicht und Ehre mehr wirkte, dann könnte die Krone ruhig die verderblichsten Masregeln vorschlagen und der Annahme derselben gewiß seyn. Wenn demnach in den beiden Häusern die Minister zu Zeiten überstimmt werden, dann ist dies mehr eine Wirkung des persönlichen Karakters der Glieder derselben als der Güte der Konstitution, und beweiset, daß die Menschen noch besser sind als ihre Verfassung.

Aber welche unendliche Mittel stehen der Regierung zu Gebote, die Gesezgeber für sich zu gewinnen! Sie ist die Quelle des Reichthums, an welche sich die Habsucht und Dürftigkeit drängen, um aus ihr zu schöpfen. Sie vergiebt

nach Gefallen alle Stellen und Aemter, und wer auch nicht in der Lage ist, einen lukrativen Dienst für sich zu suchen, hat doch einen nahen oder fernen Freund oder Verwandten, dessen Versorgung ihm am Herzen liegt. Die Regierung verfügt endlich über alle Würden und Auszeichnungen, ertheilt Ehren und Titel; und oft findet die Sucht zu glänzen Eingang in ein beßres Gemüth, das der Versuchung des Goldes widerstand. Sahen wir nicht große Redner ihre bewunderungswürdigen Talente als Vertheidiger der Sache der Nation entfalten, um die Regierung mit ihrem ganzen Werthe bekannt zu machen, damit sie den höchsten Preis auf sie bieten möge, und die gefürchteten Tribunen des Volks in das Ministerium oder in das Haus der Lords treten, wo sie an ihren neuen Stellen ihren alten Glauben vergaßen? Ihre populären Grundsäze glichen dem groben Neze jenes Kardinals, auf dem er, um Pabst zu werden, eine frugale Mahlzeit nahm, und das man nach seiner Standeserhöhung nicht mehr sah, da der Fisch gefangen war.

Auf das Haus der Peers hat die Krone denselben beherrschenden Einfluß. Die Bischöffe und Erzbischöffe wie auch die neuen Lords, welche der Gnade des Monarchen ihre Würde verdanken, werden aus Dankbarkeit seine Absichten unterstüzen. Bei ihrer Ernennung wurde auf ihre Erkenntlichkeit gezählt; und wenn sie nicht in dem Besize eines beträchtlichen Vermögens sind, dann kann ihnen nur der Hof in einträglichen Stellen die Mittel geben, einen ihrer Würde angemessenen Aufwand zu machen; denn er ernennt die Minister, Gesandten, Admiräle, Feldherrn, kurz alle Offiziere, Beamten und Finanzbedienten. Der Adel steht, als eine privilegirte Kaste, ohne dies dem Throne befreundet in der Nähe, und sonnet sich gern in seinem Glanze, dessen Abstrahl auf ihn verherrlichend zurükfällt. Die Lords von Schottland und Irland besizen nur das

Recht, Deputirte aus ihrer Mitte in das Oberhaus zu schiken, und die Minister haben auf die Wahl derselben einen so entscheidenden Einfluß, daß sie nicht leicht auf einen ihnen misfälligen Abgeordneten fällt. So sahen wir den durch seinen Karakter und seine Talente so ausgezeichneten Lord Lauderdale auf eine kränkende Art zurukgesezt, und seine Stelle im Hause der Peers einen unbedeutenden Menschen einnehmen, der kein Verdienst als seine Folgsamkeit besaß, die man an Lauderdale nicht besonders rühmen wollte. Sollten übrigens die Anhänger des Ministeriums in dem Oberhause nicht zahlreich genug seyn, was sich nicht leicht erwarten läßt, dann steht es der Regierung frei, dasselbe mit so viel neuen Lords zu bevölkern, als zu ihren Absichten nothwendig sind.

Aus der mitgetheilten Darstellung der Organisation der gesezgebenden und vollziehenden Gewalt ergeben sich folgende Thatsachen, die so natürlich aus der bestehenden Lage der Dinge hervorgehen, daß sie keiner ferneren Beweise bedürfen:

1) Das Unterhaus besteht aus den Stellvertretern des Volks, und nach seiner ursprünglichen Bestimmung sollte die Bevölkerung des Königreichs und der Besiz seiner Bewohner in ihm represéntirt werden. Das Recht der verfallenen Wahlfleken, Deputirte zu ernennen, und die ungleiche Representation überhaupt ist ein Misbrauch, der sich besonders von der Zeit herschreibt, wo man den Grundsaz aufstellte, was im Jahre 1685 ein Wahlfleken gewesen, solle es auch allein in Zukunft seyn.

2) Die beiden Häuser des Parlaments sollen eine von dem Willen des Königs unabhängige Behörde bilden, welche die Bestimmung hat, die Eigenmacht der Krone zu beschränken und die Freiheit der Nation gegen ihre gewaltthätigen Eingriffe zu sichern. Wenn aber die Mehrheit der

beiden Häuser von der Krone erkauft ist, oder aus Interesse und andern Gründen ihren Absichten nicht entgegen seyn kann, dann ist das Parlament nur ein zahlreicherer Rath des Königs; die Wahlen sind eine Posse, und es giebt bei der Zu ammensezung von drei verschiedenen Behörden, denen die Gesezgebung übertragen ist, nur ein Wille: der des Königs oder seiner Minister.

3) Eine Parlamentsreform, durch welche die Repräsentation in dem Hause der Gemeinen nach der Bevölkerung von Großbritannien und dem Vermögen seiner Bewohner festgesezt wird, ist also in dem Buchstaben und dem Geiste der Konstitution gegründet, weil, nach seiner ursprünglichen Bestimmung und Einrichtung, das englische Volk in ihm seine Stellvertreter bei der Gesezgebung haben sollte. Das Interesse der Nation und die Erhaltung der Verfassung, nach ihrem Geiste und Wesen, gebieten diese Reform dringend, weil, ohne eine strenge Theilung der gesezgebenden und vollziehenden Gewalt, keine Freiheit möglich ist, in England aber die Gesezgebung gegenwärtig beinahe ganz von der Regierung abhängt.

Die Geschichte Englands seit dem Ausbruche der französischen Revolution giebt den lichtvollsten Kommentar über das Gesagte Der eingewurzelte Nationalhaß gegen einen benachbarten Staat, den Großbritannien von jeher am meisten zu fürchten hatte, und auch am meisten fürchtete; die abscheulichen Ausschweifungen, die in demselben im Namen der Freiheit begangen wurden, und durch die man die Freiheit entehrte und vernichtete, und die glorreichen Thaten der französischen Heere, die nach und nach den ganzen Kontinent besiegten, gaben den Ministern einen scheinbaren Vorwand, die Freiheit in ihrem eignen Lande zu beschränken, die Auflagen zu verdoppeln, die Nationalschuld auf jene furchtbare Summen zu bringen, daß England izt höhere

Abgaben braucht, um die Zinsen derselben zu bezahlen, als vor der französischen Revolution die ganze Einnahme betrug, und endlich den verderblichsten und unmenschlichsten aller Kriege zu verewigen. Wie benahm sich das Parlament, dem die Konstitution die Bewahrung der Freiheit des Volks, seiner heiligsten Rechte und Interessen anvertraut hat, bei den willkührlichen Schritten und dem gewaltthätigen Verfahren der Minister? Wie es sich von einer Gesezgebung erwarten läßt, die keinen Willen mehr hat, als den der Regierung. Man sah die Habeas-Corpus-Akte und die Bill der Rechte suspendiren, Britten wegen sogenannten politischen Vergehen, ohne Verhör und die Erlaubniß sich zu vertheidigen, gefänglich einziehen, sie zu Geldstrafen verurtheilen, die sie nicht bezahlen konnten, um sie dem Schose ihrer Familie zu entreisen, und Jahre lang in Kerkern schmachten zu lassen.

Wenn auch die bedenklichen Umstände, in denen man sich augenbliklich befand, strengere Vorsichtsmasregeln und eine gewisse Beschränkung der Freiheit, die bei einem bewegten und von neuerungssüchtigen Ruhestörern bearbeiteten Volke leicht in Frechheit ausartet, und besonders der Preßfreiheit nothwendig machten, dann zeigten doch die Minister, durch den Gebrauch der ihnen zugestandenen größern Macht, daß nicht das öffentliche sondern ihr persönliches Wohl ihre Schritte leitete. Mit einer empörenden Willkühr wurde die Frembenbill in Vollzug gesezt. Eine große Anzahl Bürger aus andern und sogar neutralen und befreundeten Staaten wurde eingezogen, ihrer Papiere beraubt, und ohne irgend eine Anklage, ohne Verhör, durch eine blose Polizeimasregel gefangen gehalten. Es giebt gewiß Epochen, in denen eine strenge Vorsicht gegen Fremde Klugheit und Pflicht ist; aber die Härte, mit welcher die Minister diese Bill in einem Handelsstaate in Vollzug sezten, der aus In-

teresse schon größre Rüksichten für Fremde fodert, beweiset, daß sie weniger um die Sicherheit des Staates als um die ihrer Person und Gewalt besorgt waren. Es gab eine Zeit, wo mehrere hundert Fremden auf diese Art in England gefangen saßen, ohne ihr Vergehen, ihre Ankläger zu kennen, und ohne die Möglichkeit sich zu rechtfertigen.

Nichts beweiset indessen die grausame Willkühr der Regierung mehr als ihre Masregeln gegen die unglüklichen Katholiken und besonders gegen die in Irland. Der Kontinent sieht mit Erstaunen, daß in einem Lande, welches so stolz ist auf seine Freiheit und Aufklärung, und unter den zivilisirten Völkern der Welt auf die erste Stelle Anspruch macht, Menschen und Bürger nicht für solche gelten wegen ihrem religiösen Glauben. Vergebens haben sich die irländischen Katholiken bei jeder Sizung an das Parlament gewendet, um von ihm den Genuß der Rechte zu erflehen, den ihnen der abscheulichste Despotism versagt. Vier Fünftheile der Bevölkerung von Irland bekennen sich zu der katholischen Religion; und dies ist in den Augen der Gesezgebung und Regierung ein so ungeheures Verbrechen, daß diese bedauernswürdigen Menschen nicht nur von den meisten bürgerlichen und allen politischen, sondern auch von mehreren natürlichen Rechten, die keine Gesellschaft versagen kann, ausgeschlossen sind. Weder die häufigen Auswanderungen, noch die Aufstände, durch die Verzweiflung erzeugt, und im Blute ihrer Schlachtopfer erstikt; weder das Interesse des Vaterlandes, noch das Gefühl von Recht, konnten die Gesezgebung bestimmen, die irländischen Katholiken als gleiche Bürger eines Staates mit den übrigen Britten anzuerkennen. Sie sieht das Land lieber in eine Wüste verwandelt, als daß sie von dem gehässigsten aller Vorurtheile, das den Menschen wegen seinem Glauben verfolgt und unterdrükt, zurükkömmt. Was man in früheren Zeiten in Spanien als eine Geburt

des wüthigen Fanatismus, als die ungeheuerste aller Verirrungen des menschlichen Geistes in seinem höchsten Wahnsinne verabscheuete, jene Verfolgungen der Ungläubigen und die Auto-da-fes, sah man in Irland, nur mit dem für die Britten entehrenden Unterschiede, daß sie mit nüchterner Uiberlegung, aus einer kalten politischen Maxime thun, was die Spanier von religiöser Wuth geblendet thaten, und daß gegen die Katholiken in Irland Staatsmänner und Feldherrn das Geschäft der heiligen Inquisition übernehmen. Die Intoleranz der abergläubischen Spanier wurde durch tausend Federn dem öffentlichen Abscheu preis gegeben; die des philosophischen Volks wurde kaum von einigen Schriftstellern gerügt.

Es wäre für den Zwek dieses Aufsazes zu weitläufig, die Regierung in allen ihren Schritten, die sie seit zwei Jahrzehenden zur Begründung ihrer Eigenmacht und zur Zerstörung der öffentlichen Freiheit that, zu verfolgen. Das Gesagte mag auch zu dem Beweise hinreichen, daß die Krone ihre Vorrechte zum Nachtheil der Konstitution erweitert oder misbraucht hat; daß die beiden Häuser des Parlaments eine strafbare Gefälligkeit gegen die vollziehende Gewalt zeigten, welche ihre Abhängigkeit von derselben beurkundet, und daß endlich eine Parlamentsreform, welche die Nationalrepresentation auf ihre natürlichen Grundsäze zurükführt, allein die geschlagenen Wunden heilen und den mannigfaltigen Misbräuchen, die sich mit jedem Tage häufen, begegnen kann.

V.

Geschichte der Zeit.

England.

Die Hoffnung, den Segen eines allgemeinen Friedens Europa, nach langen Erschütterungen und Leiden, wieder gegeben zu sehen, gieng bis izt noch nicht in Erfüllung. Die Unterhandlungen zwischen Frankreich und England, die Auswechselung der Kriegsgefangenen betreffend, werden fortgesezt; aber die Langsamkeit, die in dem Gange derselben herrscht, und der lezteren Macht zur Last zu fallen scheint, ist keine günstige Vorbedeutung für den Erfolg verwikelterer Negoziationen, die zu einem Seefrieden führen könnten. Großbritannien bleibt seinem alten Systeme getreu, und die Stürme, welche die gegenwärtige Administration bedroheten, sind ohne Gefahr vorübergezogen. Das Volk klagt; aber seine Klagen und die vielfältigen Bittschriften der misvergnügten Städte und Grafschaften, die sich nach einer bessern Ordnung der Dinge sehnen, finden kein Gehör. Die Regierung, der Majorität in den beiden Häusern des Parlaments gewiß, verfolgt den lang betretenen Pfad, auf dem

ihr die Verwaltung Pitts zum unfehlbaren Wegweiser zu dienen scheint.

Den 21. Juni machte Lord Grey im Oberhause die angekündigte Motion, die Untersuchung des Zustandes der Nation betreffend, die er mit dem Antrage schloß, die bestehende Administration zu ändern.

»Ich halte es für meine Pflicht, sprach der edle Lord, »meine Gedanken über den gegenwärtigen Zustand des Landes, über die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, »und die inneren und äußeren Verhältnisse der Entscheidung »des Hauses vorzulegen. Die jährlichen Staatsausgaben »sind in einer sehr kurzen Zeit von 16 bis auf 45 Millionen »gestiegen. Dadurch ist dem Volke eine ungeheure Last von »Abgaben auferlegt worden, deren Erhebung mit einer grausamen Strenge betrieben wird. Nach einem langen Kriege »sehnt sich das Land nach Ruhe und Frieden, wozu ich keine »Hoffnung sehe; und wünschten wir auch den Frieden, dann »begreife ich nicht, wie er auf eine sichre und ehrenvolle Art »geschlossen werden könnte. Es giebt kein politisches Gleichgewicht mehr. Allenthalben ist der Einfluß von Frankreich »überwiegend. Vielleicht wird es auch bald im Besitze der »spanischen Seepläze seyn, und dann über den Handel von »Europa gebieten. Wir werden es endlich alle Mittel aufbieten sehen, um dieses Land zu besiegen; ein langer und »furchtbarer Kampf ist unvermeidlich. Auf diesen Zeitpunkt müssen wir uns durch einen sparsamen Gebrauch »unsrer Hilfsquellen vorbereiten, und dieselbe nicht durch »fruchtlose Unternehmungen verschwenden.

»So sehr ich auch die Beredsamkeit bewundere, mit »welcher ein edler Marquis (Wellesley) uns die Sache »Spaniens anempfohlen hat, so hat er mich doch nicht überzeugt. Es ist nicht genug, daß dieses Land in seinem gegenwärtigen Zustande unsre nachdrükliche Unterstüzung verdient,

»man muß auch beweisen, daß seine Einwohner zu handeln »fähig sind, und ihre Anstrengungen wenigstens mit einiger »Wahrscheinlichkeit einen glüklichen Erfolg versprechen. »Nach dem traurigen Schiksale der von dem General Moore »befehligten Expedition hätte man für Spanien nichts un»ternehmen sollen, ohne die vollkommenste Gewißheit der »thätigen Mitwirkung seiner Regierung und des Volks er»halten zu haben; aber die Unvorsichtigkeit der Minister hat »daselbst eine zweite Armee aufs Spiel gesezt, und einem »gewissen Verderben Preis gegeben. Uiberhaupt bietet das »Feld der kriegerischen Unternehmungen allenthalben reichen »Stoff zur Anklage gegen die gegenwärtige Verwaltung »dar.

»Die politischen Masregeln derselben gegen fremde Höfe »bezeugen nicht weniger ihre Unfähigkeit. Durch ihre grau»same Politik wurde Dänemark genöthigt, in die Reihe »unsrer zahlreichen Feinde zu treten. Sizilien hat sich bis »izt gehalten, muß aber auch fallen, wenn die Regierungs»form dieser Insel nicht gänzlich verändert wird. Gegen »Amerika haben unsre Minister auf eine höchst beleidigende »Art gehandelt. Wie ihre äußere Politik, so ist auch die »innere. Ihre Art, die nöthigen Staatsausgaben zu bestrei»ten, ist ein unseliger, vorläufiger Versuch, der zum gänz»lichen Verderben ausschlägt. Das baare Geld ist unter »ihrer Administration verschwunden, und Papier an dessen »Stelle getreten, welches spät oder frühe höchst nachtheilige »Folgen haben muß.

»Eine Reform in vielen Zweigen der Staatsverwaltung »und selbst in der Konstitution habe ich oft empfohlen. Un»nüze Aemter sollten nach und nach vermindert, und die »Nation nicht mehr dadurch zum Misvergnügen gereizt wer»den, daß man einträgliche Stellen ohne Geschäfte an »Leute vergiebt, die ihr verhaßt sind. Von allem dem

» ist nichts geschehen. Eine Parlamentsreform, aber nicht » ein Umsturz des Gebäudes, sondern eine langsame und » vorsichtige Ausbesserung hatte immer meinen Beifall, und » wird ihn auch in Zukunft immer haben; aber von theoreti» schen Entwürfen bin ich ein entschiedener Feind. Nur die » Ausführbarkeit und der augenscheinliche Nuzen werden mich » mit einer Reform versöhnen; und ich sage mich hier von » jeder Gemeinschaft mit Menschen los, die das Wort Re» form immer auf der Zunge führen, aber wilde und ver» zweifelte Neuerungen zum Zweke haben. Ich billige die » gegen Burdett genommenen Masregeln. In der Hoffnung, » daß die Mitglieder dieses Hauses in dem, was ich zum » Tadel der Minister gesagt habe, mit mir übereinstimmen, » trage ich auf eine Adresse an Se. Majestät an, in welcher » das Haus der Lords die Uiberzeugung von der Nothwen» digkeit einer bessern Verwaltung zu erkennen giebt. »

Lord Liverpool übernahm die Vertheidigung der Minister. Besonders erfreut war er darüber, daß Grey unter den gegenwärtigen Umständen die Privilegien des Parlaments so bestimmt in Schuz nahm. » Die Representanten » des Volks, sagte er, müssen bei der Erfüllung ihrer Pflich» ten über jede Furcht von Drohungen und Beleidigungen » erhaben seyn. Von den traurigen Folgen des Gegentheils » hat uns die französische Revolution ein warnendes Beispiel » gegeben. Die Furcht, nicht populär zu scheinen, lähmte » die Zunge der weiseren und aufgeklärteren Patrioten, und » der wilde Geist der Zerstörung siegte. »

In eine Erörterung des wichtigen Gegenstandes der so sehr vermehrten Auflagen ließ sich Lord Liverpool nicht besonders ein; nur über die Zivilliste machte er einige zwekmäßige Bemerkungen. » Die Zivilliste Wilhelms III., sagte » er, betrug jährlich 700,000 Pf. St. Georg II. hatte » deren 800,000; und unter diesen beiden Königen war sie

»nicht regulirt. Die gegenwärtige Zivilliste, die in allen »ihren Theilen bestimmt ist, beläuft sich auf 950,000 Pf. »St. Ich überlasse es jedem Unpartheiischen zu entscheiden, »ob diese unbedeutende Erhöhung mit dem steigenden Preise »aller Bedürfnisse des Lebens im Verhältniß stehe. Was »man auch sagen mag, ich kenne kein Land von einiger »Wohlhabenheit, in welchem die Regierung schlechter bezahlt »wäre. Nordamerika, das keinen König und nur eine Be- »völkerung von 6 Millionen hat, besoldet die vollziehende »Gewalt mit 800,000 Pf. St.» Die Staatseinnahme, versichert der edle Lord, hätte sich vermehrt, und die Armee, weit entfernt, unbedeutender geworden zu seyn, zähle gegenwärtig 27,000 Mann mehr als im Jahre 1807.

Grey's Antrag wurde, wie es sich erwarten ließ, mit 134 Stimmen gegen 72 verworfen; und so war dann eine Sache, der England und ganz Europa mit gespannter Aufmerksamkeit entgegen gesehen hatte, abgethan.

Denselben Tag wurde das Parlament prorogirt, und Sir Francis Burdett in Freiheit gesezt. Lange schon hatten seine zahlreichen Anhänger in der Hauptstadt Anstalten getroffen, ihn in feierlicher Prozession nach seiner Wohnung zu führen, und zu diesem Zweke einen prächtigen Triumphwagen bauen lassen. Das Volk sammelte sich in den Straßen mit violetten Bändern, der Farbe Burdetts, geschmükt, und erwartete die Befreiung seines Lieblings. Viele trugen veilchenblaue Kokarden und sein Brustbild, und allenthalben las man die Inschrift mit großen Buchstaben geschrieben: Burdett und die große Karte! Burdett auf immer! Ein großer Theil der Bevölkerung von London war in froher lermender Bewegung, wogte nach dem Tower und freuete sich des festlichen Tags. Man konnte den Augenblik kaum erwarten, in welchem der Held sich der von Lust trunkenen Menge zeigte, und fand es unbe-

greiflich, daß er sich ihrer Ungeduld so lang entzog. Da lief die Nachricht durch die murmelnde Versammlung, von Haufen zu Haufen, von Straße zu Straße, Burdett habe sich, bei seinem Ausgange von dem Tower, in ein bedektes Boot gesezt, sey über die Themse gefahren, wo ihn auf dem andern Ufer seine Gemahlin erwartete, und habe sich mit derselben in einem Wagen zu einem seiner Freunde aufs Land begeben. So war es auch in der That. Diese traurige Kunde lähmte Anfangs alle Zungen, alle sonst so geschäftigen Glieder der regen Menge. Da ihr aber das Fest wenigstens eben so sehr am Herzen lag als der Held desselben, so zog man den Vortheil aus dem betrübten Falle, der sich noch daraus ziehen ließ, und beschloß den Triumph zu feiern ohne den Triumphator. Der Zug ordnete sich, kam allmählig in Bewegung, und eine fröhliche Musik streuete ihre Harmonie belebend weit umher. Da gieng es durch die Straßen, zu Fuß, zu Roß und Wagen. Schon wehten in der Ferne die weißen Tücher, die blauen Bänder und Fahnen aus den Fenstern der mit Zuschauern gefüllten Häuser dem Befreieten entgegen und die Lippen öffneten sich zum jubelnden Hurrah! als der leere Triumphwagen erschien. Da sanken alle Hände kraftlos nieder, und der halb geöffnete Mund fiel gelähmt wieder zu. So kam der Zug bis an Burdetts Wohnung, und da er auch hier nicht zu finden war, gieng man ärgerlich über die getäuschte schöne Hoffnung auseinander. Die Meisten legten sich, da sie des Tages Last getragen, nun ruhig wieder. Die Unermüdlichsten durchzogen noch die Straßen, warfen einige Fenster ein, verlangten, man solle die Häuser beleuchten, und verlohren sich, da doch alles, was in dieser Welt einen Anfang hat, sich auch endet, unbemerkt, so wie es später ward.

Die Minister und ihre Freunde belustigte dieser komische Ausgang einer mit so viel Ernst begonnenen Handlung

nicht wenig. Man hatte Ursache zufrieden zu seyn, daß sich als Posse endigte, was so leicht ein Trauerspiel hätte werden können, und hatte nicht sehr zuverlässig auf diesen Ausgang gerechnet. Von allen Seiten waren Truppen, und besonders Dragoner nach London gezogen worden. Alle Korps der Freiwilligen stunden unter Waffen. In der Nähe der Hauptstadt lagen Reserven von Kavallerie, Artillerie und Infanterie auf den ersten Wink bereit. Bei der Wohnung eines jeden Staatsministers waren zwei Polizeibeamten mit einer Garde zu Fuß aufgestellt, die erst den 22ten Morgens um 5 Uhr, da alles wieder ruhig war, ihren Posten verlies.

Man weiß nicht, was Burdett bestimmt hat, seine Rolle so schnell zu wechseln. Vielleicht sah er das Gefährliche derselben und den höchst zweifelhaften Erfolg seiner Absichten ein. Vielleicht kennt dieser Mann auch einen höheren Ehrgeiz, als den, das Idol eines unzuverlässigen Pöbels zu seyn. Er hatte nicht allein eine kräftige von dem Parlamente unterstützte Regierung, sondern auch den begüterten Theil der Nation, der bei jeder Erschütterung des Staates zu verliehren hat, und die alte Opposition gegen sich, die würdige und von dem Volke geachtete Männer unter ihren Gliedern zählt. Das Loos der Grachen schien ihm vielleicht nicht beneidenswerth, und er besann sich zur rechten Zeit, daß die Häupter von Insurrektionen, auch wenn sie gelingen, doch gewöhnlich als ihre Opfer fallen. Genug Burdett, der nach einiger Prüfung seiner selbst, wozu er im Tower Zeit hatte, keinen Beruf zum Märterer in sich fühlen mogte, schien bei seiner Befreiung der Mann nicht mehr zu seyn, der er bei seiner Verhaftung gewesen war.

Auch Gales Jones, der wegen einer gegen Herrn Yorke beleidigenden Schrift schon seit dem Anfange des Aprils im Gefängnisse saß, und zu den Auftritten wegen

Burdett, der ihn in Schuz genommen, Gelegenheit gegeben hatte, ward den 21. Juni in Freiheit gesezt. Man glaubte, er würde im Triumphe nach Hause geführt, aber Burdetts stille Auswanderung aus dem Tower hatte das ganze Fest verdorben, und die Menge um alle Fassung gebracht. Gales Jones fuhr in einer Miethkutsche ab. Das Volk spannte ihm indessen doch die Pferde vom Wagen, und zog ihn nach Hause.

Holland.

Wichtiger waren die Ereignisse in Holland, wo wir einen König freiwillig dem Throne, dem Gegenstande des höchsten menschlichen Ehrgeizes, entsagen sahen. Handlungen dieser Art gehören der Weltgeschichte an. Ohne uns in eine Erzählung dieser höchst wichtigen Begebenheit einzulassen, theilen wir die Aktenstüke mit, welche darüber erschienen sind.

I.

»Ludwig Napoleon, durch die Gnade Gottes und die Konstitution des Königreichs König von Holland, Konnetabel von Frankreich.

»Allen denjenigen, die Gegenwärtiges lesen oder lesen hören, Unsern Gruß.

»Holländer! Da ich innig überzeugt bin, daß ich nichts mehr fur Euer Interesse und Euer Wohl vermag, im Gegentheil glaube ein Hinderniß zu seyn, das der Rükkehr der guten Gesinnungen meines Bruders für dieses Land entgegen ist, so habe ich die Krone zu Gunsten meines ältesten Sohnes des Kronprinzen Napoleon Ludwig und seines Bruders des Prinzen Karl Ludwig Napoleon niedergelegt.

Ihre Majestät die Königin ist, vermöge der Konstitution, von Rechtswegen Regentin; bis zu ihrer Ankunft ist die Regentschaft dem Rathe der Minister übertragen.

»Holländer! Ich werde nie ein gutes und tugendhaftes Volk, wie Ihr seyd, vergessen; mein lezter Gedanke wie mein lezter Seufzer werden für Euer Glük seyn. Indem ich euch verlasse, kann ich Euch nicht genug empfehlen, die französischen Soldaten und Agenten gut zu empfangen: es ist das beste Mittel, Sr. Majestät dem Kaiser, von dem Euer Schiksal, das Euer Kinder und Eures Landes gänzlich abhängt, zu gefallen. Gegenwärtig, da die Bosheit und Verläumdung, wenigstens in dem was sich auf Euch bezieht, mich nicht mehr erreichen können, habe ich die gerechte Hoffnung, daß Ihr endlich die Belohnung aller Eurer Aufopferungen, Eurer muthigen Ausdauer und Resignation finden werdet.

»So geschehen zu Harlem, den 1. Juli 1810. — Unterzeichnet: Ludwig Napoleon.»

II.

»Ludwig Napoleon, durch die Gnade Gottes u. s. w. In Erwägung, daß die unglükliche Lage des Königreichs eine Folge des Unwillens des Kaisers meines Bruders gegen mich ist; in Erwägung, daß alle mögliche Anstrengungen und Aufopferungen von meiner Seite, um diesen Zustand der Dinge zu enden, fruchtlos waren; in Erwägung endlich, daß es keinem Zweifel unterliegt, das Unglük welches ich hatte, zu misfallen und die Freundschaft meines Bruders verlohren zu haben, seye die Ursache davon, und ich demnach das wahre Hinderniß, welches der Beendigung aller dieser unaufhörlichen Erörterungen und Misverständnisse entgegen ist, haben wir beschlossen, wie wir durch gegenwärtigen feierlichen Akt, der von unserm Willen herrührt, beschließen, den Rang und die Würde eines Königs

dieses Königreichs Holland, zu Gunsten unsers vielgeliebten Sohnes Napoleon Ludwig, und in seiner Ermangelung, zu Gunsten seines Bruders Karl Ludwig Napoleon niederzulegen, wie wir sie in diesem Augenblike niederlegen.

»Wir wollen über dies, daß der Konstitution gemäß, unter der Garantie Sr. M. des Kaisers unsers Bruders, die Regentschaft Ihrer Majestät der Königin, mit dem Beistande eines Regentschaftsrathes, der provisorisch aus unsern Ministern besteht, denen wir die Bewahrung des minderjährigen Königs bis zur Ankunft Ihrer Majestät der Königin anvertrauen, verbleiben soll.

»Wir befehlen außer dem, daß die verschiedenen Korps unsrer Garde, unter dem Oberbefehle unsres Oberstallmeisters und Generallieutenants Bruno, und nach ihm, unter dem des Generals Sels, bei dem minderjährigen Könige dieses Königreichs den Dienst thun und fortsezen, und daß die Großbeamten der Krone, so wie die Zivil- und Militärbeamten unsres Hauses ebenfalls ihren Dienst bei seiner Person fortsezen sollen.

»So geschehen und gegenwärtigen Akt eigenhändig abgeschlossen, der zur Kenntniß des gesezgebenden Körpers gebracht, und bei ihm niedergelegt bleiben soll; mit Vorbehalt, daß die nöthigen Abschriften ertheilt und auf eine beglaubigte Art in der gehörigen Form bekannt gemacht werden.

»Harlem, den 1. Juli 1810.

Unterzeichnet: Ludwig Napoleon.»

In dem französischen offiziellen Blatte vom 9. Juli erschien die hier mitgetheilte Entsagungsakte, aber aus Amsterdam vom 3. datirt, und ohne die Erwägungen, durch welche der König im Eingang seinen Entschluß motivirt. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte Sr. Majestät die angeführte Akte mit einem Bericht übergeben, den wir hier mittheilen.

III.

Bericht an den Kaiser.

Paris, vom 9ten Juli 1810.

Sir,

Ich habe die Ehre, Ewr. Majestät einen Akt des Königs von Holland vom 3ten dieses Monats vor Augen zu legen, durch welchen dieser Monarch erklärt, daß er der Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes entsagt, der Konstitution zufolge der Königin die Regentschaft überläßt, und einen Regentschaftsrath niedersezt, der aus seinen Ministern besteht. Ein solcher Akt, Sir, hätte nicht erscheinen sollen, als nachdem er mit Ewr. Majestät verabredet worden war; er kann, ohne die Einwilligung Derselben, keine Kraft haben. Soll Ewe. Majestät die von dem Könige von Holland gemachte Verfügung bestätigen?

Die Vereinigung von Belgien mit Frankreich hat die Unabhängigkeit Hollands vernichtet; sein System ist nothwendig das von Frankreich geworden; es ist genöthigt, an allen Seekriegen, die Frankreich hat, Theil zu nehmen, als wenn es eine seiner Provinzen wäre. Seit der Errichtung des Arsenals der Schelde und der Vereinigung der Provinzen, welche die Departemente der Rheinmündungen und der Scheldemündungen bilden, mit Frankreich, ist die Existenz von Holland in Bezug auf seinen Handel ungewiß geworden. Die Kaufleute von Antwerpen, Gent, Middelburg, die ohne Hindernisse ihre Spekulationen bis an die äußersten Grenzen des Reichs, zu dem sie gehören, ausdehnen können, müssen nothwendiger Weise den Handel treiben, den Holland trieb. Schon sind Rotterdam und Dortrecht ihrem Verfalle nahe, da diese Städte den Rheinhandel verlieren, der durch die neue Grenze, gerade in die Häfen der Schelde geht, indem er über den Biesbosch

geführt wird. Der noch nicht zum Reiche gehörende Theil Hollands ist der Vortheile beraubt, welche der damit vereinigte Theil genießt. Da indessen Holland gezwungen ist, mit Frankreich gemeine Sache zu machen, so wird es die Lasten dieser Verbindung zu tragen haben, ohne die Wohlthaten davon zu erhalten.

Holland ist unter der Last seiner Staatsschuld niedergedrükt, die 85 bis 90 Millionen, nemlich ein Viertheil mehr beträgt, als die Schuld des ganzen Reichs; und wenn man eine Herabsezung durch die Regierung des Landes in Vorschlag brächte, so würde es nicht in ihrer Gewalt liegen, die Unverlezlichkeit und Beständigkeit dieser Verfügung zu verbürgen, weil diese Schuld, auch sogar auf 30 Millionen herabgesezt, noch die Mittel und wirklichen Kräfte dieses Landes übersteigen würde. Man schäzt, daß Holland das Dreifache von dem bezahlt, was man in Frankreich abgiebt. Das Volk seufzet unter der Last von 23 Arten verschiedener Abgaben; die holländische Nation erliegt unter ihren Steuern; sie kann sie nicht mehr bezahlen.

Und gleichwohl erfodern die nothwendigen Ausgaben der Regierung, daß die Last vermehrt werde. Das Budjet der Marine bestand, im Jahr 1809, nur aus drei Millionen Gulden, welche kaum hinreichend gewesen sind, die Verwaltung, die Generalstäbe und das Korps der Marine zu bezahlen, und die Arsenale zu unterhalten; die aber nicht die Ausrüstung eines einzigen Kriegsschiffes erlaubt haben. Um die Ausrüstungen zu Stande zu bringen, die im Jahr 1810 verordnet wurden, und die das Minimum der zur Vertheidigung Hollands gehörigen Seemacht sind, wird das Dreifache dieser Summe erfodert. Das Budjet vom Kriegswesen reicht kaum für die Unterhaltung der Festungen und von 16 Bataillonen hin: und während dem zwei Departemente von solcher Wichtigkeit bei weitem das nicht haben, was sie zur

Behauptung der Ehre und Würde der Unabhängigkeit brauchen, hörte man auf, die Interessen der Staatsschuld zu bezahlen; sie sind um mehr als anderthalb Jahre zurük.

Wenn Ewe. Majestät in einem solchen Zustand der Dinge die lezten Verfügungen beibehält, indem Dieselbe Holland eine provisorische Regierung giebt, so verlängert Sie nur seinen schmerzlichen Todeskampf. Wenn die Regierung eines Prinzen, im kräftigsten Alter, dieses Land in einem solchen Zustande von Leiden ließ, was könnte es von einer langen Minderjährigkeit hoffen! Es kann also nur durch eine neue Ordnung der Dinge gerettet werden. Die Zeit der Kraft und des Wohlstands von Holland ist die gewesen, wo es einen Theil von der grösten Monarchie ausmachte, die damals in Europa war. Die Vereinigung mit dem großen Reiche ist der einzige feste Zustand, worin sich Holland kunftig von seinen Leiden und seinen langen Abwechselungen erholen, und seinen alten Wohlstand wieder finden kann.

Demnach muß Ewe. Majestät diese Vereinigung für das Interesse, oder vielmehr für die Rettung Hollands aussprechen; es muß Theil an unsern Vortheilen nehmen, so wie es schon mit unsren Ungemachen verbunden ist. Aber ein anderes Interesse zeigt Ewr. Majestät noch gebieterischer das Benehmen an, welches Dieselbe befolgen muß.

Holland ist gleichsam ein Ausfluß von Frankreichs Gebiet; es ist die Ergänzung vom Reiche; um den Rhein ganz zu besizen, muß Ewe. Majestät bis an den Südersee gehen. Alsdann werden alle Flüsse, die in Frankreich entspringen, oder seine Grenzen bespülen, ihm bis an das Meer angehören. In fremden Händen den Ausfluß unsrer Ströme lassen, heißt, Sir, Ihre Macht auf eine schlecht begrenzte Monarchie einschränken, anstatt einen kaiserlichen Thron zu errichten.

In fremden Händen die Mündungen des Rheins, der Maas und der Schelde lassen, heißt, ihnen Ihre eigne Ge-

sezgebung unterwerfen; es heißt, den Handel und die Manufakturen Ihrer Staaten dem Besizer dieser Mündungen zinsbar machen; es heißt, einen fremden Einfluß auf das zulassen, was am meisten das Glük Ihrer Unterthanen interessirt. Die Vereinigung Hollands ist noch nothwendig, um das System des Reichs vollständig zu machen, vorzüglich seit den Befehlen des brittischen Raths vom November 1807. Zweimal, seit dieser Epoche, ist Ewe. Majestät gezwungen worden, dem holländischen Handel Ihre Zölle zu verschließen, und durch diese Masregel war Holland vom Reiche und dem Kontinente getrennt. Nach dem Wiener Frieden hatte Ewe. Majestät den Gedanken, die Vereinigung zu bewerkstelligen. Dieselbe wurde durch Gründe, die nicht mehr bestehen, davon abgewendet; Sie begnügte sich ungerne mit dem Vertrag vom 14ten März, der die Leiden von Holland erschwert hat, ohne einen von den Zweken Ewr. Majestät zu erfüllen. Izt hat sich das Hinderniß, das Sie aufhielt, von selbst gehoben. Ewe. Majestät ist es Ihrem Reiche schuldig, dieses Ereigniß, das so natürlich die Vereinigung herbeiführt, zu benuzen. Es kann kein günstigeres für die Ausführung Ihrer Pläne geben.

Ewe. Majestät hat in Antwerpen ein mächtiges Arsenal errichtet. Die erstaunte Schelde ist stolz darauf, schon zwanzig Kriegsschiffe vom ersten Range mit der kaiserlichen Flagge zu sehen, die ihre sonst kaum von einigen Handelsschiffen besuchten Ufer beschüzen. Aber die weitschichtigen Pläne Ewr. Majestät in dieser Hinsicht können in ihrer ganzen Ausdehnung nicht anders ausgeführt werden, als durch die Vereinigung Hollands; sie ist zur Ergänzung einer so wunderbaren Schöpfung nothwendig. Mit der Energie der Regierung Ewr. Majestät wird das nächste Jahr nicht zu Ende gehen, ohne daß durch die Anwendung der Hilfsmittel fürs Seewesen, welche Holland darbietet, eine Eskader

von 40 Kriegsschiffen und eine große Anzahl Linientruppen auf der Schelde und im Texel vereinigt werden können, um der brittischen Regierung die Meere streitig zu machen, und ihre tyrannischen Anmaßungen zurükzuweisen.

Demnach ist es nicht blos das Interesse von Frankreich, welches die Vereinigung fodert; es ist auch das von dem Kontinental-Europa, welches Frankreich auffodert, den Verlust an seiner Marine zu ersezen, um den Feind des Wohlstands von Europa, dessen Industrie er nicht vernichten konnte, aber dessen Verbindungen er durch seine ausschweifenden Anmaßungen und die große Anzahl seiner Schiffe hindert, auf seinem eignen Elemente zu bekämpfen. Endlich vergrößert die Vereinigung Hollands das Reich, indem es seine Grenzen mehr einschließt, die sie beschüzt, und indem sie die Sicherheit seiner Arsenäle und Werfte vermehrt. Sie bereichert es mit einem arbeitsamen, sparsamen und fleisigen Volke, welches dem öffentlichen Wohle dienen wird, indem es an seinem besondern arbeitet. Es giebt kein Volk, das schäzbarer und mehr geeignet wäre, die Vortheile zu benuzen, welche die liberalen Geseze Ihrer Regierung der Industrie darbieten. Frankreich kann keine kostbarere Erwerbung machen.

Die Vereinigung Hollands mit Frankreich ist die nothwendige Folge der Vereinigung Belgiens. Sie macht das Reich Ewr. Majestät und die Ausführung Ihres Systems in Hinsicht des Kriegs, der Politik und des Handels vollständig. Es ist ein erster Schritt, aber ein nothwendiger zur Herstellung Ihrer Marine; endlich ist es der empfindlichste Schlag, den Ewe. Majestät England beibringen kann.

Was den jungen Prinzen betrifft, der Ewr. Majestät so theuer ist, so hat er schon die Wirkungen von dem besondern Wohlwollen Derselben empfunden. Dieselbe hat ihm

das Großherzogthum Berg gegeben. Er hat also kein neues Etablissement nöthig.

Ich habe die Ehre, Ewr. Majestät den beigefügten Dekretsentwurf vorzuschlagen.

Ich bin u. s. w.

Unterz.: Champagny, Herzog v. Cadore.

IV.

Im Pallast von Rambouillet, den 9ten Juli 1810.

Napoleon, u. s. w.

Wir haben dekretirt und dekretiren was folgt:

Erster Titel.

1. Holland ist mit Frankreich vereinigt.

2. Die Stadt Amsterdam soll die dritte Stadt vom Reiche seyn.

3. Holland soll sechs Senatoren, sechs Deputirte im Staatsrath, 25 Deputirte beim gesezgebenden Körper, und zwei Richter beim Kassationshofe haben.

4. Die Land- und Seeoffiziere, von jedem Grade, sind in ihren Anstellungen bestätigt. Es sollen ihnen Brevets, von uns unterzeichnet, zugestellt werden. Die königliche Garde wird mit unsrer Kaisergarde vereinigt.

Zweiter Titel.

Von der Verwaltung im Jahr 1810.

5. Der Herzog von Piacenza, Reichserzschazmeister, soll sich in der Eigenschaft unsres Generallieutenants nach Amsterdam begeben. Er soll beim Rath der Minister den Vorsiz führen, und die Ausfertigung der Geschäfte über sich haben.

Seine Amtsverrichtungen hören am 1ten Jänner 1811 auf, wo die französische Verwaltung eingeführt wird.

6. Alle öffentliche Beamten, von jeder Klasse, sind in ihren Stellen bestätigt.

Dritter Titel.

Von den Finanzen.

7. Die gegenwärtigen Steuern sollen bis zum 1ten Jänner 1811 forterhoben werden, wo das Land von seinen Lasten befreit und die Auflagen auf denselben Fuß wie im übrigen Reiche gesezt werden.

8. Das Einnahms- und Ausgabsbudjet soll vor dem künftigen ersten August unsrer Genehmigung vorgelegt werden.

Die Interessen der Staatsschuld sollen für 1810 nur mit einem Drittel vom gegenwärtigen Stande in Ausgabe kommen.

Die noch unbezahlten Interessen der Schuld von 1808 und 1809 sollen, auf das Drittel zurükgebracht, im Budjet von 1810 zur Ausgabe kommen.

9. Die an der Grenze bestehenden Zölle, welche nicht die von Frankreich sind, sollen auf Betreiben unsers Generaldirektors der Mauth organisirt werden. Die holländischen Zölle werden damit vereinigt.

Die Mauthlinie, die auf der Grenze von Frankreich besteht, soll nur bis zum 1ten Jänner 1811 beibehalten werden, wo sie aufgehoben und die Kommunikation von Holland mit dem Reiche frei seyn wird.

10. Die Kolonialwaaren, die sich gegenwärtig in Holland befinden, sollen, vermittelst einer Gebühr von 50 Prozenten vom Werth dieser Waaren, ihren Eigenthümern bleiben. Vor dem ersten September längstens soll eine Deklaration darüber gemacht werden.

Sobald diese Waaren die Gebühren bezahlt haben, können sie in Frankreich eingeführt werden und im ganzen Umfang des Reichs in Umlauf kommen.

Vierter Titel.

1. In Amsterdam soll es eine Spezialverwaltung geben, bei welcher einer von unsren Staatsräthen den Vorsiz hat, und der die Aufsicht und die nöthigen Fonds anvertraut werden, um für die Ausbesserungen der Dämme, Polders und andre öffentlichen Arbeiten zu sorgen.

Fünfter Titel.

12. In dem Laufe des gegenwärtigen Monats soll durch den gesezgebenden Körper von Holland eine Kommission von fünfzehn Mitgliedern ernennt werden, die sich nach Paris begiebt, um einen Rath zu bilden, der zum Zweke hat, alles, was sich auf die Staats- und Gemeindeschulden bezieht, definitiv zu reguliren, und die Grundsäze der Vereinigung mit den Lokalitäten und den Interessen des Landes in Uibereinstimmung zu bringen.

13. Unsre Minister sind mit der Vollziehung des gegenwärtigen Dekrets beauftragt.

Unterzeichnet: Napoleon.

Auf Befehl des Kaisers,

Der Minister Staatssekretär,

Unterz.: H. B. Herzog von Bassano.

Schweden.

Sehen wir in Holland einen König, in der Blüthe seines Alters, in den Privatstand zurükkehren, dann fragt man sich, welche Gründe ihn zu diesem Schritte bestimmt haben können. Der Kaiser sprach ein strenges Urtheil über ihn, da er zu seinem Sohne, dem Prinzen Napoleon, Großherzog von Berg, bei seiner Ankunft in Saint-Cloud, den 20. Juli, die ewig denkwürdigen Worte sagte, welche

die Weltgeschichte aufbewahren wird: » Komme mein Sohn, » ich will dein Vater seyn, und du wirst nichts dabei ver» liehren. Das Betragen deines Vaters betrübt mein Herz; » nur seine Krankheit kann es erklären. Bist du einmal » groß, dann wirst du seine und deine Schuld abtragen. » In welche Lage dich auch meine Politik und das Interesse » meines Reichs sezen mögen, vergesse nie, daß deine ersten » Pflichten gegen mich und die zweiten gegen Frankreich sind: » alle deine übrigen Pflichten, selbst gegen die Völker, die » ich dir anvertrauen könnte, kommen erst nach diesen.*) »

Etwas über einen Monath früher sahen wir in Schweden den Erben des Throns, durch einen raschen Tod, den Hoffnungen seiner Nation entrissen. Der Kronprinz **Karl August**, aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der von Karl XIII., nach der Ausschliesung des vorigen Königs und seiner Familie vom schwedischen Throne, an Kindesstatt angenommen und von den Reichsständen als sein Nachfolger anerkannt worden war, verschied den 28. Mai. Aus den feindlichen Reihen, an deren Spize er in Norwegen gegen Schweden kämpfte, war er von den Schweden selbst auf den schwedischen Thron berufen worden: eine seltne Ehre, der ihn seine vortrefflichen Eigenschaften würdig machten. Obgleich zum Soldaten bestimmt, und als solcher gebildet, verband der Kronprinz doch mit dem ausdauernden Muthe und den übrigen Vorzügen seines Standes auch die Tugenden des bürgerlichen Lebens in einem hohen Grade. Den 2. Jänner hatte er den schwedischen Boden, über den er einst herrschen sollte, betreten, und fünf Monate später war er nicht mehr. Von den Soldaten und besonders von dem Bürger- und Bauernstande

*) Moniteur du 24 Juillet 1810.

ward er sehr geliebt, und hatte sich vielleicht eben dadurch die Neigung eines Theils der höheren Stände nicht erworben; auch fühlte das Volk seinen Verlust am schmerzlichsten.

Der Kronprinz reiste nach Schonen, um seinen Bruder den Herzog von Augustenburg zu sehen, der ihn daselbst besuchen wollte. Er hatte sich, nach der Aussage eines Augenzeugen, des Kammerherrn Grafen Sparre, einige Tage in Ramlöse aufgehalten, und war vollkommen gesund, bei munterer und guter Laune, Nachmittags um 2 Uhr auf der Quidinger Haide angekommen. Hier stunden das Mörnersche Husarenregiment und einige Eskadronen von dem Schonschen Husarenregimente, welche der Prinz manövriren sehen wollte. In dieser Absicht stieg er zu Pferde, und ritt schnell davon. Nach einigen Manövres bildete sich das Mörnersche Regiment in zwei Treffen, wobei der Prinz nach der linken Seite ritt, und vom Pferde fiel. Der Graf, welcher sich in einiger Entfernung befand, sprengte herbei, fand aber den Prinzen auf der Erde liegend, ohne Bewußtseyn und dem Tode nahe. Gegenwärtig waren noch der Obristlieutenant Holst und die beiden Ordonnanzoffiziere, der Rittmeister Hagg und der Baron von Bronkow. Man holte in größter Eile den Leibarzt des Prinzen, Doktor Rossi, der ihm eine Ader öffnete, und jedes Mittel versuchte, um seinen Herrn ins Leben zurükzurufen. Alle angewandte Muhe war fruchtlos. Der Kronprinz ward nun in einem Bette nach dem Hause des Predigers in Quidinge gebracht, wo er ohne alle Zeichen des Lebens lag.

Mit dieser Aussage stimmen die des Obristlieutenants Holst und der beiden angeführten Ordonnanzoffiziere überein. Diese, wie die übrigen Anwesenden erklärten, kein Pferd oder Reiter sey bei diesem Zufalle in der Nähe Sr. k. Hoheit gewesen, auch sey Niemand auf den Prinzen zugeritten, oder habe auf die entfernteste Weise zu diesem unglüklichen

Ereignisse etwas beigetragen. Da die Nachricht von dem Tode des geliebten Kronprinzen bei dem Könige eintraf, befahl er dem Leibarzt Pontin und dem Lehrer der Medizin Benzelius sogleich nach Schonen zu eilen, um mit mehrern dortigen Aerzten und in Gegenwart einiger angesehenen Männer die Leiche zu öffnen. Die Aerzte erklärten, der Prinz sey am Schlage gestorben, und dieser eine Folge der Stokung des Blutes in den Blutgefäßen des Kopfes gewesen.

Gegen das Zeugniß derjenigen, welche bei dem Hinscheiden des Prinzen gegenwärtig waren, und gegen das Gutachten der Aerzte, die den Leichnam untersucht hatten, erhielt sich in dem Publikum das Gerücht, der theure Kronprinz, die Hoffnung des Vaterlands, sey keines natürlichen Todes gestorben. In der Erzählung der Umstände, die diesen schmerzlichen Verlust herbeigeführt haben könnten, herrschten einige wiewohl nicht bedeutende Widersprüche. Bald hörte man die Versicherung, der Prinz habe sich schon einige Zeit nicht wohl befunden und an Fieberanfällen gelitten; bald sagte man, er seye vollkommen gesund gewesen und habe an demselben Tag, wo er verschied, in Helsingborg noch mit guter Eßlust gefrühstükt. Es wurde öffentlich erzählt, eine verrätherische Kugel habe ihm auf der Quidinger Haide das Leben geraubt, wie es dann bei wichtigen Ereignissen nie an mannigfaltigen Erklärungsarten derselben fehlt.

Indessen herrschte unter dem Volke, und besonders in der Hauptstadt, eine dumpfe Gährung. Der unstete Gang der öffentlichen Angelegenheiten unter dem vorigen Könige, der rasche Wechsel der Ereignisse und selbst die Veränderung des Regentenhauses hatten die Gemüther gereizt und für Veränderungen empfänglich gebildet. Es ist sehr schwer, ein Volk aus seiner gewöhnten Lage zu bringen; hat es sie

aber auch einmal verlassen, dann ist es noch schwerer, es wieder zu derselben zurükzuführen. Nichts hütet die alte Ordnung besser als der alte Glaube und die alten Sitten und Gebräuche.

Während dem man noch mit der Erklärung der Todesart des Kronprinzen beschäftigt war, kam die Leiche mit einem glänzenden Zuge, den 20. Juni, in Stokholm an. Einige Eskadronen von der Leibgarde zu Pferde und eine große Anzahl Staats- und Hofbeamten begleiteten sie. Der Reichsmarschall Graf Axel von Fersen, ein Mann von beiläufig 60 Jahren, der ein vielseitiges Leben hinter sich hatte, und von dem Volke gehaßt ward, befand sich in einem sechsspännigen Wagen bei dem Gefolge. Da dieses über einen offenen Plaz kam, wo die Haufen sich dichter drängten, wurde der Graf mit lautem Geschrei und Steinwürfen empfangen, so daß er sich endlich genöthigt sah auszusteigen, und Rettung in einem benachbarten Hause zu suchen. Der Zug gieng indessen in feierlichem Schritte fort, und nur das Volk, das rachgierig seine Beute verfolgte, blieb zurük. Die Generäle Adlerkreuz und Silfversparre, welche eingetroffen waren, suchten die Menge zu beruhigen, die mit wüthendem Geschrei die Mörder des Kronprinzen foderte. Der General Silfversparre gieng in das Haus, in welchem sich Fersen befand, und es gelang ihm, denselben in ein entlegenes Zimmer zu bringen. Vergebens bemühte er sich das Volk mit dem Antrage zu besänftigen, er wolle den Grafen gefangen nach dem Rathhause bringen, wenn man ihm verspräche, denselben nicht zu mishandeln. Es war hier von Bedingungen keine Rede, und die Wuth des Pöbels foderte ihr Opfer.

Diejenigen, welche in das Haus gedrungen waren, in welchem sich Fersen befand, warfen dessen Orden, Degen und Mantel durch die Fenster auf die Straße, und das

Volk zerriß sie in tausend Stüke. Endlich brachte Silfversparre den Grafen, sezte sich zu Pferde und ließ den Gefangenen, den er nach dem Rathhause führen wollte, dicht neben sich gehen. Das Ansehen des Generals und seine Bitten konnten den Verhaßten nicht retten. Alles drängte sich hinzu, um ihn mit Steinen zu werfen, oder mit Fäusten und Stöken zu schlagen. Da er endlich so über den Markt an dem Rathhause eingetroffen war, und die Treppe hinaufsteigen wollte, warf ihn das Volk herunter, ermordete ihn auf dem Pflaster und trat den nakten, entstellten Leichnam, der zur Schau ausgestellt ward, mit Füßen.

Diese Rache sättigte die Menge nicht; sie foderte den Grafen af Ugglas, die Gräfin Piper, eine Schwester des Ermordeten, und noch andre, deren Namen in der späteren schwedischen Geschichte nicht unbekannt sind. Indessen hatte man in Eile Truppen zusammengezogen, um die Ruhe wiederherzustellen. Der König selbst war, bei der ersten Nachricht von der in der Hauptstadt ausgebrochenen Gährung, aus Haga daselbst eingetroffen. Mehrere in seinem Namen erlassene Proklamationen mahnten das Volk zum Frieden und zur Ordnung. Wirksamer waren die Bemühungen der Truppen, welche die Stadt durchzogen, um die Straßen zu reinigen. Anfangs waren sie mit Lästerungen und Steinwürfen empfangen worden, und es kam an mehrern Orten zu förmlichen Gefechten, in denen einige Menschen getödtet und eine größere Anzahl verwundet wurden; endlich ward aber der Soldat über die Menge Herr und die Ruhe hergestellt. Durch vorsichtige und strenge Polizeimasregeln und einen klugen Gebrauch der bewaffneten Macht blieb sie auch die folgenden Tage, bis auf einige zum Theil gelungene Versuche Feuer anzulegen, ungestört.

Unter dem 7. Juni befahl der König dem Justizkanzler alle nöthigen Verhöre und Untersuchungen anzustellen, um

zu erfahren, ob der Kronprinz eines natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben sey, und auf wem, in diesem Falle, der Verdacht des Verbrechens laste. Die Polizei traf sogleich die nöthigen Anstalten, um die Dienerschaft des Verstorbenen und diejenigen Personen, welche in den lezten Tagen seines Lebens um ihn waren, vorzuladen und ihre Aussagen aufzunehmen. Dem Resultate dieser Untersuchung sieht man mit Ungeduld entgegen. Uiberdies hatte der König demjenigen eine Belohnung von 20,000 Reichsthaler versprochen, welcher beweisen würde, daß der Kronprinz ums Leben gebracht worden sey, und den Namen des Thäters angeben könnte. Das Gerücht seiner Vergiftung war so allgemein, daß man diese Schritte der Gerechtigkeit und der öffentlichen Meinung schuldig zu seyn glaubte.

Durch einen königlichen Brief vom 1. Juni wurden die Stände des schwedischen Reichs zu einem außerordentlichen Reichstag, auf den 23. Juli, zusammenberufen, um, wegen dem eingetretenen Tode des Kronprinzen, die Thronfolge zu bestimmen. Es scheint in dem Interesse Frankreichs zu liegen, die Vereinigung von Schweden mit Dänemark zu begünstigen. Rußland hat sich in den spätern Zeiten so unverhältnißmäßig vergrößert, daß keine Macht im Norden gegen seinen überwiegenden Einfluß eine Art von Gegengewicht bilden kann. Hat Rußland, nach einiger Zeit, seine Kräfte nur zum Theil entwikelt, dann wird es von ihm abhängen, ob es seine westliche Nachbarn als eigne Staaten bestehen lassen, oder in Provinzen seines ungeheuren Reichs verwandeln will. Es ist die Politik aller Regierungen, denen Rußlands Größe einst gefährlich werden könnte, diese Macht mit kräftigen Nachbarn zu umgeben, um, im Falle eines Kriegs, in ihnen starke Alliirte zu finden; da Nachbarn und Feinde, nach dem Sprachgebrauche der Staatsklugheit, und auch schon durch die Natur der Dinge, Synonyme sind. Dänemark und

Schweden haben von Rußland nur zu fürchten, und von Frankreich nur zu hoffen. Frankreich ist ihr natürlicher Bundesgenosse, der an ihrem Wohlseyn und an ihrer Vergrößerung einen aufrichtigen Antheil nehmen kann.

Auch gegen England würde Schweden mit Dänemark verbunden eine ansehnlichere und zuverlässigere Macht bilden. Gehorcht die skandinavische Halbinsel einem Szepter, dann lassen sich dieselben Masregeln leichter auf die ganze Ostsee ausdehnen, und der Kontinentalbund ist desto enger und fester gegen die brittischen Inseln geknüpft. Aus allen diesen Gründen dürfte der König von Dänemark auf dem schwedischen Reichstage als künftiger Thronerbe von Schweden eine starke Unterstüzung finden, obgleich Karl XIII. für den regierenden Herzog von Augustenburg, des Verstorbenen Bruder, gestimmt zu seyn scheint, und seiner Meinung wahrscheinlich den Sieg verschaffen wird. Dieselben Ursachen, aus denen Frankreich die Vereinigung dieser beiden Staaten gern sehen mag, werden auch Rußland und England bestimmen, derselben alle Hindernisse entgegenzusezen; und obgleich sie, in diesem Augenblike, über andre Gegenstände mit einander im Kriege sind, so möchten sie sich doch leicht über diesen Punkt verstehen.

I.

Gedichte.

Das Rheinthal bei Mainz.

Zweite Elegie.

Frühe, mein freundlicher Gast! sind wir dem Lager entflohen;
Siehst du Aurorens Bild lächeln im Spiegel des Rheins?
Purpurner Nimbus umwallt des Doms beleuchtete Thürme,
Und aus den Fenstern der Stadt flammet ein röthlicher Schein.
Einst erschien dort der Funke des Guttenbergischen Geistes,
Der zur Sonne nun ward, welche die Menschheit erhellt.
Was dem griechischen Forscher Pallas Athene verhüllte,
Fand der denkende Fleiß deines Bürgers, o Mainz!
Damals lächelte hold der ewige Vater der Menschen,
Als er zum zweitenmal sprach segnend: es werde Licht!

Wie ein elektrischer Schlag durchbebt' es die schlummernden Geister,
Und aus Elisium stieg Roms und Griechenlands Stolz.
Wieder sang uns Homeros, sang uns der liebliche Maro,
Schlug uns die Lyra Horaz, klagte der sanfte Tibull;
Wieder donnern die Redner, wieder lehren die Weisen,
Sophokles tritt im Cothurn vor die verwandelte Welt.

Staunend hörten Barbaren den Wohlklang geschwundener Zeiten,
Ahnend es gäb' auch ein Ruhm, ohne Waffen erkämpft.
Wie im bethauten Grase die unbefiederte Lerche
Sieht nach der Mutter empor, die da schwebt in der Luft;
Langsam wachsen die Federn, sehnend übt sie die Schwingen,
Endlich schmettert ihr Lied hoch aus dem Aether herab;
So entflammte die Sehnsucht, den herrlichen Mustern zu gleichen,
Jeden thätigen Geist, jedes fühlende Herz.

Dieses danken wir dir, glüklichster aller Erfinder!
Wie Colombo die Welt, hast du der Geister Reich,
Wahrlich ein größres Verdienst, bis zu den Sternen erweitert. —
Sein erbeutetes Gold zahlte die Menschheit mit Blut;
Keine schmerzliche Thräne kostet die beste der Künste;
Wenn sie die Thorheit mißbraucht, trägt auch die Thorheit die Schmach.

Völker sprechen zu Völkern, tauschen die Schäze des Wissens,
Mütterlich sorgsam bewahrt, mehrt sie die göttliche Kunst.
Sterblich war einst der Ruhm, sie gab ihm unendliche Dauer,
Ihre Stimme gebeut Kronos gefesselter Macht.
Nimmer verdunkelt der Trug die ewige Sonne der Wahrheit,
Schirmend schwebt ihr die Kunst wolkenverscheuchend voran.

Segne, mein freundlicher Gast! segne den heiligen Boden,
Den sie mit wankendem Fuß schüchterner Kindheit betrat.

Wilhelm Tells Kapelle.

Am hohen Seegestade,
Wo schäumend Wellen schlagen,
Gen Himmel Felsen ragen,
Gethürmt von Gottes Hand;
Wo einst Tyrannen bebten,
Als Tell und Stauffach lebten,
Und an der Edlen Seite
Des Rächers Engel stand;

Wo du, Natur! mit hoher
Und feierlicher Schöne
Im Busen deiner Söhne
Den Flammentrieb geprägt,
Sich Freiheit zu erringen,
Sich Fesseln zu entschwingen,
Die feig auf Sklavennaken
Erschlaffte Wollust trägt:

Wo durch die schlanken Tannen
Der Wind melodisch sauset,
Der wilde Rheinstrom brauset,
Das Hirtenlied erschallt;
Mit Purpur noch begränzet
Des Glätschers Gipfel glänzet
Da schon herab zum Thale,
Der Schattenschleier wallt:

Da steh' ich ernst und schaudernd
Vom Traumgesicht umgeben,
Der Vorzeit Bilder schweben
Der Seele dämmernd vor.
Dort bluten Greuelszenen,
Dort fließen Unglükstthränen;
Hier tritt zum Rächerbunde
Die Heldenschaar hervor.

Dort seh' ich, o Entsetzen!
Wie beben mir im Herzen
Der Mutterliebe Schmerzen,
Tief ahndend Tellens Noth.
Mein Sohn! mein Sohn! ich sollte,
Wenn solch ein Wütrich wollte
Den Arm zum Morde waffnen,
Selbst geben dir den Tod.

Tell glüht vor Zorn und Jammer.
Dem starken Arm entsinket
Der Bogen — Geßler winket
Und Tod gebeut sein Blik.
Der Vater sieht ihn drohen
Dem Knaben, blikt mit hohen
Gefühlen auf zum Himmel,
Und Rache schwört sein Blik.

Von Schmerzen halb entseelet
Sinkt bleich in Freundes Armen
Die Mutter — ohn' Erbarmen
Schäumt Geßler Wuth und Hohn.
Gespannt ist schon der Bogen,
Der Pfeil — der Pfeil entflogen;
Getroffen ist der Apfel,
Gerettet ist der Sohn.

Der laute Ruf der Freude
Steigt jauchzend auf zum Himmel.
Es reißt sich vom Getümmel
Betäubt der Vater los.
Wie kann er Freude fühlen?
In seinem Busen wühlen
Gerechter Rache Flammen,
Und Triebe wild und groß.

Sein Vaterland zu retten —
Er thats; er hats geschworen:
Der Zwingherr sey verlohren,
Gestürzt Tyrannen Macht!
Ja Schand und Weh dem Feigen,
Der sklavisch sich zu beugen
Vermögte, wenn der Menschheit
Recht die Gewalt verlangt.

Es stürzt mit Löwen Grimme
Tell durch der Feinde Menge,
Sucht Geßlern im Gedränge.
Er zielt — sein Pfeil entfliegt.
Doch den Tyrannen retten
Die Seinen, und in Ketten
Wird Tell geschleppt zum Nachen,
Der am Gestade liegt.

Der Zwingherr folgt ihm drohend.
Es glänzt in seinen Bliken
Mit gräßlichem Entzüken
Der sichern Rache Wuth.
Doch, wohnet nicht dort oben
Der Retter, der dem Toben
Der Boßheit mit dem Winke
Der Allmacht Einhalt thut?

Es wohnt der Retter oben,
Er winkt — und Stürme sausen,
Mit fürchterlichem Brausen
Fliegt Bliz und Tod umher.
Er winkt, und Wellen ragen
Hochthürmend auf, und schlagen,
Hinweg vom sichern Ufer,
Den Nachen hin und her.

Die steilen Klippen drohen,
Die lezte Hoffnung weichet,
In Todtesangst erbleichet
Der feigen Buben Schwarm.
Mit starkgeübten Händen
Mag Tell vielleicht noch wenden
Den Kahn zum sichern Ufer,
Entfesselt ist sein Arm.

Er kämpfet mit den Wogen;
Dann wirft er schnell den Nachen
Bei lautem Donnerkrachen
Zur Felsenkluft hinan.
Es ist, es ist gelungen,
Er hat sich fortgeschwungen,
Gerettet auf den Felsen,
Es schwankt hinweg der Kahn.

Er kniet freudig nieder,
Und preißt den ew'gen Retter,
Es eilt durch Sturm und Wetter
Der Freunde Schaar ihm nach.
Sie schwören hier aufs neue
Den Bund der Schweizertreue,
Im Blute der Tyrannen
Zu tilgen ihre Schmach.

Nun steht der Freiheit Tempel
Auf dieser heil'gen Stelle,
Wo feierlich die Welle
Den Felsenfuß benäßt.
Ich seh' der Bürger Schaaren
Den wilden See befahren,
Mit Hochgesang zu feiern
Des Großen Dankesfest.

Es steht der Freiheit Tempel
Mit Rosen nicht bekränzet,
Vom Golde nicht umglänzet,
Wo milde Lüfte wehn.
Ich seh' ihn dämmernd stehen
In grausenvollen Höhen,
Wie seines Landes Tugend
In rauher Einfalt schön.

Der heil'gen Freiheit Tempel!
Es hat mich tief erschüttert,
Es hat mein Herz durchzittert,
Mit schwermuthsvoller Brust.
Anbetend sank' ich nieder,
Hob neugestärkt mich wieder.
Und ew'ger Freiheit Ahndung
Durchglühte meine Brust.

II.

Kritische Miszellen

über

Gemälde und Maler.

Achter Brief.

Uiber Kunstrichter.

(Fortsezung.)

15. Merz 1810.

Freund J*!

Ehe ich dir in diesem Briefe ein weiteres über Kunstrichter sage, darf und kann ich dir noch Einiges über die sogenannten Pasticcifere nicht vorenthalten. Diese Kopiergenies, welche sich eine eigne Benennung und einen eignen Ruf erworben haben, deren es sehr viele gab, und zum Leidwesen der Kunstrichter und zum Schreken der Kunstliebhaber noch giebt, müssen unter drei verschiedenen Ansichten betrachtet werden. Erstens als bloße Kopisten, zweitens als Plagiatoren, drittens als Affen des Geschmaks und

Vortrags bekannter Künstler, in eigne Erfindungen übergetragen.

Die Kopiergenies erster Gattung, welche es dahin gebracht haben, durchaus täuschende Kopien nach den Urbildern verschiedener Meister zu verfertigen, sollen zwar, nach der Meinung Einiger, nicht völlig unter die Pasticcen gezählt werden dürfen, unter welcher Firma man nur genialische Menschen begreift, denen die Gabe der Erfindung, also das höhere Kunstgenie keineswegs abgeht; eine Gabe, welche zu bloßer mechanischer Kunstfertigkeit nicht unbedingt erfoderlich ist. So etwas ist geschwinde gesagt, aber wo bleiben die unterstüzenden Gründe? — Das Kopieren bedeutender Kunstprodukte auf eine das schärfste, geübteste Kennerauge berükende Art, mit voller Beibehaltung origineller Individualität, und ohne Einmischung eigner Manier — dieses ist nicht die Arbeit eines beschränkten Wesens, das nichts kann als seine sieben eingehämmerten Stüke wie die Walzen einer Nürnberger Drehorgel; nein! es ist ebenfalls Genieprodukt, indem er das Paletteprotokoll seines Urbildners gleichsam neu erfinden und die ganze technische Procedur subtiler Verteichungen und Verschmelzungen durch diese oder jene individuelle Pinselführung, wie einen Zauberknoten auflösen muß, welches ohne Scharfsinn und ohne Erfindungsgeist nicht wohl gedenkbar ist. Also auch diese Farbenverteicher gehören mit Recht zu den Pasticcionen, oder Kopiergenies, indem Erfindung immer aus ihnen wirkt, wenn gleich in einem untergeordneten Grade; und ich glaube sogar, daß es dem bekannten Sir John Fallstaf in seiner unbeholfenen Originalnatur leichter war sich zu spielen, (suponirt, es habe ein ähnlicher, historischer Fallstaf existirt.) als es Hrn. Koch wurde, uns Shakespears Fallstaf so darzustellen, wie er dem Kopfe des großen Dichters entsprang, oder wie derselbe wirklich leibte und lebte.

Gewöhnlicher erhalten den Namen Pastichen jene Gemälde, welche weder Originalien noch Kopien sind, indem sie die Zusammensezung ihres Ganzen dem Diebstahle mehrerer Partien aus andern Originalgemälden verdanken, wie denn auch das Wort Pasticcio, soviel als Pastete heißt, deren Eingefülltes gewöhnlich aus mehreren Fleischgattungen zusammen gesezt ist.

Auch noch jene Gemälde, welche durchaus erfunden, aber in der eigenthümlichen Manier eines andern großen Künstlers vorgetragen sind, für dessen Arbeit sie gelten sollen, gehören in diese Rubrike. Sonderbar genug ist es, daß sich viele Künstler fanden, welche jeden Styl eines großen Meisters bis zum Täuschen nachahmten, und in ihren ganz eignen Arbeiten eine kleinliche, verzagte Manier zum Vorscheine brachten, ja viel zu tief unten blieben, als daß sie würdige Rivalen von denen gelten könnten, welche sie so vortrefflich nachzuahmen verstunden. Diese Künstler, sagt M. Robin, sind groß als Affen, und mittelmäßig als Menschen.

Ich habe dir schon von dem glüklichen Pasticcionen David Teniers Sohn gesprochen, von dem ich noch das nachzuholen habe, daß die Meinungen der Kenner nicht gleich gerecht für sein Nachahmungsgenie sind. In Watelet's Kunstwörterbuch heißt es: (Titre Pastiches pag. 2.) Er machte Pasticcio's mit solcher Geschiklichkeit, daß auch die geübtesten Augen durch die erste Uibersicht überrascht werden; aber nach genauer Besichtigung trennen sich Kolorit von Kolorit und Pinsel von Pinsel. David Teniers hatte, zum Beispiele, das vorstechende Nachahmungstalent für Produkte von Bassano; aber der fließende leichte Pinsel, welchen er zu diesem Kunststüke anwandte, wurde die Quelle selbst, seinen Betrug sichtbar zu machen; denn sein leichter, fliesender Pinsel ist weder so geistreich

noch so geschikt, die Produkte Bassano's zu karakterisiren, besonders dessen Thiere. Wahr! Teniers Farbengebung zeigt Einheit, aber sein gewöhntes Grau herrscht aus ihr hervor, welches ihr jene Kraft und Lieblichkeit nimmt, woran uns Jakob Bassano so kennbar wird. So ist es mit allen Pasticcio's; um nicht von ihnen betrogen zu werden, muß man, unter genauer Vergleichung mit dem Modele, ihren Zeichnungsgeschmak, ihr Kolorit, und den Karakter ihres Pinsels untersuchen.

Dahingegen sagt Burtin (Tom. I. p. 268): C'est ainsi que la touche légère, décisive et pleine d'esprit, du jeune Teniers, trahit toujours, aux yeux du vrai connoisseur, le pinceau de cet habile Prothée, quelque grand qu'ait été son talent, pour peindre dans le style des maîtres les plus renommés et dans tous les genres connus.

Herr Burtin, der Besizer einer ansehnlichen Gemäldesammlung, darf freilich nicht so gerade zugeben, daß bei Beurtheilung von Original und Kopie gar keine Zuverlässigkeit statt finden könne; daher räumt er, (der bei einer unerschöpflichen Liebe für die Götterkunst Malerei, und bei einer vieljährigen Praxis des Gemäldestudiums sich allerdings schäzbare und sehr reelle Kenntnisse erworben hat) dem geübten Kenner doch ein, daß er nicht getäuscht werden könne, wenn er nur auf seiner Hut sey. Hierüber sagt er; Obgleich die genaue Bekanntschaft mit dem Eingewöhnten eines Künstlers uns dessen Werke am sichersten erkennen läßt, so ist es doch auch nicht weniger wahr, daß ein weniggeübter Liebhaber und selbst ein mittelmäßiger Kenner bisweilen die Arbeit eines Schülers mit jener seines Meisters verwechseln können; denn der Schüler ahmt alles nach, die Manier der Zusammensezung, die Gesichtsbildungen, die Zeichnung in allen ihren Theilen, die Farbengebung und

selbst, bis auf einen gewissen Punkt, die Verzeichung und die Tinte. Demungeachtet aber, fährt Herr Burtin fort, wird dem Werke des Nachahmers immer ein gewisses Etwas abgehen, welches dem besondern Genie jedes Künstlers eigenthümlich angehört; denn das Genie theilt sich nicht mit. Unglüklicherweise ist die Kenntniß davon sehr mißlich, und allein den großen Kennern aufbewahrt.

Hr. Robin will also, man soll das Nachahmungsprodukt eines Pasticcionen immer mit dem Vorbilde vergleichen, um die feinen Unterscheidungen zu finden, um nicht betrogen zu werden. Gewiß aber ist, daß diese Procedur so leicht nichts hilft; denn wer hat das Originalwerk eines Meisters genauer gesichtet, und in Geist und Saft so durchstudiert, als der gute aufmerksame Kopist, der sich darauf zu gute that, das Gemälde nicht eher aus der Hand zu geben, bis er selbst in allen seinen Theilen damit zufrieden war? Sollen der Kenner, der Liebhaber bei dem, was sie gewöhnlich studieren nennen, mehr sehen, als das scharfe Auge des Kopisten, das bis auf das Bette aller darüberhingelegten Kouchen dringt, und gleichsam chemische Abstraktionen sammelt? Der gute Kopist faßt den Geist und die mechanische Procedur des Vorbildners auf, und ahmt ihn mit besondern Gaben; wie darf sich nun gar der Profan der ausübenden Kunst herausnehmen, bessere Augen und ein geübteres Urtheil zu haben? Wie darf das ein jeder andre Künstler sich über seinen Kunstverwandten herausnehmen, wenn die Kopie eine solche ist, wie ich mehrere gesehen habe? Die Möglichkeit, das Nachbild mit dem Vorbilde zu vergleichen, fehlt ohnehin fast immer; und liegt sie vor uns, haben wir zwei durchaus ähnliche Gemälde zusammengebracht, so ist ja die Frage: brachten wir das Original zur Kopie, oder die Kopie zum Original? Denn Kopie mit Original vergleichen wollen ist Widerspruch, indem dieses schon eine

Entscheidung, ein Gewißseyn voraussezt, welches alle Untersuchung unnöthig macht. Dabei könnte selbst noch der Fall seyn, daß wir Kopie mit Kopie und Original mit Original verglichen, indem mancher Pasticcifex einen Gegenstand bisweilen zweimal kopierte; oder seine Plagiat- oder Affenerfindung selbst wieder kopierte; oder, indem wir von einem Originale eine Abschrift derselben Hand vor uns sehen, welches ebenfalls schon der Fall war. Woher aber soll nun der Geist der Erleuchtung, woher jene Evidenz kommen, die zu einem entscheidenden Ausspruche berechtigt wäre? Dazu gehörte mehr als Salomons Weisheit.

Das: Car le génie ne se communique pas, des Herrn Burtin will eben so wenig sagen, und das gewisse je ne sais quoi, das jedem Maler individuel anhängen soll, ist kein sphynxisches Problem. Geist weckt Geist, das ist ein Altes; nur wo keine Funken sind, lassen sich keine herausschlagen. Wir reden ja hier nur von sehr talentvollen Künstlern, welche sich aus Kaprise oder eigner Neigung auf den Kunstbetrug legten, und gewissermaßen sich damit, wie mit einer Zauberruthe, oder einer Theatergarderobe unter Thaliens Begeisterung amusirten; von guten Kopisten und getreuen, ausstudierten Kopien reden wir nur, und kann da vom Kopisten einem Originalmaler gegenüber nicht das magna ingenia conspirant seine Stelle finden? Ja später hin weiß Herr Burtin sich das je ne sais quoi zu erklären, und die Unterscheidungskaraktere jedes Künstlers mit vieler Kenntniß darzulegen. Was er aber thut und kann, that und kannte jeder gute Kopist vor seinem Vorbilde ebenfalls auch, und ihm fehlten die Mittel sein Ziel zu erreichen eben so wenig als dem geschikten Arzte, sobald er seinen Kranken und dessen Krankheitszustand nur erst besser kennt. Hr. von Jaucourt (article Pastyche dans l'ancienne Encyclopédie) sagt: die Betrüger in der

Malerei bilden viel leichter Werke nach, die keine große Erfindung erfodern; Werke aber, in denen sich die volle Einbildungskraft des Künstlers entwikeln konnte, können sie nicht nachahmen. Die Pasticcienmacher werden weder die Anordnung, noch das Kolorit, noch den Ausdruk großer Meister hervorbringen. Man ahmt die Hand eines andern nach, nicht aber seinen Geist, und man lernt nicht denken wie ein andrer, so daß man mit ihm gleichen Vortrag aus gleicher Seele macht. —

H. v. Jaucourt giebt nun, anstatt seine Behauptung zu unterstüzen, gleich hinter ihr das Beispiel eines Pasticcionen, welches seine Behauptung umwirft und darthut, daß es Maler gab, welche auch große Künstler in ihren bedeutendsten Produkten durchaus treu nachahmten. Er führt unsern beliebten Lukas Jordano an, den ich dir schon im vorigen Briefe als einen vorzüglichen Pasticcifer bemerkt habe, und sagt noch besonders von ihm: der Neapolitaner Lukas Jordano war nach Teniers einer der größten Pasticcenmaler, die nur die Neugierde hintergiengen. Stolz darauf, einige Köpfe von Guido mit Erfolg nachgebildet zu haben, unternahm er's im Geschmak dieses liebenswürdigen Künstlers und anderer Schüler aus der Schule der Caracci, große Kompositionen zu verfertigen. Alle diese Gemälde, welche verschiedene Lebensereignisse und Thaten von Perseus vorstellen, sind vielleicht noch zu Genua. Marquis Grillo, für den er arbeitete, bezahlte ihn besser als derselbe zu ihrer Zeit die Originalmeister bezahlt haben würde, von denen Jordano doch nur der Affe war. Es ist wahr, man ist überrascht, seine Gemälde zu sehen; aber es ist unrecht, daß ein talentvoller Künstler seine Zeit, und ein Genuesischer Edelmann sein Geld so übel anwandten.

Wahrscheinlich würde H. Jaucourt unsern Fa presto besser beurtheilen, wenn er überlegt hätte, wie oft Vorurtheile in der Kunst den Künstlern die Freiheit rauben, wie oft Künstler von den Verhältnissen ihrer augenbliklichen Umgebung ganz abhängen, und wie hier gar kein Betrug unterlief, indem der reiche Genueser eine Waare bezahlte, welche ihm äquivalenten Werth hatte. Noch ist zu wissen, ob wir diese Gemälde Pasticcen nennen dürfen, oder ob sie als Werke angesehen werden müssen, welche, wie so viele andre von ihnen, aus der lombardischen Schule hervorgiengen.

So viel von Manieren überhaupt, und von dem, was wir Pasticcen nennen, insbesondre. Nun noch das Versprechen, über den Manierenwechsel vieler Meister, und über Manier, in soweit sie als karakteristisches Abzeichen dient, jeden Meister näher kennen zu lernen.

Neunter Brief.

Uiber Kunstrichter.

(Beschluß.)

1. Mai 1810.

Also, mein Lieber, noch ein Kapitel über die verschiedenen Manieren verschiedener Meister, und über den öfteren Wechsel einer Manier desselben Meisters. Hier also nehmen wir das Wort Manier nicht im bösen, sondern im unschuldigen Sinne, als das karakterisch-eigenthümliche jedes Malers, welches dazu dient, seine Schule und ihn selbst als Kunstschöpfer kennen zu lernen, und ihn von allen andern, wie durch die ihm eigene Handschrift, zu unterscheiden und hervorzufinden. Es wäre nun zu untersuchen:

Erstens. Ob diese Manieren, verbunden mit dem Individuellen des Geschmaks in Auswahl, Anordnung und Einkleidung so sehr karakterisch sind, daß sie geradezu den Schlüssel reichen, die verstekten Schubladen der Kunstgeheimnisse aufzuschließen?

Zweitens. Ob die Kenntniß dieser Manieren unsre Urtheile über Originalität oder Kopei untrüglich mache, oder ob sie selbst, auch in ihrem größten Umfange, noch eine unsichre Wissenschaft bleibe, welche zu keiner Evidenz in Richtersaussprüchen berechtigt?

Drittens. Wäre zu untersuchen, ob man auch nur sagen könne: So ist die Manier dieses oder jenes Meisters; indem viele Meister ihre angenommenen, von Meistern und Schulen nachgeahmten, oder ihnen eigenthümlich angehörenden Manieren mehrmalen gegen andre eintauschten; so zwar, daß ihre eignen Arbeiten, ohne an Originalwerth zu verliehren, gleichsam die Werke verschiedener Meister darstellen; oder wie von der Verschiedenheit mehrerer Handschriften — nach verschiedenen Prinzipien alphabetischer Elementarformen gebildet — auf verschiedene Schreiberhände schließen lassen.

Unter den sogenannten Kunstkennern werden solche Anfragen gleichsam Beleidigungen; denn indem wir ihnen diese Glaubenspfeiler ihrer positiven Kunstreligion antasten, befürchten sie, nicht ohne Recht, das Zusammenstürzen des ganzen herrlichen Prunkpallastes ihrer Weisheit. Die Besizer von Gemäldesammlungen haben natürlich noch ein vorzügliches Interesse, den Glauben an kunstrichterliche Evidenz festzuhalten, weil der Autorität ihrer Kunstdogmatik mancher schöne Geldsak angeschlungen ist.

Es gieng uns ja schon selbst so, mein Lieber; und wie sauer wird uns noch das Geständniß, daß hier die Welt im Nebel liegt.

Inzwischen haben viele der sogenannten Kunstkenner sich unendliche Mühe gegeben, Positives in Kunsturtheilen zu gründen, und haben wohl auch manchmal — nicht neben die Scheibe geschossen. Nehmen wir Herrn Des Camps Voyage pittoresque zur Hand, und wir finden Irrthümer und gewagte Autoritätstiraden genug. De Piles hat sehr viel Unzureichendes, manches falsch Gesagte und seine famöse Künstler-Bilanz ist eine übereilt angepuzte Weihnachtspuppe voll falscher Flinter und Klunker. Taillasson hat nicht geleistet, was er versprach und auch wirklich leisten wollte; nämlich, ein Werk, welches uns gleichsam als Vergleichstafel des Werths der berühmtesten Künstler, und als eine Darstellung des unterscheidenden Karakters derselben gelten sollte. So viel Schönes und so viel er auch schön gesagt hat, so ist doch sein eigentlicher Zwek verfehlt, wenn derselbe dahin gieng, uns in den Stand zu sezen, mit Wahrheit bestimmen zu können, von welcher Hand ein Gemälde sey. Die schönen, blumenreichen Beschreibungen, sein eleganter Styl, der ein gesundes Urtheil bekleidet, geben würdige Elogen dem Künstler, und liebliche Aufmunterung dem Kunstschüler; jedem Kunstfreunde eine angenehme, interressante Lektüre über die Verdienstgrade jedes Künstlers von Bedeutung; aber — da sie kaum flüchtig den mechanischen Theil der Kunst berühren, so sind sie demjenigen ohne Nuzen, welchem es darum zu thun ist, die individuelle Manier jedes Meisters kennen zu lernen, um aus dieser Kenntniß die Meister selbst in ihren Arbeiten jedesmal wiederzufinden. D'Argensville hat auch etwas leisten wollen, und von Burtin in seinem bekannten Werke: Traité des connoissances nécessaires aux amateurs des tableaux, im Ganzen genommen, mehr geleistet als versprochen; aber er wird eben so wenig einen unfehlbaren Kunstrichter bilden, als er selbst ein solcher ist; ob er gleich

mehr treffende Urtheile gefällt, und seine Materien besser erschöpft hat, als alle vor ihm. Alles, was ich in den Werken dieser Herrn Kunstrichter gefunden, ist indessen zu wenig, als daß hieraus die untrügliche Wissenschaft hervorgehen könne, über ein Gemälde in allen seinen Theilen statthaft zu urtheilen, und den Meister bestimmt zu finden.

Ich komme zu meiner ersten Frage zurük:

Ist die Manier, verbunden mit dem individuellen Geschmak eines Künstlers, so karakterisch, daß sie bestimmt aus seinen Werken auf ihn zurükführt? —

Ich glaube mit gutem Gewissen Nein! sagen zu können. Die ersten Schulen der Welt, die von Raphael, von den Karrachen und von Rubens, haben so gute, so innig aufmerksame, verständig begreifende Schüler gebildet, daß wenigstens aus ihrer ersten Blütenepoche Werke vorhanden sind, welche aus Kopf und Hand des Meisters hervorgegangen zu seyn scheinen; und so wie mancher Andreas del Sarto für Raphael genommen wird, so wurde vorher mancher Raphael für Perugino genommen. Ehe Dominichino seine Ausdrüke bis zum Herzbrechen zu verwahrheiten verstand; ehe Guido Reni in eine verführerische Weichheit ausartete, glichen die Gemälde dieser Künstler alle der kräftigen, breiten, vielleicht hier und da etwas schweren Manier ihres Meisters. Selbst Hannibal arbeitete in seinen früheren Jahren nach Correggio so glüklich, daß er beinahe dessen schmeichelnde süße Gewalt sich eigen machte; und in seinem kräftigen Mannsalter nahm er sehr viel von der beherrschenden Höhe und Stärke des Mentors der Kunst, des Michael Angelo an, nur daß er nie wie dieser ans Fürchterliche grenzte. Soll ich nun noch die Künstler herzählen, von deren Hand sich Rubens die Palette sezen, die Gründe untermalen ließ, und an

deren eignen Arbeiten er seine eigne, belehrende Hand gesezt hat? Künstler, die in eigner, hoher Bedeutenheit die Gallerien schmükten, und so viel vom brennenden Leben ihres Meisters ererbt hatten, daß dessen unbedeutendere Arbeiten nicht nur keinen Vorzug vor den bessern Produkten der Schüler haben, sondern daß eine Verwechselung der Meister in Geist, Geschmak und Manier beinahe Nothwendigkeit wird.

Die Manieren von Raphael, von den Karacci's, von Rubens, so karakterisch sie auch an und für sich sind, reichen demnach doch nicht hin, uns vor einem Gemälde die Evidenz einzuflößen, von welcher Hand es sey. Ja kaum die Schule können wir bestimmen, wenn wir an die fürchterliche Macht jener Proteuse der Kunst denken. Die Manier, als eine Art Handschrift, läßt immer auf den Künstler rathen, aber nicht mit Bestimmtheit schließen; um so weniger, als es ein wesentlicher Theil des Kunststudiums ist, so wenig Manier zu haben als möglich, und endlich, durch Vermeidung aller Manier, der Natur ganz nahe zu treten, und die einzig mögliche Wahrheit zu umarmen. Die besten Meister haben gewissermaßen ähnliche Manieren, wie sie auch ähnliche Empfindungen theilten; und wenn sie nicht auf eins verfielen, so liegen die Verschiedenheit des Geschmaks, die zufällige Unkenntniß in der Materie des Vortrags, selbst Klima, Umgebung, Temperament, Lebensalter, und selbst so lächerlich das auch klingen mag — der Vermögenszustand des Künstlers dazwischen. Die Verschiedenheit des Geschmaks äußert sich mehr in der vorzugsweisen Auswahl eines Kunstzweiges vor einem andern, oder in der Auswahl eigner Motive, als in der Art des mechanischen Vortrags; aber auch hier bleibt kein großer, fruchtbarer Meister in seiner beliebteren Rennbahn; jeder machte bisweilen Ausfälle in fremdes Gebiet, und wahrlich oft sehr glükliche; wenn wir uns der Landschaften von Rubens und Titian, der von

Bürtin gepriesenen Kommunion] des h. Hieronymus von Dietrici, der Landschaften von Poussin und der historischen Darstellungen von Teniers u. s. w. erinnern wollen.

Unkenntniß in der Materie war vielen Malern mehr im Weze als Studium der Natur mit ihren Lokaltinten und ihrer Lu tperspektive. Ja gerade das mühselige Handhaben der Palette, bei dem gefühlten Mangel mancher Hülfsmittel, flößte mehreren bedeutenden Künstlern eine Art Gleichgültigkeit gegen das Kolorit ein, so daß sie jenen Theil der Malerei — von welchem so viel Zauber ausgeht, welcher fast einzig die Kraft der Täuschung in sich faßt — als die Nebeneigenschaft eines Gemäldes zum Profite der Erfindung und Zeichnung, absichtlich vernachlässigten. Hierher zähle ich, unter andern, die Karacci, den würdigen Lesueur, und so manchen bedeutenden Künstler selbst aus der venetianischen Schule, welche sich doch rühmt, in diesem Fache oben an zu stehen, und ihren Titian ungescheut den Fürsten des Kolorits nennt, der doch lange nicht bis an Van Dyk hinanreicht, so gewagt diese Behauptung zu seyn scheint, welcher ich vielleicht ein andermal meine Gründe beifügen werde.

Klima und Umgebung trugen nicht selten dazu bei, eine Verschiedenheit des Geschmaks zu bewirken. Es führte mich zuweit zurük, wenn ich diesen Saz durchführen wollte, dessen Wahrheit so leicht in's Auge springt. Raphael, fern von seinen Antiken und der lebendigen Römernatur in eine niederländische Stadt versezt, unter Menschen, denen das Ideal fremd ist, welche dagegen nichts höher zu schäzen wissen als Kunstfleiß, reinen Farbenzauber, und strenge Wahrheit in Nachahmung des Natürlichen — Raphael wäre ein Van der Werf geworden, und Gerard Lairesse im heißen Italien, vielleicht mit einiger Unterordnung, ein Michel Angelo. Wir wissen ja, wie viele

Maler im Auslande ihren Geschmak veränderten und selbst wechselten, so wie sie nämlich ihren Aufenthalt in verschiedenen Ländern wählten. Temperament hat den bestimmtesten Einfluß auf den Geschmak eines Künstlers; und wir dürfen nur aus den Produkten eines jeden einen sittlichen Hauptkarakter summiren, so finden wir das Temperament des Künstlers. Ein Lesueur und ein Michel Angelo, welch ein frappanter Temperamentenkontrast! Das Saufte, Melancholische, Leidendfromme, Stillsinnige des Einen, und das Unbändigsanguinische, Uiberkraftige Ringerhafte des Andern. Der gesunde Kernstamm, der Fruchtwipfel Rubens, und die Tulpe Boucher, Jovialität, Wollust, pflegmatische Gleichmüthigkeit, stoischer Sinn, religiöse Schwärmerei, immer mehr oder weniger Kinder des Bluts — sie tragen durch alle Kunstprodukte ihre eigenthümliche Physiognomie hindurch; eben so wie Milton und Geßner, Schiller und Iffland, oder wie Seneka und Petronius. Mit der Tonkunst ist es ja ebenfalls dasselbe.

Das Lebensalter verändert sehr natürlich die Tendenzen des Geschmaks, so wie sich die Temperamente selbst im Jahrenstrom schwächen oder höhen, oder ändern. Die zarte Jugend, das männliche Alter, die Epoche der Kraftabnahmen bestimmen ihren eignen Geschmak; und du, mein Freund, wirst mir wohl die Anwendung auf einzelne Künstler- und Kunstsachen erlassen, da diese Erfahrung ganz allgemein ist. Sonderbar nur kömmt es mir vor, daß Künstler welche ein hohes Alter erreichen, gewöhnlich in ihrem höhern Alter anfangen, den Werth ihrer früheren Arbeiten selbst zu schmälern, und große Verbesserungen und Vervollkommnungen zu machen gedenken, indem sie matt und gezwungen werden. Der vortreffliche Kolorist Titian, der in spätern Jahren eine neue kräftigere Manier annehmen zu müssen glaubte, verdammte seine früheren Arbeiten als fahd und unkräftig,

und gieng hierin so weit, alle jene mit rothen Inkarnatlasuren zu beschädigen, welche er noch erreichen konnte.

Daß der Vermögenszustaud Einfluß auf den Geschmak des Künstlers habe, ist nicht nur keine lächerliche Behauptung, sondern auch gewisse Wahrheit von hundertjähriger Erfahrung verbürgt. Nur ein reicher Künstler ist ein in jeder Rükſicht freier Künstler; denn seine Seele, von Nahrungssorgen ungedrükt, darf ihren eigenen, freien Trieben leben, und ist dem Mißverhaltnisse enthoben, sich in die Launen und Diktatur irgend eines Mäcens oder eines Lieblings von Gott Plutus einklemmen zu lassen. Der verkaufte Pinsel kann auch nur Kaufmannswaare liefern, und nur Arbeiten, die aus dem Herzen steigen, reichen wieder an das Herz. Titian, seine lezte Kindesepoche abgerechnet, denn er wurde 99 Jahre alt, erhielt sich bis in sein hohes Alter auf seiner Kunsthöhe, weil er zulezt, reich genug, umsonst und blos für seine Ehre malte; so Rubens und andre Söhne des Glüks, in soweit sie nicht durch zu häufigen und schmeichelhaften Anspruch an ihre erhabenen Talente sich dahin verleiten ließen, ihren Ruhm dem Pinsel ihrer Schüler anzuvertrauen, wie sich De Burtin sehr wahr ausdrükt, wobei er hinzufügt: Daher so viele Gemälde ungleichen Verdienstes, obgleich durch treue Tradition alle als Raphael's Werke bekannt, die alle zu verfertigen ein kurzes Leben unmöglich hinreichte, auch wenn er in jeder Woche ein Gemälde verfertigt hätte. Daher die unglaubliche Menge Gemälde, Kapitalstüke und andre, die man, oft seine Quittung als Authentik in Händen, dem Rubens zueignet, obgleich man an den meisten derselben nur weniges oder nichts von seinen bewunderungswürdigen Touchen antrifft, und obschon er kaum nur ein Drittheil davon selbst zu Stande bringen konnte, wenn er auch sein Leben durch nichts gethan als gemalt hätte. —

Lukas Giordano vernachlässigte seine Kunst wahrscheinlich aus Gewinnsucht — welche ihn auch zum Theile an das Pasticcenfabriziren brachte — also aus Geiz, oder was beinahe eins ist, aus Armuth. Rembrandt, aus eingebohrnem Geize, verfiel in den Fehler der Nachlässigkeit nur zu sichtlich. Van Dyk, um seinen Lüxus in England zu unterstüzen, der ihm Schuldenläste aufgehalset hatte; und Guido, um sich aus den drükenden Schulden zu retten, in welche er von der unseeligen Leidenschaft zum Spiel gestürzt war — beide Künstler ersten Ranges fielen in die liederliche Manier des Hudelns oder einer nachlässigen Geschwindigkeit; Tintoret gehört ebenfalls hieher, den seine Arbeitswuth niederschlug. Unendlich viele andre mußten sich durch ihre Armuth gefallen lassen, sich an irgend eine reiche Protektion zu verkaufen, und sich so zum Werkzeuge eines Midas oder eines Sardanapals, wenn nicht gar eines abergläubischen Abteipriors herabzuwürdigen; wodurch sie Produkte hervorbrachten, welche es sich anschmieken lassen, daß hier die liebe kräftige Natur in einem Treibhause litt.

Ich darf hier noch beifügen, daß der Seelenzustand des Künstlers hauptsächlich den Karakter seines Geschmaks und seiner Manier bestimmen hilft; und daß ein kranker, leidender Seelenzustand, welcher bei einem Künstler in einer seiner Lebensepoche eintritt, sich jedesmal dadurch merkbar macht, daß eine gewöhnte bessere Manier in eine schlechtere, eine sorgsamere in eine nachlässigere verwandelt wird. Ich spreche von den Leidenschaften nicht, welche die Seele heben und alle ihre bessern Kräfte aufspannen, als z. B. von Verliebtheit oder Ruhmsucht, sonst müßte der verliebte Raphael für den Pallast Chichi, oder der stolze Lebrun für seinen Königshof schlecht gemalt haben; nein! ich spreche von wirklichen Leiden, welche unglüklich machen. Zum Beispiele, der in seinem Leben verkannte Correggio lebte bisweilen

in Armuth, Noth, Sorge und Kummer, welche nicht selten die himmlische Heiterkeit seiner Gemälde trübte. Die durch Eifersucht vergallten Tage des Domenichino wurden oft Sonnenflecken seiner Kunst. Auch über Berchem's Aetherblau hauchte oft sein giftiges Weib einen sichtbaren Dunst; und der große Cavedone sank durch Gram über ein ungetreues Weib von seiner Geisterhöhe herab zum gedankenlosen Färber.

Sollen nun, nach diesen Voraussezungen, Manier und Geschmak eines Kunstlers, in so weit sie selbst, aus seinen Werken, hervortreten und uns empfindbar werden, bis zum Evidenzurtheile führen können, sie dir selbst nicht evident sind, und nur so viel Generelles haben als nöthig ist, auf den Meister rathen zu können? Gewiß nicht! — Und nun weiter, zur zweiten Frage:

Garantirt die möglichst genaue Kenntniß der verschiedenen Manieren der verschiednen Künstler ein unfehlbares Urtheil über Originalwerk oder Kopie?

Wenn (wie ich wenigstens rechtlich bezweifle, und ich dir vielleicht nicht undeutlich gezeigt habe) gar keine Evidenzkaraktere streng individuellen Geschmaks und partikulärer Manier vorhanden sind: so kann auch die genaueste Kenntniß dieser Abzeichen- und Aussönderungskunst, welche ihrer Natur nach immer eine Art Hieroglyphik verbleibt, keine statthafte Urtheile verbürgen, weil der Schluß immer ein Fehlschluß ist, welcher aus einem falschen Vordersaze hervorgeht. Es giebt so viele Originalien, welche dem Geiste ihres Schöpfers widerstreben, und so viele Kopien, aus welchen der Geist hoher Schöpfer waltet, daß sich nur zu oft die Begriffe Original und Kopie verwirren müssen, und oft in ein nekendes Nichts zerfallen. Von schlechter Arbeit darf hier durchaus die Rede nicht seyn, und das

rein ästhetische Kunstprodukt, wenn es auch ein Geschenk der Kunst durch die zweite Hand ist, darf uns immer als ein positiver Schaz gelten, vorausgesezt, daß die zweite Hand eine reine und treue ist, der nichts an den Fingern kleben bleibt, oder dazwischen durchfällt. Aber da ruhen und rasten wir nicht; wir wollen uns genetisch-bestimmte Begriffe sammeln; der Name Kopie, der Verdacht, eine solche vor uns zu sehen, erschüttert uns, zertrümmert unser Vertrauen, und sezt uns in eine Unbeholfenheit, aus der wir uns endlich, wie aus dem Labyrinthe, durch den Ariadnischen Gängelfaden der Sophisterei herauswinden lassen. Mundus vult decipi, darum glaubt sie, und darum zweifelt sie; sie will sich selbst betrügen, darum schlägt sie absichtlich falsche Wege zur Wahrheit ein; decipiatur ergo! —

Zu diesen falschen Seitenwegen an das Heiligthum der Wahrheit zu gelangen, gehören: die Untersuchung, auf welche Materie die Meister gewöhnlich malten, und welche Authentik sie ihren Schöpfungen aufdrükten. Dabei kommen sie nicht nur übel weg, weil nicht selten Briefe und Siegel falsche Urkunden, und alle Namenszüge oder Hieroglyphen noch leichter nachzumachen sind als Gemälde; weil ferner sehr viele, besonders die bessern Maler, bald auf Tuch, bald auf Holz oder Kupfer, in mannigfaltiger Proportion der Höhe und Breite arbeiteten; sondern auch, weil gerade die vorzüglichsten Meister am seltesten unterzeichneten. Wenigstens vierzig der besten Italiänischen Maler, unter andern beinahe ohne Ausnahme die Schulen Raphaels und der Caracci's, haben nur äußerst selten ihr Monograme beigesezt; und da, wo wir es finden, darf noch ihre Originalität billig bezweifelt werden. Titian unterzeichnete aber auf verschiedene Art. Die Maler von Mittelrang waren hierin die besorgtesten, ihre Unsterblichkeit zu ertrozen; aber

sie unterzeichneten bald mit lateinischen Buchstaben, bald Kurrentschrift, bald mit ganz ausgeschriebenen Namen, bald nur mit den Anfangsbuchstaben, bald mit Schnörkeln und Hieroglyphen, wie sich z. B. Garofalo immer seine Nelke beisezte. Rubens seit er aus Italien zurük war, hat nie seinen Namen oder ein Zeichen auf seine Werke gesezt; aus seiner Hand giengen sie sogleich auf die unsterbliche Tafel der Geschichte über; und jede seiner Schaffungen ersten Rangs hat ihre unbestochne Biographie. Van Dyk hat nur einiges unterzeichnet und es ist zu wissen, ob er das selbst gethan hat. Die Liste der Unterzeichnungen oder Nichtunterzeichnungen findet man ziemlich ausgeführt in dem fleißigen und aufmerksamen Kunstkenner De Burtin Cap. XII.

Alles dieses aber sind sehr betrügliche Hilfsmittel zu der ewig unsichren Kenntniß der Kunstprodukte und ihres originellen Gepräges. Ja man kann sagen, daß der Betrug gerade hier, den leichtesten Spielraum hat.

Das blose Beschauen und Vergleichen sehr vieler Gemälde, welches uns unter andern Abbe Laugier*) anräth, ist ebenfalls ein Umweg zur Wahrheit, der keinen inspirirenden Schuzengel zum Geleitsmanne hat. Wenn uns, durch die Natur der Sache selbst, zehn Gemälde zu keinem bestimmten Urtheile berechtigen, so können das zehntausend Gemälde auch nicht; und das Prinzip des erwähnten Herrn Abbe: Que la vue d'une multitude de tableaux est le moyen le plus assuré de devenir vrai connoisseur et juge — zerfällt dadurch, daß dem geübtesten schärfsten Kunstauge eine innere prophetische Sehkraft abgeht.

---

*) In seinem Werke: Maniere de bien juger des ouvrages de peinture.

In seinem sechsten Kapitel räsonnirt dieser Kunstrichter also: Um über eine Kunst gut zu urtheilen, muß man ihre Erzeugnisse kennen. Diese liefern uns, indem sie in die Sinne fallen, eine Belehrung, welche weit wirksamer ist, als ein auf bloße Vernunftschlüsse gegründeter Unterricht. Ist darum auch der umgekehrte Saz wahr? Wer die Erzeugnisse der Kunst kennt, (das heißt, nach H. Laugier gesehen hat) ist im Stande über die Kunst gut zu urtheilen? — Oder: kann die sinnliche Anschauung eine Belehrung geben, deren gebrechliche und mangelhafte Existenz, nach guten Beweisthümern a posteriori, nur unter großen Beschränkungen statt haben kann? — Die Werke der Kunst legen uns die wirkliche Vollkommenheit vor Augen, und indem wir sie mit der möglichen Vollkommenheit vergleichen, wovon uns das Raisonnement die Idee bildet, so entspringt hieraus ein festes Urtheil, und die Quelle einer genauen Kritik ohne Strenge. Die Idee der möglichen Vollkommenheit eines Gemäldes muß also abstrakt, rein, bestimmt in uns liegen, ohne daß wir noch ein Gemälde gesehen haben; und diese Idee soll das Kind eines Räsonnements seyn. Der Herr Abbe wenigstens hat uns keinen Beweis gegeben, daß in Sachen des Geschmaks ein so wunderkräftiges Räsonnement möglich sey. Wir dürfen also nur räsonniren lernen, wie er, so erhalten wir die Idee, welche uns zum untrüglichen Kunstrichter stempelt. Ich weiß nicht, wie man so etwas schreiben kann! — Noch viel ärger ist das in dem Gebiete des sinnlichen Geschmaks (in welchem uns so wenig Positives anspricht; und in welchem noch besondre Dinge von Gewicht eintreten, welche mehr Sache des Interesses oder der Kaprise sind, als die der ästhetischen Grundsäze, ich meine das

Studium von Originalgeist) als in dem Reiche der Dichtkunst; und doch wäre das eine frapante Behauptung, daß derjenige berechtigt sey, statthafte Urtheile über die Dichtkunst zu geben, welcher seinen Horaz de arte poetica verdaut habe.

Es wäre zu wünschen, daß man im Stande sey, alle Länder zu bereisen, in welchen die Malerei geblüht hat, um alle möglichen Gemälde zu sehen, welche nur aus Menschenhand hervorgiengen. Hier ist es nicht gleichgültig, viel oder wenig gesehen zu haben! Denn es ist mit Gemälden wie mit litterarischen Geistesprodukten u. s. w.

Dieses ist ein frommer Wunsch zum Besten der müssigen Neugierde, und nur unter dieser Ansicht kein Nonsens. Welcher Künstler oder vernünftige Freund der Kunst wird ein Interesse an der Strapaze finden, Alles zu sehen was gemalt wurde, da sich hier, wie bei den Meßkatalogen, das Verhältniß festsezen läßt, daß fünfzig schlechte Werke gegen ein mittelmäßiges, und hundert gegen ein Gutes erscheinen. Und nun erst der Schluß: wer alles gesehen hat was in der Welt gemalt und gesudelt wurde, wer alles gelesen hat was in der Welt geschrieben und geschmiert wurde, der trete als giltiger Richter auf und erhebe seine heilige Stimme! — Tolles Wesen! — Dahingegen ist der Herr Abbe derjenigen einer, welche sich bitter beschweren, daß die ausübenden Künstler sich vorzugsweise das Recht anmaßen, in Sachen ihrer Kunst Urtheile zu fällen.

Man hat sich auch schon viel darauf zu gute gethan, daß die eigentliche Palettkenntniß zu bestimmten Urtheilen leiten könne; aber auch diese Kenntniß führt zu nichts. Wir haben noch Palettaufsäze von Van Dyk, woraus wir

im allgemeinen sehen und lernen, daß Van Dyk sich weniger und dauerhafter Farben bediente, daß er das englische Roth statt den Lak gebrauchte, und sich ein zartes Weiß unter seinen Lasuren befindet. Seine Schattenfarben haben immer eine verständige Mischung zu den Lichtern und Halblichtern; seine Lokalfarben sind wahr und freundschaftlich gehalten; seine Reflexe nach Alter, Geschlecht, und Gründen wohl gemischt. — Aus allem dem aber sehen wir seine Anwendung nicht; wir sehen nicht, wie er diese Elemente zu seinen Schöpfungen auseinander sezte, ineinander schmolz, übereinander hinschleifte. Auch findet man seine Palettaufsäze sehr verschieden; natürlich wurde für frische Jugend anders gemischt, als für welkes Alter. Ferner wissen wir bestimmt, und seine Produkte beweisen es, daß auch er sich in mancherlei Manieren versuchte, und seine Farbenbehandlung sich nicht gleich bleibt. Wozu dienten nun noch Palettaufsäze, deren Anwendung eben so verschieden war, als ihre Elementar-Anordnung verschieden ist, und deren Originalität noch obendrein bezweifelt werden muß? Ich selbst habe mir eine solche Van Dyk'sche Palette kopirt, welche mein Freund Caspar Stieler, der große Verehrer und der so glükliche, allgeschäzte Nachahmer Van Dyks von dem würdigen Fessel besaß und nur zu wahrscheinlich auch schon wieder die Kopie einer Kopie war. Und wozu nüzt eine solche Palette? Ich weis keinen Gebrauch davon; und mein Urtheil über ein Van Dyk'sches Kunstprodukt macht sie um keinen Gran gewichtiger.

Etwas näher leuchten uns vielleicht die unbeendigten Gemälde mehrerer Meister; wodurch wir wenigstens sehen, über welche Unterlagen sie ihre durchsichtigen Tinten legten. So haben wir viele angefangne Stüke aus der Rubensischen Schule, welche licht blaubraune helle Gründe und Unterlagen haben; mehrere italienische angefangene Werke zeigen

oft sehr dunkle Gründe, woher das Uibel des Nachschwärzers kömmt, wie auch Mengs bemerkt, welcher daher helle Gründe anräth. Wir sehen ferner aus unbeendigten Gemälden, daß mehrere Meister sehr leicht und troken übermalten, andre sehr saftig über eine fette Verteichung, ebenfalls eine der Erhaltung nachtheilige Verfahtungsweise. Wie aber können nun diese Kenntnisse als positive gelten, da sie keineswegs auf geschichtliche Individualität zurükführen, sondern nur allgemeine Erfahrungssäze sind? Und wie können solche Erfahrungssäze dazu dienen, unsre Urtheile über Original oder Kopie statthaft zu machen? — Gerade das Studium der Palette und des Farbenauftrags hat unter fleisigen Beobachtungen unter den genauesten Untersuchungen solche Kopisten gebildet, welche nun unsre Urtheile wanken machen. Und war es nicht eine Angelegenheit alter guter Lehrmeister gute Schüler nach sich zu bilden? Ihnen ihre alle Handgriffe des mechanischen Theils der Kunst mitzutheilen?

Wir kommen nun zur dritten Frage:

Kann man mit Bestimmtheit sagen: Dieses ist die Manier dieses Meisters?

Durch die beiden vorhergehenden ist auch diese beantwortet. Wenn es keine durchaus ausschließlich karakteristische Manieren giebt, wenn die Kenntniß der Manieren, wie sie einmal sind, keine positive Kenntniß ist; so können wir auch nie mit Evidenz sagen: diese ist dieses und jene ist jenes Meisters Manier, wenn wir damit die bestimmte Entscheidung über Originalität und Nachbildung geben wollen. Freilich hat sich jeder aufmerksame Kenner von den ersten Meistern einen karakteristischen Totalbegriff gebildet, er weis, zum Beispiel jener Maler liebte starke, jener schwache Inkarnation, dieser zeichnete groß, malte breit; jeder klein und gefleisselt, dieser impastirte derb, jener malte verblasen; er weis sehr genau

das elfenbeinerne Fleisch mancher Niederländer von Van Dyk'scher Karnation, den oft ziegelrothen Titian von dem silbertönigen Guido, oder dem schwärzlichen Caravagio, den grünlichen Otto Vänius von dem oft graulichen Annibal Karrach zu unterscheiden; er kennt den Styl, den besondern Geschmak jedes merkwürdigen Künstlers bis auf eigensinnige Eigenheiten: Aber alles das ist zu wenig, um zur Evidenz in Urtheilen über Originale oder Kopieen zu berechtigen.

Aus allem diesem, mein Freund, siehst du daß ich am Kunstskepticism hart krank liege; aber warum mich anders geben als ich bin? Glüklich genug bin ich, wenn diese meine Zweifelsucht dich nur in soweit anstekt, daß du nicht wieder (wie du schon gethan hast, und wohin dich deine schäzbare Natur treibt) Ankäufe an Kunstsachen, dem bloßen Vertrauen auf dein Urtheil oder auf die Worte des Verkäufers nach, machst; und so dein Geld übel anwendest. Regeln, dieser Quelle des Betrugs und der Täuschung zu entgehen kann dir kein Erdenmensch aufstellen, da selbst die reichste Erfahrung nicht hinreicht, evidente Kunstrichter zu bilden. Anschauung, Sichtigung, Vergleichung, forschende Betrachtung des Geistigen und Materiellen geben hier allerdings gute, aber niemals untrügliche Beurtheilungskraft. Ein gesunder Kopf, ein warmes Herz, aufgewekte Sinne können so viele reine Ideen des Geschmaks aufnehmen, daß sie — bei praktisch prüfend vergleichender Uibung und einem guten Gedächtnisse — brave, selbst wahre Urtheile erzeugen; Nota bene, wenn es darum zu thun ist, die Analyse eines Kunstprodukts zu haben, und seinen intensiven, unrüksichtlichen unkonventionellen, vorurtheilfreien Werth zu können. Die reine Geschmakslehre hat nichts mit der Frage zu thun? Was ist hier Original oder Kopie? Sie beschäftigt sich nicht mit dem Außersachlichen; vor jedem

Gemälde prüft sie was es ist, in wie weit es ihten Erfordernissen an Wahrheit, Schönheit, sittlichem Zweke u. s. w. Genüge leistet, oder in wie weit es dagegen anstrebt; aber der Name des Künstlers, die Originalität des Gemäldes, oder sein relativer Handlungswerth sind gar keine Betrachtungen für ihn; ja er hütet sich, solche unreine Verführer auf sein Urtheil nachtheilig wirken zu lassen.

Aber wir leben nun einmal nicht im Reiche der reinen Begriffe, und in Sachen, welche Geld kosten, müssen wir, — wenn wir nicht so reich sind, daß von Anstrengung oder Opfer die Rede seyn kann — allerdings Rükblike auf Konvenienzbegriffe und auf die durch den Handel sanktionirten Vorurtheile machen. Abbe Lanzi sagt mit vieler Wahrheit: Es ist seltner, einen wahren Kunstkenner als einen guten Maler zu finden. So viel über diese Materie.

III.

Auszüge aus der Geschichte des rheinischen Bundes.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte der griechischen und römischen Republiken ist darum so merkwürdig geworden, weil jene die Lehrerinnen der Künste und Wissenschaften, diese die Beherrscherin der Welt waren. Indessen finden sich in den Jahrbüchern der ehemaligen Reichsstädte solche Auftritte und Begebenheiten, welche einem jeden philosophischen Geschichtforscher reichen Stoff zu Schilderungen und Bemerkungen geben. Unter den Städten und Republiken, welche an dem rheinischen Bunde Theil genommen haben, verdient Mainz nicht nur als Stifterin desselben, sondern auch wegen seiner eigenen Schiksale bemerkt zu werden. Wir haben bereits schon in der zweiten und dritten Epoche gesehen, wie diese Stadt, von den Römern zuerst zu einer Festung bestimmt, dann von den Barbarenschwärmern zerstört endlich zu einer fried=

lichen Kirchen- und Gewerbsstadt übergegangen sey. Drusus suchte bei ihrer Erbauung die Anhöhen des heutigen Stephans- und Jakobsbergs. Er wollte kriegen und herrschen; als aber der Kirchen- und Gewerbsgeist über den kriegerischen die Oberhand gewonnen hatte, näherten sich seine Bewohner mehr dem friedlichen Rheine. Wie und wann eigentlich dieser Uibergang von einer Festung zu einer Handelsstadt geschehen sey, darüber giebt uns die Geschichte zu wenige Nachrichten. Daß aber Mainz schon unter den Karolingern und sächsischen Kaisern eine beträchtliche Gewerbsstadt gewesen seyn müsse, dafür bürgen uns Karls des Großen Kapitularien über seine Maierhöfe *), Heinrichs I. Verordnungen über die Städte **) und die ehrenvollen Namen einer bürgerlichen Hauptstadt des fränkischen Reichs. ***)

Die ältesten Bürger der Stadt waren vermuthlich jene Freien oder Wehren, welche sich vor und nach Heinrich I. in den Städten niederließen, und deswegen auch die Alten oder Patrizier genannt wurden. Sie hatten ihre eignen Familienhäuser und Höfe, wovon uns der fleißige von Gudenus in seiner Urkundensammlung die meisten angeführt hat, welche auch bis heute noch die alten Namen tra-

*) Da in der Nähe von Mainz so viele kaiserliche Maierhöfe lagen, so ist zu vermuthen, daß sich zu der Zeit auch viele geschikte Arbeiter in Mainz niedergelassen haben.

**) Er vermogte viele Freiherrn in die Stadt zu ziehen, und gab ihnen große Freiheiten. Wilichiad.

***) Moguntia metropolis Franciae et regia civitas. — Metropolis orientalis Franciae et principalis pontificis sedes germaniae et galliae. Serarius.

gen.*) Zu diesen gesellten sich die Geistlichen des erzbischöfflichen Stuhles und der Stiftungen; den übrigen Theil der Stadt nahmen die Wohnungen der Handwerker, Künstler und Handelsleute ein.

Man konnte schon frühe Mainz in zwei besondere Theile sondern. Jene Häuser und Gassen, welche gegen den Stephansberg und Kästrich oder das Gartenfeld liegen, waren zu der Zeit entweder Gärten, wie der Kirschgarten, der Weihergarten ꝛc. oder öffentliche Pläze, wie der Thiermarkt und die drei Bleichen ꝛc. oder geistliche Wohnungen, wie die zwei Pfaffengassen. Die Gewerbshäuser und Gewerbspläze zogen sich längst dem Rheine hin, wie die Loergasse, die Schar, die Seilergasse, die Bauerngasse, die Schlossergasse, die Fischergasse, die Strikergasse, die Schustergasse, der Heumarkt, Flachsmarkt, Speisemarkt und das Goldschmiedsplätzchen. So bildete sich schon unter den sächsischen Kaisern in Mainz eine Art von Gemeinwesen, das sich große Freiheiten und Vorrechte erworben hatte.

Als unter der fränkischen und schwäbischen Dynastie die Landeshoheit über die kaiserliche Gewalt die Oberhand behielte, wollten die Erzbischöffe auch ihre weltliche Macht über die Stadt erweitern; allein die Mainzer Bürger strebten, wie die übrigen Reichsstädte, nach der Unabhängigkeit und suchten ihre Freiheit entweder durch kluge Verträge oder auch mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Die Erzbischöffe, welche jezt Kurfürsten geworden waren, mußten die Stadt mehr wie eine ihrem Schuze anvertraute Gemeinde, als eine ihnen unterthänige Residenz behandeln. Sie machten Verträge und Bündnisse mit ihr, und in ihren Strei-

*) Siehe weiter unten.

tigkeiten zeigten sie sich nicht als Richter oder Oberherrn, sondern als Vermittler und Austräger. Ja sie erhoben selbst noch ihre Freiheiten.

Als die Bürger im Jahre 1115 dem Kaiser Heinrich V. ihren von ihm gefangenen Erzbischoffen Adelbert I. mit gewaffneter Hand abgetrozt hatten, verliehe dieser ihnen zur Dankbarkeit jenen Freibrief, dessen Inhalt noch auf den metallenen Thüren eingegraben ist, welche ehemals an der Liebfrauenkirche, nun aber an dem Dom zu sehen sind. Bei Gudenus kommt er in einer alten Uibersezung folgender maßen vor: »Daß alle die, die da wohnent binne der Muren zu Mentze, und auch darinne verbleiben wollen, keins Vauts Tetinge uzwendig der Muren halten sollen; noch keinlerley Schazungen und Bete me geben solle. Danne sie solln fürbaz me Ihrs ungebornen Rechts sie ane allerlei Schazunge.»

Diese Privilegien wurden der Stadt hernach vom Kaiser Lothar II. bestätigt. Die Bürger, durch solche Freiheiten muthig gemacht, erweiterten täglich ihre Unabhängigkeit, und stunden mit andern Städten am Rhein im Begriffe, sich gänzlich unmittelbar zu machen. Den Erzbischöffen konnten solche Aeußerungen der Stadt nicht gleichgültig seyn; und der kriegerische Siegfried III. bot seine bisher gegen mächtige Nachbarn siegreiche Truppen auf, belagerte Mainz und eroberte es. Die Bürger mußten für izt der Uibermacht weichen und nur Zeit zu gewinnen suchen. Sie bezeigten ihm eine anscheinende Unterwürfigkeit, ließen sich eine Zeitlang seine Geseze gefallen und betrugen sich wie seine Unterthanen.

Stolz, eine so ansehnliche Stadt überwältigt zu haben, und im Vertrauen auf den Ruhm seiner Waffen, gieng Siegfried nach Eltvill in das Rheingau und entließ seine Truppen. Diesen Zeitpunkt benuzten die Bürger. Sie rüsteten sich, ohne bemerkt zu werden. Sie zogen bei Nacht

in ansehnlichen Haufen über den Rhein, überfielen den sichern Fürsten in seinem Schlosse, und drangen ihm einen noch wichtigern Freiheitsbrief ab, als Adelbert einen ausgestellt hatte.

Gudenus hat uns diese magna charta im ersten Theile seiner Urkundensammlung aufbewahrt. Durch dieselbe sagte Siegfried die Stadt von seiner gemeinen Gerichtsbarkeit und von allen seiner Kammer sonst zuständigen Schazungen und Abgaben los; er gestattete den Bürgern die freie Wahl ihres Raths und ihrer Magistratspersonen; er übergab denselben das Stadtregiment und legte so, da er diese sich unterwerfen wollte, den Grund zu ihrer Unabhängigkeit.

Von nun an fiengen die Bürger an, da sie von Außen nichts mehr zu befürchten hatten, ihrer Stadt eine regelmäßige Verfassung zu geben. Die Erzbischöffe und Kurfürsten wollten zwar immer noch die Landeshoheit über Mainz behaupten; allein da die Bürger von Innen bewaffnet und von Außen durch den Städtebund geschuzt waren, so endigten sich alle Streitigkeiten entweder durch friedliche Verträge oder durch Bestätigung der bereits gestatteten Freiheiten.

Schon unter der sächsischen Dynastie bestunde die Mainzer Bürgerschaft, wie jene der andern Reichsstädte, aus Patriziern und Plebejern. Die Plebejer waren in 29 Zünfte abgetheilt, die Patrizier machten einen eigenen Körper von mehrern Geschlechtern aus, welche im Jahre 1332 auf 129 eingeschränkt wurden. Die 29 Zünfte waren vermuthlich aus den verschiedenen, damals schon ansehnlichen Handwerken zusammen gesezt. *)

*) In einer Handschrift bei Herrn Schaubs Beiträgen zur Mainzer Geschichte findet man folgende: Hüter — Barbierer — Faßbinder — Schuster — Weinschröter und Kärcher — Gärtner — Schmiede —



Von den Patrizier-Geschlechtern hat uns Johannes folgende aufbewahrt: Zum Jungen — Zum Blasofen — Wallpoden — Zum Silberberg — Berwolf — Zum Humbracht — Gelthuß zur jungen Aalen — Fürstenberg — Zum goldenen Schaaf — Zum Maulbaum — Schenkenberg — Zum Liechtenstein — Zur Eiche — Zum Rebstok — Liechtenberg — Rosenberg — Lehnheim — Nußbaum — Zum Landek — Malzberg — Herold — Bodetam zum Salmen — Zum Baumgarten — Gänsfleisch von Sorgenloch — Werthheim — Apotheker — Gastenhöfer genannt Völker — Frankenstein zum Roß — Zum Frosch — Waltertheim — Zum Kleemann — Scherpelin — Zum Weidenhof — Windek — Reysen — Hirzen — Volgmer. Dazu glaubt er noch andere z. B. die Bechtelmünzer — Seelhoven — Nußen — Schlüssel von Arte — Rohrbach — Zum Lamb ꝛc. zählen zu können. Verschiedene Häuser in Mainz z. B. der Rebstok — der Silberberg — das goldene Schaaf — Landek zum Korb — der Weidenhof und andere tragen izt noch ihre Namen.

Die Patrizier wurden überhaupt die Alten genannt, weil sie die ältesten Geschlechter der Stadt waren. Viele davon z. B. die Zum Jungen — zum Humbracht — die Landeker — Gänsfleisch — Malzberg — Gelthuß ꝛc. waren wirkliche Ritter. Sie scheinen von

---

Metzger — Maurer — Wagner — Fischer — Schiffer — Steuerleute — Goldschmiede — Bäker — Kirschner — Loer- und Weißgerber — Weber — Schneider und Fliker — Füller und Ritter — Beisassen ꝛc.

jenen geadelten Freien gewesen zu seyn, welche Heinrich I. in die Städte zog. Dieses gesammte Patrizier-Korps hatte schon vorzügliche Vorrechte. Sie machten einen besondern Staatskörper aus, und hatten einen überwichtigen Einfluß auf das Stadt-Regiment. Sie wählten aus ihrer Mitte, und durch ihre eignen Stimmen den Stadtschultheißen, vier Stadtrichter, zwei adeliche Bürgermeister und zwei und und zwanzig Rathsherrn. Zur vorzüglichen Unterscheidung erschienen sie bei allen Wachen, Fehden, und sonst öffentlichen Zeremonien und Verrichtungen zu Pferde, und hatten überhaupt zur Hälfte Antheil an der bürgerlichen Regierung.

Nebst diesen schon so großen Vorzügen, welche die Alten überhaupt sich errungen hatten, wurden die sogenannten Münzgenossen oder Hausgenossen im Thiergarten, noch mit größern begünstigt. Keiner von ihnen konnte wegen irgend einer Sache vor einem gemeinen Stadt- oder geistlichen Gerichte angeklagt werden, bevor er von dem Münzmeister, als seinem privilegirten Richter, gefodert und dort die Gerechtigkeit verweigert war. Den Münzgenossen allein war es erlaubt, Gold- oder Silberschmiede zu errichten, und Veränderungen im Gelde zu machen. Hatte ein anderer Bürger etwas von Gold- oder Silber verkauft, oder wegen Geldwechsel sich etwas zu Schulden kommen lassen, so mußte er dem Münzmeister 60 und einem jeden Münzgenossen 5 Schillinge zur Strafe erlegen. Ohne Vorwissen und Bewilligung der Münzgenossen durfte Niemand zu Mainz Gold oder Silber kaufen, um es nach fremden Münzen zu schiken. Die Münzgenossen hatten das Recht, falsche Münzen zu untersuchen und den Fälscher zu bestrafen. Das falsche Geld gehörte dem Münzmeister. Dieser war hingegen, wie es hieß, verbunden, darum einen Kessel zu kaufen, daß man richte über den Fälscher nach des Landes Recht und Gewohnheit. Der Münzmeister

pflegte, in Begleitung eines Richters und zweier rechtschaffener Bürger, der Goldschmiede Schrot und Korn, das Gewicht und die Ellen zu prüfen. Der Betrüger wurde um 60 Schillinge bestraft.*) Endlich wurde es als ein ehrenvolles Vorrecht der Alten angesehen, dem Kurfürsten bei der Kaiserkrönung und Wahl, oder auch bei einem gemeinen Zuge seines Leibs und seiner Kammer zu warten.

Man kann sich leicht vorstellen, daß solche scheinbare oder auch wirkliche Vorzüge der Patrizier die Eifersucht der gemeinen Bürger gereizt haben; und schon im Jahre 1332 brach ein Streit zwischen beiden Theilen zu öffentlichen Thätigkeiten aus. Die Hauptpunkte, worüber sich die gemeinen gegen die Alten beklagten, waren folgende: »Die Weiber der Alten hätten sich noch nicht einmal mit einem gemeinen Bürger verheirathet, wodurch denn ihre Geschlechter immer anwüchsen, da hingegen jene der Gemeinen oder Zünftigen täglich abnähme. Die Gemeinen wählten, wie die Alten nur 22 zum Rath, da es doch 29 Zünfte in Mainz gäben. Ein jeder Bürger also, sey es ein Alter oder Gemeiner, müßte sich zu einer Zunft einschreiben lassen, und von diesen Zünften sollte alsdann eine jede aus ihrer Mitte und durch ihre Stimmen einen Herrn zum Rath wählen.»

Diese von den Gemeinen kräftig verlangten Punkte wurden von den Alten mit Stolz und Verachtung verworfen. Sie hielten selbe ehrlos, ungerecht, und ihren Vorrechten nachtheilig. Die Sache kam sonach zum wirklichen bürgerlichen Kriege. Die Gemeinen stürmten die Häuser der Alten, nahmen denselben alle Arten von Waffen und Gewehr, und trozten wie weiland die römischen Plebejer, durch ihre Ge-

---

*) Daher wurde auch noch bis auf unsre Zeit das Rathhaus die Münze genannt.

walt und Anzahl. Die Fehde wurde auch außer der Stadt gegen die Alten geführt. Alle die, welche sich in Noth flüchteten, und auf ihre Landgüter umher oder in das Rheingau gezogen waren, wurden auch da von den aufgebrachten Bürgern aufgesucht, entwaffnet, und als gefangen niedergeworfen.

Die Gemeinen hatten, als der größere Haufen, auch die größere Gewalt auf ihrer Seite; die Alten fanden auswärts keine Unterstüzung. Man rief endlich, um dem Unwesen ein Ende zu machen, drei Genossen des großen rheinischen Städtebundes, Frankfurt, Worms und Speyer, als Vermittlerinnen an. Der Friede wurde durch deren Zurathen auf folgende Bedingungen festgesezt: 1) Die Patrizier-Geschlechter sollten nur auf 129 eingezogen werden, und diese nur statt der Alten gelten. 2) Wer außer diesen des Bürgerrechts theilhaftig werden wollte, sollte sich in irgend eine Zunft einschreiben lassen. 3) Aus jeder Zunft sollte einer zum Rath gewählt werden. 4) Sollten die Alten, wie es bisher üblich gewesen, ihre Anzahl Rathsherrn aus ihrer Mitte zum Senat wählen können, und zur Hälfte an den öffentlichen Aemtern Theil haben. Die übrigen Punkte betrafen die wechselseitige Entschädigung, und die Herausgabe der Waffen, Leute und Gefangene rc.

Dieser Friede war von keiner festen Dauer. Das Feuer schien zwar vor der Hand gedämpft, aber der Zunder glimmte noch mächtig unter der Asche. Verschiedene der alten Geschlechter, welche während den Stürmen aus der Stadt gewandert waren, wollten noch nicht wieder zurük kehren; sie hezten von Außen und verachteten die Gebliebenen ihres Standes, und diejenigen unter den Gemeinen, welche entweder nach der Patrizier-Würde gestrebt hatten, oder durch die neue Ordnung der Dinge sich zünftig machen lassen mußten, nekten und beschimpften die Alten, und wollten eine

größere Gleichheit eingeführt wissen. Die Gemüther waren demnach gegeneinander noch mehr aufgebracht, als zuvor, und es fehlte nur ein Hauch, um alles wieder in Flammen zu blasen. Ein kleiner Rangstreit verursachte von Neuem den Bürgerkrieg.

Im Jahre 1420 zogen der Kaiser Rupert und der Kurfürst Konrad III. in Mainz ein. Ein jeder der regierenden Bürgermeister, sowohl von Seiten der Alten als der Gemeinen, wollte der erste seyn, um diese hohe Gäste zu empfangen. Die Alten hielten es unter ihrer Würde, in Gesellschaft der Gemeinen vor den Fürsten zu erscheinen, und die Gemeinen sezten sich auch zu Pferd, um den Alten den Weg abzurennen; aber die Patrizier, welche vermuthlich bessere Reiter und Pferde hatten, verhinderten den Gemeinen-Bürgermeister an seiner Anrede, welche er an den Kaiser halten wollte. Diese Beschimpfung brachte die Gemeinen aufs Aeußerste. Denn kaum waren die Fürsten wieder abgezogen, so fielen sie, wie ehemals, über die Alten her, stürmten ihre Häuser, und schrieben ihnen noch härtere Geseze vor, als sie vorhin thaten.

Die Alten, welche schon den vorigen Vertrag als schimpflich ansahen, wollten lieber die Stadt als ihre Vorrechte verlassen. Einige davon zogen nach Frankfurt, andre nach Oppenheim, andre in das Rheingau, oder die umher liegende Gegenden, wo sie ihre Landgüter hatten. Beinahe alle der ersten und alt adelichen Familien, die Fürstenberg, Gensfleisch, Geldhuß, Landecker, Humbracht und zum Jungen waren ausgewandert.*)

Der bürgerliche Krieg dauerte beinahe zehn Jahre. Die Gemeinen verwüsteten die Häußer und Ländereien der

*) Viele Mainzer Geschlechter ließen sich zu Frankfurt nieder.

Patrizier, und diese, durch Georg Gänsfleisch aufgehezt, beunruhigten außerhalb der Stadt das Verkehr und den Handel der Bürger. Endlich (im Jahre 1430) wurde abermal durch Vermittelung der Städte Frankfurt, Worms und Speier, besonders aber auf Betrieb des Kurfürsten Konrad III. ein Vergleich zwischen den gebliebenen alten Geschlechtern und den Gemeinen unter folgenden Bedingnissen zu Stande gebracht:

1. Wurde abgeredet und festgesezt, daß hinführo der Senat aus sechs und dreisig Rathsherrn bestehen sollte, wozu die Alten aus ihrem Mittel zwölfe, die Gemeinen aber vierzehn wählen würden. Ein gewählter Rathsherr mußte wenigstens zwanzig Jahre alt seyn.

2. Wenn während dem Jahre ein Rathsglied von irgend einer Seite abgieng, so sollte es sogleich durch einen aus der Seite gewählten Bürger ersezt werden. Wäre es aber, daß die Seite der Alten vor der Hand keine rathbare Männer hätte, so mögte der Rath für diesmal den fehlenden aus den Gemeinen wählen, damit die Zahl immer vollständig bliebe.

3. Auch sollten hinführo nicht mehr, als drei Bürgermeister seyn, und zwar so, daß davon zwei Bürgermeister und Rechenmeister aus den Gemeinen und einer solcher Stadtbeamten aus den Alten von dem ganzen Rathe gewählt würden. Ferner sollten zu der Kammer, worinn der Stadt großes und kleines Siegel und ihre Freiheiten und Gerechtsame aufbewahrt wurden, drei Schlüssel verfertigt werden, wovon einen der Bürgermeister von den Alten, den andern der Bürgermeister und die Rathsherrn von den Gemeinen, und den dritten die zünftige Gemeinde überhaupt haben sollte. Eben so sollten auch die Rechenmeister, jeder von seiner Partey, einen Schlüssel zu dem Archive, Register und Gelde der Stadt haben.

4. Ferner sollten hinführo nur zwei Baumeister oder Werkmeister, von einer jeden Seite einer, gewählt werden. Uibrigens sollten alle andere Geschäfte und Aemter von dem Rath gemeinschaftlich und ohne Unterschied verwaltet werden.

5. Um alle künftige Rangstreitigkeiten zu verhüten, wurde beredet, daß im Rathhaus und Saal auf der Bank der Alten zuerst einer von den Alten, dann ein Gemeiner und so fort, und auf der Bank der Gemeinen zuerst ein Gemeiner, sodann ein Alter, und so weiter, wie sie im Alter aufeinander folgten, sizen sollten.

6. Wenn es sich gebühren würde, daß des Raths Verwandte in oder außer der Stadt verschikt würden, so sollte der, welcher von dem Rathe dazu bestellt würde, das Wort führen.

7. Die Bürgermeister aus den Gemeinen, und nur die zünftigen Bürger sollten die Thore und Thürme inne haben, und die Stadt bewahren.

8. Die Rathsherrn sollten ohne Unterschied ihren Rang nach dem Alter und Insäßigkeit haben. Im übrigen wurden den von den Alten die vor der Hand erworbenen Münzrechte, Gaben, Gnaden und Freiheiten zugestanden. Auch wurde ihnen gestattet, sich, wenn sie nicht wollten, in keine Zunft einschreiben zu lassen. Die während diesen Unruhen flüchtigen Patrizier, den Georg Gänsfleisch ausgenommen, wurden in dieser Rachtung mitbegriffen, doch so, daß keiner in der Stadt die Hezereien und Anmuthungen der Ausgewanderten unterstüzen oder verhehlen sollte.

9. Alle durch diese Unruhen erlittenen Schaden und Unbilden sollten von beiden Seiten vergessen, und nach Maaßgab der Größe vergütet werden.

10. Endlich sezte man fest, daß keine große öffentliche Schuld oder Ausfahrt oder Bündniß ohne Wissen und Zuthun der ganzen Gemeinde sollte eingegangen oder gemacht werden. — Solche Dinge und Geschäfte sollten allzeit mit beiderseitigem Verständniß von dem Rath und der Gemeinde abgethan werden.

Dieses waren die Hauptpunkte, wodurch der Frieden hergestellt, und die Verfassung von Neuem begründet wurde. Sie sind unterschrieben vom Kurfürsten Konrad III., vom Domkapitel, den Abgeordneten der drei Städte Worms, Speier und Frankfurt. — Und von Seiten der Stadt Mainz von Klaß Dulen, Wilkin Salman, Jdel Berwolf und Heinze Rebstock — als den damaligen Bürgermeistern.

Wenn man solche Verträge und die Geschichte dieser Streitigkeiten liest, so sollte man glauben, daß eine Gemeinde, deren Bürger sich beständig anfeindeten und befehdeten, nothwendig zu Grunde gehen müßte. Man sollte glauben, daß sich das Werkzeug des Handwerkers nicht neben den Waffen, eine Fehde nicht neben dem Handel, und Bürgerkrieg nicht neben gesezlicher Freiheit vertragen könne. Allein eben dieser Geist der Eifersucht und wechselseitiger Achtsamkeit erhielte den Geist der Betriebsamkeit, und gerade der Zeitraum, wo diese bürgerlichen Streitigkeiten vorgiengen, war auch die Epoche des größten Wohlstandes der Gemeinde. Von der ersten Freiheitsschenkung des Kurfürsten Adelbert im Jahre 1115 bis auf die Einnahme der Stadt durch Adolf II. im Jahre 1462, also über drei Jahrhunderte hindurch, haben die Mainzer Bürger gerade ihre glänzendsten Unternehmungen vollführt. Durch diese Streitigkeiten bekam die Verfassung erst ihre Festigkeit. Die gesezgebende Gewalt war in den Händen des Stadtraths, welcher aus Adelichen und Gemeinen zusammen gesezt war;

die vollstrekende theilten die adlichen und gemeinen Bürgermeister unter sich, unter welchen die Rechenmeister, Baumeister und Stadthauptleute stunden. Die richterliche Gewalt in Zivilsachen übte das Kammeramt oder Stadtgericht aus, welches aus einem Kammerrichter, dem Stadtschultheißen und vier Stadtrichtern bestund. Den Kämmerer sezte der Kurfürst ein; die übrigen wurden gewählt. In Kriminalsachen urtheilte das Gewaltsbotenamt. Der Gewaltsbote wurde wahrscheinlich auch von dem Kurfürsten angestellt. In dieser Zeit wurde von der Gärtnerzunft das sogenannte Gartenfeld und von den Klöstern der Bienengarten, der Kästrich und Hartenberg angebaut. Eine Menge von Webstühlen arbeiteten in Wolle und Leinen, und die Weberzunft war so reich, daß sie zu St. Emmeran beträchtliche Stiftungen machen konnte. Aus vierzig bis fünfzig Goldschmieden giengen schöne und kostbare Gefäße und Geräthschaften hervor. Die Bürgerschaft erbaute auf ihre Kosten das geräumige Kaufhaus und die Liebfrauenkirche; Guttenberg und Faust erfanden die Buchdrukerei, welche Peter Schöffer vollendete; und Arnold Wallpoden wurde der Stifter des rheinischen Städtebundes.

Während dem auf die Weise der arbeitsame Theil der Bürger und Einwohner den Wohlstand der Stadt beförderten, besangen die Minnesänger die Schönheit der Weiber. Zu dieser Zeit lebte Heinrich, welcher, wie wir schon bemerkt haben, sich durch seine schöne Lieder den Namen Frauenlob verdient hatte. Auch mußte Mainz sehr schöne und würdige Frauen gehabt haben, indem dieser Dichter sie öffentlich loben, und sie ihn nach seinem Tode auch öffentlich zum Grabe tragen durften. Wenn man zu allem dem noch die vortheilhafte Lage der Stadt bei dem Zusammenflusse zweier der beträchtlichsten Flüsse in Deutschland, die Geschenke der Natur in Obst und Wein und die

schönen Umgebungen längst dem Rheine hinab hinzusezt, so muß man gestehen, daß Mainz schon zu dieser Zeit auf einen Grad von Wohlstand gekommen war, dessen sich wenige Städte im Reiche rühmen konnten.

Aber eben dieser Wohlstand war wohl auch die Ursache des Verlustes ihrer bürgerlichen Freiheiten. Wir haben schon oben bemerkt, daß die Erzbischöffe und Kurfürsten der Stadt zwar große Privilegien ertheilt hatten; aber es niemal zugeben wollten, daß sie sich, wie andere Städte, unmittelbar gemacht hätte. Die Kurfürsten Siegfried, Werner, Gerhard, Johann und Theodorich betrachteten Mainz nicht nur als den Siz ihres erzbischöfflichen Stuhles, sondern auch als die Hauptstadt ihres Kurthums; und lezterer wandte, wie Siegfried, alle Mühe an, um sich, sey es durch den Kaiser oder seine Waffen, in dem Besize dieser Gerechtsame zu erhalten. Indessen kam es vor der Hand noch nicht zu Thätigkeiten; die Bürger vertrugen sich wieder mit ihm und erhielten ihre Freiheit. Sie würden vielleicht auch endlich ihre Gemeinde zu einer vom Kaiser anerkannten Reichsstadt erhoben haben, wenn sie sich nicht selbst in die Händel und Streitigkeiten der Kurfürsten gemischt hätten.

In der eben so blutigen als verderblichen Fehde, welche der vom Pabste widerrechtlich entsezte Erzbischoff Diether mit dem entgegengewählten Adolf II. führte, schlugen sich die Mainzer Bürger auf die Seite des ersteren und bereiteten sich dadurch ihren eigenen Fall. Wir werden an einem andern Orte den Anlaß und die Geschichte dieser Streitigkeiten anführen; hier wollen wir nur das bemerken, was auf die Stadt einigen Bezug hat. Nachdem der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich der Siegreiche und Bundesgenosse Diethers, die Adolfische Partei bei Sekenheim gänzlich geschlagen hatte, wollte Adolf das durch List zu erhalten suchen,

was ihm mit den Waffen nicht gelungen war. Er bediente sich nämlich eines gewissen Heinz von Hechtsheim, welcher ein reisiger Knecht bei Herzog Ludwig von Veldenz war und eine geborne Mainzerin (die Schwester des Rechenmeisters Sternberger) zur Frau hatte. Durch dieselbe bekam er Gelegenheit, mehrere ansehnliche Bürger und Rathsherrn für Adolph zu gewinnen, und die Vertheidigungsanstalten der Stadt auszukundschaften. Hierauf wurde der Tag (der 28. Oktober) verabredet, an welchem die gewonnenen Bürger die Wache an dem Gauthore übernehmen, und die heranrükenden Adolfischen heimlich in die Stadt lassen sollten. Diese zogen zur Nachtzeit unter Anführung des Herzogs Ludwig und des Grafen von Königstein vom Rheingau herauf über den Linzenberg und vertheilten sich zwischen das Gau- und alten Münsterthor.

Um vier Uhr des Morgens waren sie schon über den Graben bis an die Stadtmauer gekommen, als sie durch eine Eule zurükgeschrekt wurden, welche auf der Mauer saß und bei dem Lermen ihre Flügel ausgebreitet hatte. Die Truppen hielten sie für eine Wache und machten halt; und wären keine Verräther an dem Thore gewesen, so würde Mainz, wie weiland Rom durch Gänse, durch eine Eule gerettet worden seyn.

Um fünf Uhr waren sie schon durch die Thore gelassen und hatten Wagen und Karren vor sich hergeschoben, um auf alle Fälle einen Hinterhalt zu haben. Man sieht hieraus, daß man auf eine tapfere Gegenwehr von Seiten der Bürger gefaßt war; denn kaum wurden sie gewahr, daß ihre Stadt überfallen wäre, so fiengen sie an zu stürmen und Lermen zu blasen. Jeder ergriff seine Waffen, lief auf seinen Posten, suchte seinen Hauptmann; und jene, welche am Gauthore die nächsten waren, rükten die Gaugasse herauf, um die Feinde zu vertreiben. Die Adolfischen

waren noch nicht hinter ihren Wägen hervorgegangen, sie schossen anfänglich nur mit Büchsen und Pfeilen; da sie aber merkten, daß nur ein kleiner Haufen von Bürgern erst versammelt war, drangen sie mit Spiesen und anderm Geschosse auf sie ein und trieben sie die Gaugasse hinab bis nach dem Thiermarkt.

Indessen hatten sich die übrigen streitbaren Männer der Stadt gesammelt, und da sie von Reinhart Truchesß und Kunz Echter mit einigem Volk unterstüzt wurden, so gieng der Kampf erst recht an. Die Bürgermeister stellten sich mit Muth an die Spize ihrer Mitbürger, und Rheinhardt der Truchesse ermunderte sie durch seinen Rath und seine Truppen. Sie rannten in die Haufen der Feinde, welche mit Macht die Gaugasse herabgekommen waren, schlugen über funfzig derselben todt, und trieben die übrigen, welche sich geflüchtet hatten, aus den Häusern und Höfen und machten viele davon zu Gefangenen. Dieser Theil der Adolfischen war schon wieder bis zu dem Gauthore zurükgedrängt und im Begriffe die Stadt zu verlassen, oder sich zu ergeben, als der andere Theil derselben, welcher nach dem Münsterthore gezogen war, dort eindrang und die Häuser bei den Predigern, in der Schustergasse und dem Speisemarkt in Brand gestekt hatte.

Als die streitenden Bürger ihre Stadt hinter sich in Flammen, ihre Weiber und Kinder in Gefahr oder mißhandelt sahen, verließ sie ihre Standhaftigkeit. Viele liefen aus den Reihen, um die Ihrigen zu retten. Dymerstein, einer ihrer Bürgermeister, war tödtlich verwundet, und Fust, ihr Hauptmann, todt auf dem Plaze geblieben. Schreken, Furcht und Verwirrung kam in die Haufen der Bürger, und die Feinde drangen wieder auf den Thiermarkt vor.

Die Absicht Adolfs war, nebst der Stadt auch Diethern, seinen Gegner, und Friedrichen, dessen Bundes-

genossen, in seine Hände zu bekommen, weil selbe sich gerade zu der Zeit in Mainz aufgehalten hatten. Allein beide waren schon frühe und bei dem ersten Lermen entwischt, und brachten über 300 Reiter und anderthalb hundert Schweizer zusammen, mit welchen sie um drei Uhr des Nachmittags den bedrängten Mainzern zu Hilfe kamen. Sie rükten durch die Dietpforte (auf dem Graben) über die Augustinergasse und den Ballplaz den Feinden entgegen, fielen sie in den Flanken an und erlegten derselben viele. Fust oder Faust, der andre Bürgermeister und Vetter des Miterfinders der Buchdrukerei, sammelte die flüchtigen und zerstreuten Bürger wieder, und focht an ihrer Spize, wie ein römischer, bis in die Nacht hin.

Da die Adolfischen merkten, daß dieser neue Angriff ihnen gefährlich werden konnte, so traten der Herzog Ludwig, der von Königstein und Junker Weinrich von Stein unter jene Bürger, welche nach ihren brennenden Häusern geflohen waren, und versicherten selbe des Schuzes und der Gnade ihres Herrn. Sie ritten mit dem Bürgermeister Dymerstein und dem Baumeister Duden, welche beide schon durch Heinz von Hechtsheim gewonnen waren, an die Thore, und foderten die Wachen auf, selbe an Adolf zu ergeben. Diese verwarfen anfänglich den Antrag mit Verachtung; da sie aber erfuhren, daß Faust, ihr wakerer Bürgermeister, auf den Tod verwundet, die pfälzischen Reiter abgezogen, und schon über 300 ihrer Mitburger für die Freiheit geblieben wären, so mußten sie die Stadt den Feinden überlassen.

So stunden die Sachen am Ende des acht und zwanzigsten Oktobers im Jahre 1462. Den andern Tag zog Adolf von Eltvill, wo er sich während dem Kampfe aufgehalten hatte, stolz und als Sieger in Mainz ein. Er ließ die Bürger auf dem Thiermarkt versammeln und behandelte

sie nicht als bezwungene Feinde, sondern als aufrührerische Unterthanen. Er ließ ihre Freibriefe und Privilegien verbrennen. Die Anführer der Bürger, welche nicht umgekommen waren, wurden der Stadt verwiesen, und ihre Häuser der Plünderung Preis gegeben. Die Schäze und Waaren, welche die fleißigen Handelsleute in dem Kaufhause*) gesammelt hatten, vertheilte er unter seine Hauptleute; und die ganze Gemeinde mußte ihm als ihrem Herrn und Fürsten huldigen. So verlohr Mainz, da es für Diether um die kirchliche Freiheit gestritten hatte, seine politische.

Als Diether, nach dem Tode Adolfs, wieder zum gänzlichen Besize des Erzstiftes kam, hofften die Bürger von ihm ihre Freiheiten wieder zu erhalten; allein sie mußten auch ihm huldigen und um seine Herrschaft noch fester zu gründen, baute er am Ende der Stadt gegen das Rheingau hin die Martinsburg, welche, so lange die Kurfürsten in Mainz regierten, die Residenz war; und erst in unsern Zeiten zu einem Freihafen umgeschaffen wurde.

*) Am Kaufhause ließ Adolf seine Wappen malen, indem nur jene der Bürgermeister in Stein ausgehauen waren.

IV.

Auszug

eines merkwürdigen ungedrukten Schreibens an den Kurfürst Anselm Kasimir zu Mainz, über den Tod des berüchtigten Herzogs von Fridland (Wallenstein), und die damaligen Ereignisse in Staats- und Militärsachen; vom J. 1634.

Dieses Schreiben hat der gelehrte und fleißige Dechant des ehemaligen Liebfrauenstifts zu Mainz, Adam Freyspach, dem Protokolle seines Kapitels, welches sich vom J. 1631 bis 36 zu Kölln befand, eigenhändig S. 50 fgg. eingerükt. Wir fügen ihm noch einige eben daselbst enthaltene Beiträge hinzu, und werden von den Aufzeichnungen dieses genauen Vorstehers von jenem, so sich zwischen den besagten Jahren in der Stadt Mainz ereignet hat, in dem für diese Blätter bestimmten Aufsaze: Die Schweden zu Mainz — bald noch einen ausführlicheren Gebrauch machen. Bn.

»Interea Belli Dux exercitus caesarei Albertus »Fridlandus sub praetextu, quod cum Acatholicis »tractaret media pacis, et profligatos exules sine »effussione sanguinis suis restitueret locis, removil

»a se omnia alia undequaque advenientia subsidia »caesareana, et clam cum hostibus protestantibus »nova, insolita, et inaudita firmavit foedera, quibus »ad 18. Februar. Caesar cum omnibus austriacis uno »quasi ictu interempti ruerent et necarentur; sed »conspiratione haud dubie divina cooperante »gratia detecta, res longe alium praeter mentem »conspirantium sortita fuit effectum, uti ex seqq. »patet:

»Extract Schreiben auß Eger den 27. Februar 1634.

»Ahn St. Matthiä tag den 24. dieseß ist Hertzog von Fridtlandt in einer schlechten senften von 2. pferten getragen, von 2. Compagnien reutter begleitet, mit etzlichen Kutschen vnd Pagagywagen Abendß vmb 4. vhren ahnkomen, folgendtß den andern Tag den 25 dieses daß geschrey in der gantzen Statt erschollen, eß wehre ein grosse Differentz zwuschen Ihro Kay. May. vnd Fridtlandern entstanden, viel Regimenten von diesem abgefallen, vndt in Kay. Deuotion verplieben, Er Fridtlander derowegen daher geflogen, zum Feindt willenß zu deficiren, vndt Ihme nechste Nacht die Statt zu vbergeben; ist selbige Nacht den 25. Februar. vom obersten Leutenandt Commendanten allhier durch ein sonderß Stratagema ein mahlzeit im Schloß ahngestelt, vndt dartzu des Hertzogs adhaerenten vndt vornehmbste interessenten beruffen worden, welche durch sonderbahre schickung Gottes erschienen. Vnder wehrender Malzeit, alß das Confect vffgetragen worden, seyndt die Putlarische Dragoner zum Statt vnd Schloßthor auß beuelch des Commandanten eingelassen worden, vnd nach geschehener (aber nit von iedermann) in gesundheit Ihrer Kay. May. angenommenen vmbtrunck, vnd von den getrewen Dinsten gepflogenen discursen, ein Zanck mit Fleiß angefangen worden, vndt

auß Instruction vndt Auctorität gutter Leüth, obersten Hern Putlerß, obersten Leütenantß Egerischen Commendanten, vndt seines obersten Wachtmeisterß, vnuersehenß von den gemeldten Tragonern vnd diesem obersten Wachtmeister, der Graff Tertzky, General Illaw, Sechsischer Legat Kinsky, Rittmeister Neüman vnder dem Tertzkyschen regiment, und ein Trommeter, neben mehr wallensteinischen Dienern erstochen worden, daruff in puncto auß dem Schloß mit einem schuß losung geben, vnd Hertzogen Fridtlandt von einem Pütlarischen Hauptman in seinem Zimmer mit Tragoner vberfallen, und da er im hembdt gestanden, in daß darbey stehende Bett steigen wollen, mit einer partisan erstochen, vnd in zweyen schlegten Teppig eingewickelt, vff einer Calleschen thodt ins Schloß mit seiner und aller andern entleibten Pagagy hingefuhrt, wie auch Hertzog Frantz Albert von Sachsen gefangen worden; wan das nit geschehen, so wehre vff den 26. Februarÿ der Stattrath vnd Bürgerschafft zusamen geruffen, vnd wer auß Ihnen nit hette wöllen dem Fridtlander vnd sachsen schwören, von zweyn dartzu hergebrachten frembden Henckern hingericht worden 2c.

»Gnedigster Herr, E. Churf. Gn. solle hiermitt vnderthenigst nitt verhalden, daß ich zwar vnderwegß den statum publicum fast vberall in schlegtem zustandt, alß ich vermeint, angetroffen, bis endtlich wie hernach vermeldt, die lang geseuffzete vnd erwunschte Mutation alhier wurklich erfolgt, vnd zu andern heilsamen mitteln ein Anfang gemacht worden.

»E. Churf. Gn. werden schon gdst. vernommen haben die grosse verrätherey, welche der oberst König zu Lindauw angestellt, vnd den schwedischen vff einen tag Constentz, Lindauw, vnd Bregentz lieffern wollen, welches der von Ossa, dem er nach dem Leben gestanden, etzliche wenig tag von der angestellten zeit innen worden, benanten König be-

neben seinem obersten Wachtmeister, andern Officieren vnd Rathsverwandten in Lindauw, so mit under der deck gelegen, in Tirol führen vndt zu Ehrenberg geuencklich setzen lassen, da sich bald anfanckß befunden, daß der König ahn einem Ort vff wechsel 6000 Ducaten vbermachen, welche Ihnen vom Duca de Roan sollen außgezahlt seyn; nitt weniger ist vmb selbe zeit der Horn mit seinen truppen vmb Costentz angelangt, weil ihm von Offenbahrung dieser conspiration nichts bewust, vndt obzwar sein Hauptintent zu nicht worden, so hat er iedoch in Wangen ein gantz regiment Croatten ruinirt, Biberach recuperirt, gantz Schwaben in Contribution gesetzt.

»Wie eß auch seithero in Beyern zugangen, der nunmehr offenbahre Antecrist vndt Kindt des verderbenß gewesener General von Fridtland nitt allein Ihre Chf. Dhlt hülffloß gelassen, sondern sogar durch den Kinsky mit dem Hertzog von Weinmar correspondirt, ist von mehrerer consideration, zumahlen weil er etzliche mit lutterischen officieren vndt soldaten wohl complierte regimenter in Beyern geschickt, welche die Lewth mit den Beinen in die höhe, vnd mit den Köpfen in haiß wasser gehenckt, folgendts herauß getzogen, in der grösten Kälte an Baum gebunden, und iämerlich erfrieren lassen, consecrirte Hostien vff der Inwohner flehendlich begern Ihnen widerumb vmb 20 fl. verkaufft, andern Ornat behalden, vnd mit weibern vnerhörte tiranney getriben, dadurch dan die Bawern zum vffstandt gerathen, etzlich tausent starck bey Wasserburg sich gesamblet, so gahr, daß Hertzog Albertß Dhlt. sich mit dero gemahlin vndt jungen herschafften vff lauffer bey Saltzburg reteriren mussen, doch sein die Bawern durch den obersten Cronberger endtlich, wiewoll mit harten procediren gestilt, vnd daran vber 600 niedergemacht worden, alßo daß nunmahr in Beyern vnd Landt ob der Enß alleß still ist.

» Herr Oberster Wahl hat vor 14 Tagen guten Succes gehabt, und in einem Außfall ein gantz regiment getrennt, den Obersten, grauen von Witgenstein, vnd dessen hohe efficier in Amberg des meisten theilß gefangen einbracht. So hat Hr. Oberst Johan von Wöhrt vor acht tagen zwey regiment zu pferd bey Straubingen ruinirt, vndt 6. Canon bekomen. Eß hat die Cron Spanien vnd Chf. Dhlt. in Beyern heilsam ermessen, daß zu Fridtlandtschen Hendeln lenger nit zu schweigen, sondern das werck mit Ernst anzugreiffen, deßwegen der spanisch gesandte Her Graff von Ónato sich allhier rundt ercleert, daß von den hiesigen Spanischen Geldern, so sich in parato vber ein million erstrecken, nit ein heller gefolgt, ja alle hülff auß Spanien denegirt werden solle, wofern nit ein ander direction gemacht werde. Churbeyern Vicekantzler Hr. de Riegel hat vermög habenden instruction gleichfalß eifferig cooperiret. So hat auch die Fridtlandische Congregation der obersten nacher Pilsen, und daselbst von ihnen theilß persuasionibus, theilß metu extorquirte Reuerß Ihrer Kay. May. vnd dero geheimen rathen die augen folgenß eröffnet. Ja es hat hertzog Frantz Julius von Sachsen Lauwenburg, welcher bißhero in den Friedenßtractaten alhier laboriret, an fuhrnehmen ortten rund gesagt, eß wehre der Fridtlander ein solcher rc. vnd ghe mit solchen stucken vmb, daß Chursachsen mit ihm sich einzulassen bedencken trüge. Man hat auch aigentliche nachricht vnd intercipirte schreiben erlangt, darauß erscheinen, daß weil Chursachsen sich mit diesen schlimmen stucken nit besudeln wollen, der Fridtlander mit Hertzog Bernhart Weynmar zu correspondieren angeuangen, gestaldt er hiezu den lutherischen Hern Kinsky gebraucht, vnd solchen vff Regenspurg geschickt; ist auch soweit gelangt, daß albereit der tag zu des Fridtlandtß Crönung benannt, vnd die Conjunction der feindtlichen truppen mit ettlichen regimentern, deren

Fridtlant vergewüſt geweſen, den nechſten vorgeſtanden. Am maiſten hat Fridtlander Hern Feldtmarſchalck Aldringer, Hrn Grauen Gallas, Iſolano vndt Piccolomini gefurcht: Mit dem Iſolano braucht er dieſes tücklein: Er ſchreibt an Ihr Kay. May. und bittet, ſie wollen den Gräffen Balffi 8000 Vngarn de nouo werben laſſen, welcheß Ihre Kay. May. alßobalden effectuiren. Daruff leſſt der Fridtlender den Iſolan fordern, vnd durch ſein Inſtrumentum malitiae den Tertzky vorhalden, wie hoch er ihn aſtimirt, wie dapffer Dinſt er geleiſt, wie ſchlecht er von Ihrer Kay. May. aeſtimirt, vnd itzunter der Balffy herfuhr gezogen, auch itzund dahin gebracht werde, daß man den Iſolano gantz opprimire, vnd dem Balffy die Croaten vndergeben welde, welches Iſolano alleß hieher bericht hat. Die Grauen Gallas, Piccolomini, wie auch Her Aldringer laſt er gleichfalß vff Pilſen vor vngefher 14. tagen fordern, vndt ſoll ſein eudtlich intention geweſt ſein, ſelbige ſtranguliren zu laſſen. Aldringer bleibt zuruck, Gallas vndt Piccolomini kommen, er redt mit dem Gallas ghar frewndtlich, eröffnet ihm alle ſeine böße ſtuck, vnd verheiſſt ihm aureos montes, wan er Ihm dienen wollt. Hr Gallaß ühet die gefhar darin er begriffen an, vndt ſagt ja, allein er forchte, Hr Aldringer mögte alleß hindern, doch getraue er ihn zu diſponiren, wan Ihre Fürſtl. Gn. Ihme wollen erlauben, daß er ihm entgegen reiten, vndt ihn holen mögę. Stultitia confunditur in ſumma ſapientia, vndt williget. Der gute Piccolomini bleibt dahinten. Gallas trifft den Aldringer an zu allem Glück hart bey Pilſen, erzehlt ihm den Zuſtandt, nemen alſo baldt die reſolution, berichten den gantzen verlauff Ihr Kay. May. ſchreiben an alle obirſten in ſchleſingen vndt Öſtereich, daß keiner dem Fridtlandt mehr pariren ſolle. Der Hertzog wartet mit groſſem verlangen vff ihre widerckunfft, vndt ſchickt ihnen den Piccolomini auch

nach, welcher also gleichfalß ehrlich hinweg kompt. Vnder diesem verlauf gibt sich alhier an der mit in dieser Conspiration steckende Oberste von Schafftenberg, begert Gelt führ die Soldatesca inßgemain, leßet auch ahn vnderschiedlichen orten drauwortt mit vnderlauffen, vndt ist die Fridtlandtsche verretherey also an tag komen. Indem er den obersten Schafftenberger zum General Commandanten vber die Cavallerie in Vnder Österreich, selbiger seiner vndergeben Reutherey für Ihre Kay. May. masen in den hiesigen Vorstätten die gröste Unordnung gestattet, vermög seiner fridtlandschen Ordonnanz den 19. dieses die Kayserl. Burg stürmen, Ihre Kay. May. den König Ertzhertzog Leopoldt, Wilhelm jungen printzen, ja auch daß Frauwzimmer, vndt also daß gantze Hawß Österreich sampt allen den getrewen dinern ermorden, die statt plündern vnd zu aschen verbrenen sollen, wie eß den noch gestern in der Nacht an 3 Ortten zu brennen angeuangen hat, welcheß alles durch götliche schickung den 16. huius offenbahr worden. Ahm vergangen freytag hab ich noch mit Schafftenberger zu mittag bey Hrn Graffen Philipsen von Mansfeldt gessen, ahm folgendten Sonnabend ist der Handel außgebrochen, vnd hat man ihn bey dem Kopff nehmen, vnd an seiner persohn den anfang machen lassen. Hr Graff Trautmanßdorff ist zu des Fridtlandtß Gemahlin nacher Prag, nachzusehen, ob nit etwan dießer verretherey waß bey Iht zu finden, sed quia homo singularis, intra triennium uxorem non vidit. Ihre Kay. vnd Kön. May. werden die ander wochen vff Budweiß, vnd inner wenig tägen selbsten ins Feldt rucken, alda im Beysein dereselben den Soldaten Geld geben, vnd Ihnen vffs new schwören lassen.

»Vff den 26. Marty hat die Fridtlandisch cronungh in Behmen, vndt vorgestern sein einritt geschehen sollen. Obrister Piccolomini, Gallas, vndt Isolan haben beuelh, Fridt-

landt wo möglich entweder lebendig oder thot anhero zu pringen, wirdt derowegen stundtlich der verlauff dieser execution erwardet. Ihre Kay. May. haben an alle dero hohe vnd andere Officier geschriben, vndt dem Fridtlandt daß Commando genohmen, deßwegen auch offen patenten trucken lassen, aber wie sein vnd seiner adhärenten persohn ohne eusserste gefhar zu ertappen, wurdt man in wenig zeit vernemmen. Viel Lewth haben eigentlich obseruiret, daß aber dieser zeit seine verretherey sich erdeckt, da er vorm Jahr die starke blutige execution in prag ergeen lassen, vnd wie sie den vorigen ein winter König, also sie diesen ein Faßnachtskönig nennen; in summa dieses werck dorffte noch weidt vmb sich, auch wohl etzliche dieseß orthß ergreiffen. Die Fridtlendtsche vndt deß Tertzky gütter werden andern getrewen hauptern herlich anstehen. Morgen Donnerstag vff sanct Matthiä fest hat er Wienn angreiffen wollen. Wien den 23. Febr. 1634. »

Friedensarticel, so der von Fridland der Euangelischen Armada in Schlesigen vorgeschlagen.

1.) Er General begehre mit der Cron Schweden, Chursachsen, vnd Brandenburg einen rechtmessigen Frieden zu machen, vnd da schon der Keyser nit also, wie eß ettwan beschlossen, dasselbe eingehen wolle, solle er mit gewalt dartzu angehalden werden, wozu er denn gute mittel wüste.

2.) Alle priuilegien sollen wiederumb integrirt werden, vnd vff das newe confirmirt, wie auch aller vnd jeder exulanten Gütter wiederumb eingeraumbt werden, vnd wolle er an den Innhabenden Güttern, so den exulanten gehörig, selbst den Anfang machen; waß sie aber Immittelst für schaden erlitten, soll vergessen pleiben.

3.) Alle Jesuiter gantz vnd gar auß dem Röm. Reich sollen abgeschafft werden.

4.) Die Glossa haereticis non est seruanda fides etc. soll hier nichtß gelten, sonndern alles waß versprochen, ohn alle gefherde vffrichtig vnd redlich gehalden werden.

5.) Chursachsen vnd Brandenburg aber, weil ebener masen Ihnen ihren schaden zu erstatten vnmöglich, sollen ihre angewendte Spesa fallen lassen, vnd in Vergeß stellen.

6.) Das Reichsvolck auß dem Reich fuhren, vnd wieder den Erbfeindt vndt Türcken zu gebrauchen.

Des Fridtlanders postulata seine person betreffent, so darbey vbergeben, vnd von ihm Fridtlander fuhrgeschlagen 2c.

1.) Wan er die Römische Cron haben konte, wolle er allen vertriebenen Hern Ihre gütter wiedergeben, die religion frey lassen, vnd den Pfaltzgrauen restituiren.

2.) Für Meckelburg, Sagan, vnd seinen rest, so ihm der Kayser schuldig, wolle er daß Marggraftumb Meren haben.

3.) Weil der Bayerfürst vff dem Collegialtag zu Regensburg Ihnen hette helfen daß Generalat nemmen, wolle er Ihm daß versetzte Land ob der Enß wegen seines rest nemen.

4.) Er begere die Armeen zusamen zu fhüren, so wolle er damit in gesambt vor Wien, vnd den Kayser zwingen, alles einzugehen.

Als nun alle diesse puncten von Fridtland vorgeschlagen, auch Sachsen vndt Brandenburg vorkommen, haben dieselbe hergegen gesatzte artickeln zum friden proponirt.

1.) Ihre Kay. May. soll alleß Ihreß Reichsvolck auß dem Reich fhüren vndt abdancken.

2.) Deß anspruchs deß Ertzbisthumbs Magdeburg vnd Bistumb Halberstatt fur sich vnd dero Hern Sohn verzeihen.

3.) Die catholische Liga soll der Crohn Schweden alle Vnckosten zahlen, vnd durch ahnnembliche Mittel das Volck auß dem Reich pringen.

4.) Alle Jesuiter aus den Rathstuben vnd aus dem Landt schaffen.

5.) Wegen deß Reichscostenß vnd schadenß der zweyen Churfürsten, daß gantze Landt Schlesigen abstheen.

6.) Die Religion vberall frey lassen.

7.) Wegen 8. tonnen goltß, so Ihr Kay. May. dem Churfürsten von Sachsen schuldich, die Ober- vnd Nieder-lausnitz, vnd das halbe Königreich Behmen erblich lassen.

8.) Des Churfürsten sohn in Heidelberg wieder einzusetzen, darzu soll Hertzog von Fridtlandt Ihre Kay. May. zwingen.

V.

Uiber die vom Herrn Professor Ludwig von Baczko zu Königsberg aufgeworfene Frage:

Hatte der deutsche Orden Mysterien denen der Tempelherrn ähnlich?

Vor Beantwortung der Frage ist es nöthig, die Gründe des Fragstellers aus den Nrn. 162 u. 163 des Freimüthigen 1806 auszuziehen. Sie lauten wie folgt:

»Es wäre voreilig, diese Frage zu bejahen, die ich aber auch nicht zu verneinen wage, sondern ich stelle hier blos einige Muthmaßungen auf, und überlasse es demjenigen, der Archive und Gebäude des Ordens zu benuzen Gelegenheit hat, und nicht dabei, wie ich, blos mit fremdem Auge zu sehen gezwungen ist, diese Sache bestimmt zu entscheiden. Der deutsche Orden stimmte in vielen seiner Einrichtungen mit den Tempelherrn überein, die ihm nach seinen Gesezen, was Kriegswesen und Disziplin anbetraf, zum Muster dienten, und selbst die Namen verschiedener Ordens-Offizianten, z. B. Treßler (Treßorier) sind aus dem Französischen entlehnt. Die

Uibersezung der Geseze des deutschen Ordens ins Französische, wovon sich noch eine sehr alte Handschrift auf der königlichen Schloßbibliothek zu Königsberg befindet, beweiset, daß der Orden, der blos Deutsche unter sich aufnahm, auch mit dem durch Franzosen gestifteten Ritterorden der Tempelherrn nicht ohne Verbindung seyn mußte; und dieses wird noch anschaulicher durch eine Bulle Innocenz IV. vom 1ten Januar 1245, wodurch Gerhard von Malbergh, Hochmeister des deutschen Ordens, berechtiget wird, mit verschiedenen seiner Ordensbrüder in den Orden der Tempelherrn zu treten. Gleich den leztern, dekte der Orden Palästina's Grenzen, kämpfte dort gegen die Sarazenen, hatte aber auch Gelegenheit, von diesen so manches zu hören, und zu erfahren, das seinen bisherigen Begriffen widersprach, und bei ihm Keim des Nachdenkens und mancher Zweifel werden mußte. Daß er nicht mehr mit blindem Glauben von den Befehlen des Pabsts abhieng, beweißt die Kühnheit, womit er sich über päbstliche Bannflüche hinweg sezte. Er beschränkte die Geistlichkeit, suchte sie von sich abhängig zu machen; kein Kloster durfte ohne seine Genehmigung errichtet werden. Er ließ den dem Pabste so verhaßten Kaiser, Ludwig den Baier, durch die Waffen seines Ordens bei dem Zuge nach Rom unterstüzen, wo dieser gegen den Willen des Pabstes zum Kaiser gekrönt wurde; und die günstige Aufnahme, welche Waldenser und Wiklefiten in Preußen fanden, beweißt wenigstens die freie Denkungsart des Ordens, die er schon aus dem Orient mit nach Preußen brachte, wo er beinahe einzig dem mit dem Bannfluche belasteten Kaiser Friedrich II. mit größter Treue zugethan blieb.

Ob blos Eigennuz diese Stimmung im Orden erzeugte und erhielt, wage ich nicht zu entscheiden, und eben so we-

nig, ob sie im Oriente durch die Verbindung mit Tempelherrn erzeugt, und durch Mysterien erhalten wurde; doch giebt im Bezug auf die leztere Meinung folgendes vielleicht einige Fingerzeige.

Bei dem Mangel des Gesichts wäre es von mir eine Vermessenheit, bestimmen zu wollen, ob die Verzierungen im Schlosse zu Marienburg zufällig entstanden sind, oder ob es nicht vielleicht Hieroglyphen waren. Unter den herrlichen Kupfern, die Frik zu Berlin von diesem Schlosse geliefert hat, sind auf der 16ten Tafel einige solcher Verzierungen mit Nr. 20. 21. 26. 27. 36. bezeichnet. Die phantastischen Thiere Nr. 26. und 27. und die geflügelte Figur mit den sehr breiten Ohren Nr. 36. sind hierunter besonders auffallend, und wenn der gekrönte, aber sehr verzerrte menschliche Kopf mit den sonderbaren daran befindlichen Füßen Nr. 27. in einem vermals den Tempelherrn zugehörigen Hause angetroffen wäre, so würde man ihn wahrscheinlich für den Bafumet erklären; jezt scheinen wenigstens alle diese Figuren den Gedanken an eine gewisse damit verbundene Deutung rege zu machen.

Dieser Gedanke drängt sich noch mehr bei der Betrachtung einiger kleinen metallenen Figuren auf, wovon Herr Prediger Schlik bei der hiesigen französischen Kirche, einige angekauft, und dem königlichen Bibliothekar Hrn. Henri nach Berlin gesandt hat. Sie wurden bald nach der preußischen Besiznehmung, unerwartet in einem Gewölbe des Rathhauses zu Elbing bei dem dort wahrscheinlich seit der Reformation aufbewahrten Kirchensilber gefunden. Unter diesen Figuren ist eine geflügelte mit mehreren Gesichtern, eine andere liegt nach orientalischer Sitte auf der Erde hingeworfen, und hat etwas auf dem Kopfe, das man beinahe mit dem Scheffel des Serapis vergleichen könnte. Ich wäre geneigt, sie gleich den kleinen Figuren, die Masch

in den gottesdienstlichen Alterthümern der Obotriten beschrieben hat, für Gözenbilder unserer Vorfahrer zu erklären; sie stimmen aber auch mit keiner alten preußischen Gottheit überein. Auch war es Pflicht der guten Christen, alles, was den Göttern, worunter sich der Christ böse Geister oder Dämonen dachte, geweiht war, so schnell als möglich zu vernichten, und der Eifer, womit die Christen, sobald ihre Religion herrschend wurde, die Abbildungen und Tempel der Götter zerstörten, beweißt, wie verdienstlich sie dieses Werk hielten. Es läßt sich also nicht glauben, daß man Gözenbilder bis auf die Zeiten der Reformation in Preußen verschont habe; und wer die Achtung des Katholiken für den Kelch, und die übrigen Kirchengefäße kennt, der wird es unmöglich zugeben, daß man Gözenbilder, Abbildungen der Dämonen bei diesen heiligen Gefäßen leiden und gemeinschaftlich aufbewahren konnte. Sobald man aber annimmt, daß diese Figuren allegorische Vorstellungen waren, daß vielleicht gewisse gnostische Ideen dabei zum Grunde lagen, so konnten sie auch hier als Gegenstände der Achtung und Abbildung guter Genien ohne Bedenken den heiligen Gefäßen beigelegt werden. Es scheinen aber dergleichen gnostische und magische Ideen hier in Preußen nicht unbekannt gewesen zu seyn; denn ein magisches Siegel wurde in einem Haus im Kneiphofe zu Königsberg, worin ich selbst während meinen akademischen Jahre wohnte, gefunden, und ein magischer hier in Preußen gefundener Ring ist auf der Rathsbibliothek befindlich. Der berühmte Abentheurer Scalichius verfaßte für den Marggrafen Albrecht ein magisches Gebet, worin dieser eine Menge von Schuzgeistern anrief; und dieß erlaubt doch wenigstens die Schlußfolge, daß ihm Ideen dieser Art nicht ganz fremd waren.

In den preußischen Annalen 1s Quartal 1792. ertheilte ich die Nachricht, daß man auf dem Gute Großwaldek bei Ausbesserung des Fußbodens auf thönerne Fliesen stieß, und unter diesen ein Gewölb fand, worin ein Tisch, ein Haufen Sand, und ein Stein war, der Aehnlichkeit mit einem Weihkessel hatte; und der Tisch scheint wenigstens zu verrathen, daß als dieses Gewölb noch zu einem gewissen Gebrauche bestimmt war, mehrere Menschen dahin zusammen kamen. In allen unsern alten Schlössern sind die unterirdischen Gewölbe zahlreich. Diese dienten freilich vormals den häufigen Einfällen der Feinde als Zufluchtsörter, und es läßt sich daher nicht mit Gewißheit behaupten, daß sie auch zu andern Zweken bestimmt waren; allein gewisse Gebäude, die den Namen der Danziger führen, und sich besonders beim Schloß zu Marienwerder erhalten haben, sind bis jezt noch unerklärbar. Sie bestehen aus sehr hohen Schwibbogen, die außerhalb der Mauer stehen, und wegen ihrer Höhe und Stärke mit ungeheuren Kosten aufgeführt seyn müssen; über diese Schwibbogen führt ein schmaler Gang nach einem Thurme, worin ein Zimmer befindlich ist, woraus man die herrlichste Aussicht genießt, und auf dessen Wänden noch Spuren von Malereien befindlich sind, und am Ende des kleinen Danzigers zu Marienwerder ist auch ein Brunnen angebracht. Wenn man annimmt, daß diese Gebäude zu Außenwerken dienten, so konnten sie von einigem Nuzen seyn, der aber doch mit den Kosten, die ihr Aufbau erfoderte, nicht im Verhältniß stand; wenn man aber zugiebt, daß der Orden Mysterien hatte, deren Entdekung ihm höchst nachtheilig werden konnte, so war auch kein Gebäude zwekmäßiger, als dieses; dann die Höhe des Danzigers machte es unmöglich, daß von unten auf Jemand, was dort vorgieng, sehen, oder deshalb hinanklettern konnte, indeß zugleich wegen der freien, nach

allen Seiten ungehinderten Aussicht jeder heranschleichende Lauscher sogleich bemerkt wurde; ja, da diese Gebäude außerhalb der Stadt und dem Schlosse lagen, so waren sie zur Nachtzeit, wenn die Thore geschlossen waren, um so mehr gegen das Ausspähen des Neugierigen geschüzt. Was in dem Gemache dort vorgieng, konnte wegen des langen dahin führenden, und an beiden Seiten völlig frei stehenden Ganges nicht im Schlosse gehört werden; und eben dieser Gang war sehr geschikt, um jeden, der nicht zu den Eingeweihten gehörte, den Zugang zu versperren. Ob dieses wirklich der Zwek war, ob es solche Eingeweihte gab? darüber mag der urtheilen, der hierauf, oder auf eignes Nachdenken gestüzt, weiter fortzugehen und mehr aufzufinden im Stande ist.

L. v. Baczko.

Antwort

an Herrn Professor Ludwig v. Baczko zu Königsberg.

Die von Ihnen in dem 162ten und 163ten Blatte vom Jahre 1806 des Freimüthigen — das auch den Titel: Ernst und Scherz führet — aufgeworfene Frage:

Ob der deutsche Orden Mysterien, denen der Tempelherrn ähnlich, gehabt habe?

sezte mich schon beim ersten Anblike in nicht geringe Verlegenheit; ist es ihm Ernst oder Scherz, dachte ich, dem großen Geschichtsforscher, der in allen seinen fürtrefflichen Arbeiten nach Wahrheit, nur nach Wahrheit, nach reiner Wahrheit strebte, und mit diesem Bestreben stets die edelsten

Gesinnungen verband, dessen historische Zeugnisse für den deutschen Ritterorden bisher so ehrenvoll waren; ist es ihm Ernst oder Scherz, dachte ich, daß er eben diesen Orden, und zwar in einer sehr kritischen Epoche, bei den Zeitgenossen und der Nachwelt, durch diese Frage in ein schiefes Licht stelle? Denn es ist nicht zu mißkennen, daß hierdurch auf solche Mysterien hingedeutet werde, welche Kezereien, Blasphemien und widernatürliche Abscheulichkeit aller Art sollen gewesen seyn; es folgt von selbst hieraus, daß, wenn der deutsche Orden ähnliche Mysterien gehabt hätte, derselbe entweder verfassungsmäßig, oder durch sträfliche Ausartung zu einem so verworfenen Institut herabgesunken wäre, welches ein Schiksal verdient hätte, ähnlich demjenigen, so dem unglüklichen Tempelorden zu Theil geworden; daß auch zugestanden, daß der deutsche Orden solche Mysterien nicht mehr hegte, und dieselbe vorlängst aufgegeben hätte, seine noch lebende erhabene und ehrwürdige Glieder mit den mächtigsten und illüstersten Geschlechtern verwandt, wenigstens die Nachfolger so abscheulich verbündeter seyn würden und dieser Schimpf auf den gesammten höchsten und hohen Adel Deutschlands zurükfallen müsse.

Ich habe mich zwar nie von der Wahrheit derjenigen geheimen Verbrechen überzeugen können, welche man dem Tempelorden zur Last legte, und welche Sie schon bei der Aufstellung der Eingangs erwähnten Frage als erwiesen annehmen. Ich bin in dieser Meinung durch dessen so gründliche, als gelehrte Rechtfertigung des verehrungswürdigsten Herrn Bischoffs Münter *) auf Seeland noch neuerlich und

*) Uiber die hauptsächlichsten gegen den Tempelorden erhobene Beschuldigungen; von D. Friedrich Münter, ordentlichen Professor der

bis zur vollen Uiberzeugung bestärkt worden, und ich glaube auch, daß sehr wenige die gegentheilige Meinung noch unterhalten werden; aber wenigstens vor diesen muß der deutsche Orden von dem Verdacht ähnlicher Mysterien gerechtfertigt werden, besonders da die seinigen von jenen des Tempelordens unabhängig könnten gewesen seyn.

Unter diesen Betrachtungen machte die mehr erwähnte Frage, besonders aus so leichten Gründen veranlaßt, einen tiefen Eindruk auf mich, auf mich, der ich die glüklichste Periode meines Lebens in so engem Verhältnisse mit demselben verlebte, daß ich schon vorlängst seinen Ruhm und seine Ehre als mein höchstes Glük ansah; dieser Eindruk war um so tiefer, als diese Frage, aufgestellt von einem berühmten Gelehrten, von einem Geschichtsforscher erster Größe, von einem Manne, den der Orden selbst ob seiner vorzüglichen Verdienste als seinen Freund schäzen mußte, und welchem ich eben darum mit der aufrichtigsten Verehrung stets ergeben war, bei dem Publikum großes Aufsehen erregen mußte. — Diese von Ihnen aufgestellte Vermuthung so gerade zu öffentlich zu bestreiten, ohne Sie vorläufig davon zu benachrichtigen, war eben diesen meinen Gesinnungen nicht angemessen, und die unglüklichen Kriegsunruhen ließen mich mit Grunde besorgen, daß ein direkter Briefwechsel mit Ihnen Schwierigkeiten haben dürfte. Da sie aber in Ihrem leztverehrlichen vom 7ten März sogar gegen mich die Aeußerung machen:

Theologie zu Kopenhagen, (dermalen Bischoff auf Seeland) im 3ten Stüke des 11ten Bandes des Magazins für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte. Herausgegeben von D. Heinr. Phil. Conr. Henke. Helmstädt bei C. G. Flekeisen. 1801. 8. S. 351 — 475.

daß Sie in der Meinung stehen, der deutsche Orden habe Mysterien gleich jenen der Tempelherrn gehabt, so bestimmt mich dieses, Ihnen meine Ansicht dieser Vermuthung frei und unumwunden vorzulegen, Ihnen selbst überlassend, welchen, allenfalls auch öffentlichen, Gebrauch Sie hiervon machen wollen, besonders wenn Sie Ihre Meinung zu ändern hierdurch veranlaßt werden sollten.

Sie gestehen selbst, daß Sie Ihre Frage weder zu bejahen, noch zu verneinen wagen,*) wozu also

---

*) Ein Beweis für die Nichtexistenz der vermeintlichen Ordens-Mysterien ist, daß Herr von Kotzebue in seiner älteren Geschichte Preußens derselben mit keiner Sylbe erwähnt, er der doch diese ganze Geschichte nur in der Absicht geschrieben zu haben scheint, um diesen einst so ehrwürdigen und aus der Geschichte unvertilgbaren Ritter-Orden recht nach Herzenslust brandmarken zu können, er der den zu Königsberg noch vorhandenen geheimen Archivsvorrath so sorgfältig durchsuchte, und in demselben so viel nachtheiliges für den Orden fand, daß die armen Ordens-Ritter diese Denkmäler ihrer Unthaten mit beispielloser Unbesonnenheit zu ihrer eigenen Schande so sorgfältig scheinen aufbewahrt zu haben; in diesem an Belegen zu allen Schandthaten jeder Art so reichhaltigen Archive sollten sich nicht auch Spuren von jenen vermeintlichen Mysterien vorgefunden haben, wenn solche jemals im Orden bestanden hätten, oder Herr von Kotzebue sollte dieselbe zur Beschimpfung des Ordens nicht benuzet haben, er der durch seine vierbändige Geschichte dem Orden nur eine Schandsäule sezen zu wollen scheinet?

Herr von Kotzebue mag ob seiner unverkennbaren großen Talente, bei seinen ausgezeichneten Verdiensten um andere Fächer der deutschen Litteratur, bei seiner feurigen Einbildungskraft, bei seiner lebhaften Darstellungsart und hinreissendem Style immer einen großen Theil des Publikums

sie aufwerfen? da dieselbe, selbst im unentschiedenen Falle, dem Orden nicht günstig seyn kann, da zur Vertilgung eines

---

für sich haben, aber auf den Beifall des ernsten und unpartheiischen Geschichtsforschers kann er weder bei seinen Zeitgenossen und noch weniger bei der Nachwelt rechnen. Um bei diesen Glaubwürdigkeit zu gewinnen, hätte er mit mehr Liebe für Wahrheit, mit ruhigerm Beobachtungsgeist, mit mehr von kalter Partheilosigkeit geleiteter Kritik, nicht aber mit so auffallendem Verfolgungsgeiste, mit zügellosen und bis zum Ekel wiederholten Schimpfworten, und mit dem vom Anfange bis zu Ende durchgeführten Vorsatze, alles was der Orden nur immer that, im gehässigsten Lichte darzustellen, schreiben müssen. Waren denn in dem ganzen großen Urkunden-Schatze Königsbergs, zwar tausend dem Orden nachtheilige, aber kein einziger für ihn sprechender Zeuge aufzufinden?

Dieses vor der Hand nur im allgemeinen ausgesprochene Urtheil wird jeder ruhige und aufmerksame Leser von Herrn von Kotzebue's älterer Geschichte Preußens bestätiget finden; für flüchtige Leser, deren Stimmen zwar ohnehin nicht gezählet werden, mag es nur als ein gelegenheitlicher Wink zur gebührenden Aufmerksamkeit gelten. Sobald es die Umstände erlauben, meine geringe Sammlung von Ordens-Geschichtschreibern an mich zu ziehen, gedenke ich mich über das Materielle dieser Geschichte näher einzulassen, ohne jedoch dem Publikum mit einer von Blatt zu Blatt durchgeführten Widerlegung beschwerlich zu fallen, weil hierzu ein größeres Werk als diese berühmte Geschichte erforderlich seyn würde, welches nur sehr wenigen Lesern behagen könnte.

Der aus dem Stillschweigen des Herrn von Kotzebue hergenommene Beweis für die Nicht-Existenz der vermeintlichen Mysterien führte mich von selbst auf diese vorläufige Darstellung des Geistes und der Absicht, in welchen Herr von Kotzebue seine ältere Geschichte Preußens geschrieben hatte.

solchen Brandmals eine eigene, umständlichere, und von einer geschikteren Hand, als die meinige, geführte Rechtfertigung erfordert wird, die gewiß nie zur Kenntniß all derjenigen gelangt, welche Ihre Beschuldigung gelesen haben, auch, wenn sie noch so gründlich wäre, nach dem Sprichworte: semper aliquit haeret, bei allen kaum eine gleichgünstige Uiberzeugung bewirken dürfte. Indessen ist es nun einmal geschehen, und den Freunden des Ordens übriget nur, denselben zu rechtfertigen.

Ihr erster Vermuthungsgrund für das ältere Daseyn solcher Mysterien beruhet auf dem Umstande: daß der Tempelorden dem deutschen Orden zum Muster diente, und dieser in vielen seiner Einrichtungen mit jenem übereinstimmte. Diese Nachbildung, diese Uibereinstimmung wird jeder vollkommen einräumen, der die Grundverfassung und Geschichte beider Orden nur oberflächlich kennet, und ein sehr verehrungswürdiges Mitglied des deutschen Ordens hat solche erst neuerlich*) der ganzen Welt in einem eigenen Werke umständlich gezeiget. — Allein um hieraus, immerhin vorausgesezet, daß der Tempelorden Mysterien gehabt hätte, — von diesem auf den deutschen Orden einen, nur einigermaßen logisch richtigen Schluß machen zu können, wäre unbedingt erforderlich, daß die Mysterien der Tempelherrn in ihrer Verfassung selbst gegründet gewesen wären; und wer wird dieses noch behaupten wollen,

*) Recherches sur l'ancienne Constitution de l'Ordre teutonique et sur ses usages comparés avec ceux des Templiers; suivies de quelques éclaircissements sur l'histoire de l'Ordre et de réflexions sur l'abolition de celui du Temple. Par l'auteur de l'histoire de l'Ordre teutonique, 2. Tomes. à Mergentheim chez Jean George Thomm. 1807. 8.

seitdem die eigentlichen Statuten des Tempelordens öffentlich bekannt geworden, *) ohne an dem gewiß sehr ehrwürdigen Institute dieses unglüklichen Ordens zum schändlichsten Verläumder zu werden? Und wer sich nicht von der Unschuld des gesammten Ordens überzeugen will, kann höchstens mit einem neuern Schriftsteller**) annehmen, daß sich im Tempelorden selbst eine geheime verdorbene Sekte gebildet habe, immerhin aber erscheint der bei weitem größte Theil der Tempelherrn, so wie deren Institut selbst ganz rein und unschuldig; und unter dieser Voraussezung von den zufälligen Verirrungen mehrerer Templer auch auf ähnliche

*) Statutenbuch des Ordens der Tempelherrn, aus einer alt französischen Handschrift, herausgegeben und erläutert von D. Friedrich Münter, ordentlichen Professor der Theologie auf der Universität zu Kopenhagen. 1ter Theil. Berlin 1794. in der Vossischen Buchh. 8. Es ist unendlich zu bedauern, daß der zweite Theil dieses überaus wichtigen Werkes, welcher vorzüglich den Originaltext dieser Statuten, mit Erklärungen der schweren und veralteten Worte in demselben, und einem alten wahrscheinlich dem Pabste und Concilium zu Vienne vorgelegten Auszug aus dem ganzen englischen, schottischen und irischen Prozeß, und Auszüge aus spanischen, italiänischen und deutschen Verhören, welche der dermalige Herr Bischoff Münter während seines Aufenthalts in Italien benuzte, enthalten sollte, bisher, obgleich ganz fertig, noch ungedrukt liegt. Allein bei dem großen Verfalle aller soliden Gelehrsamkeit finden die Buchhändler ihre Rechnung weit besser, wenn sie mehrere Materialien liefern, um den Geschmak noch mehr zu verderben, als zu veredeln.

**) Recherches sur l'ancienne Constitution de l'Ordre teutonique etc. im zweiten Bande réflexions sur l'abolition des Templiers.



Verirrungen der Deutsch-Ordensbrüder zu schließen, wäre eben so viel, als von den persönlichen Verbrechen einzelner Individuen auf gleiche Theilnahme ganzer Korporationen und Geschlechter schließen zu wollen. — Wie Sie in dem Umstande, daß die Statuten des deutschen Ordens in früheren Zeiten auch ins Französische übersezet worden, einen besondern Vermuthungsgrund einer zwischen diesen beiden Orten bestandenen kriminellen Verbindung finden konnten, ist mir gar unbegreiflich; ihre ältere Schlußfolge, welche Sie aus dem Daseyn dieser Übersezung auf jenes einiger undeutscher Mitglieder des deutschen Ordens gezogen hatten,*) und welcher auch der Verfasser der Histoire de l'Ordre teutonique noch neuerlich**) beitrat, lag gewiß in einem engern Kreise der Wahrscheinlichkeit, und daß der Hochmeister Gerard v. Malberg, aus Gründen, die nun näher entwikelt sind,***) mit verschiedenen seiner Ordensbrüder in den Tempelorden übergegangen, begründet Ihre Behauptung so wenig, daß Sie aus eben der Bulle Innocenz IV., auf welche Sie sich diesfalls berufen, vielmehr auf eine wechselseitige Feindschaft der drei bekannten Ritterorden, oder wenigstens auf ein zwischen ihnen wechselseitig beliebtes Kartel, als auf eine zwischen zweien derselben bestandene geheime Verbindung hätten schließen können, da der Pabst in der gedachten Bulle ausdrüklich anführt, daß nach alt hergebrachter Observanz kein Bruder des einen Ordens in einem der beiden andern

*) Geschichte Preußens. I. Band. S. 401. Beilage XXIII.

**) Recherches sur l'ancienne Constitution de l'Ordre teutonique. Tom. I. pag. 389.

***) Eben daselbst Chapitre XXI.

aufgenommen werden dürfte.*) Daß der deutsche Orden, gleich jenem des Tempels, Palestina's Grenzen dekte, mit diesem dort gegen die Sarazenen kämpfte, und so manches zu hören und zu erfahren Gelegenheit hatte, passet ja eben so gut auch auf die Hospitalritter, ja sogar auf alle Kreuzfahrer, und wer wollte alle diese, und all die frommen Christen des Orients, und all die Patriarchen, päbstliche Legaten, Erz- und Bischöffe, und Kaiser und Könige, und Fürsten rc. ob ihrer Bekanntschaft und Verbindung mit den Tempelrittern in den Verdacht geheimer Theilnahme an solchen Verbrechen ziehen? — Daß der deutsche Orden nicht mehr mit blindem Glauben von den Befehlen des Pabstes abhieng, beweiset Ihnen die Kühnheit, mit welcher er sich über päbstliche Bannflüche hinwegsezte: allein die ganze Geschichte des deutschen Ordens ist eine lange Kette von Beweisen der größten Ergebenheit dieses Ordens gegen den päbstlichen Stuhl; und wenn er gleich einigemal das widrige Schiksal hatte, mit dem Bannfluche belegt zu werden, so geschah dieses, wie Sie selbst wissen, niemals wegen gewagter, oder auch nur angedichteter Verirrungen in der Glaubenslehre, oder andern

*) In venerandis domibus Militiae Templi et Hospitalis ac in vestra (nemlich in domo Theutonicorum) etiam semper, sicud audiuimus, observatur, quod nullus ex fratribus ipsarum domorum ob aliquam causam in alterius fratrem recipitur. Diese ganze Bulle ist abgedrukt in Herrn Ludw. v. Baczko eigener Abhandlung über Gerard v. Malbergh, Hochmeister des deutschen Ordens. Königsberg bei Friedr. Nikolovius. 1806. S. 23. und in den recherches sur l'ancienne Constitution de l'Ordre teutonique. T. II. pag. 368. Nr. 5.



Kirchenverhältnissen, sondern immer nur wegen zeitlichen und andern politischen Streitigkeiten, in welchen Verhältnissen der Orden in dem Hochgefühle seiner souveränen Macht sich nicht den Pabsten unterthänig glauben konnte; auch waren die allermeisten dieser Bannflüche auf den Orden mit so offenbarem Unfuge geschleudert, daß es ihm nicht schwer fiel, die Päbste selbst hiervon zu überzeugen, und dieselbe zu deren freiwillige Zurüknahme zu veranlassen.

Daß der deutsche Orden die Geistlichkeit beschränkte, dieselbe von sich abhängig zu machen suchte, und ohne seine Genehmigung keine Klöster errichten ließ, in diesem Punkte benahm er sich nur ganz gleichförmig mit anderen Souveränen Europens, und er hatte nur zu frühzeitig und nur zu oft die traurige Erfahrung gemacht, wie leicht eine unbeschrankte Gewalt der Geistlichkeit dem Staate gefährlich werden könne. Ich will hier nicht der Nekereien und Verfolgungen erwähnen, welche der Orden von den Erz- und Bischöffen erdulden mußte, sobald er, obgleich nur nach und nach, von dem Pabste Honorius III. ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit entzogen*) und dem päbstlichen Stuhle unmittelbar unterwor-

---

*) Diese geistliche Unmittelbarkeit erhielt der deutsche Orden weder gleich Anfangs, noch auf einmal; unter Pabst Innocenz III. von welchem er die berühmte apostolische Konstitution: Effectum justa postulantibus indulgere etc. dat. Viterbii per manum Joannis S. Mariae in Cosmidin Diaconi Cardinalis S. R. E. Cancellarii V. Kl July (id est 27. Juny) indict. XII Incarnat. domin. 1209. Innocentii PP. III. P. A. XII. erhielt, blieb der Orden noch ganz unter der Gewalt seiner ordentlichen Erz- und Bischöffe, wie aus einigen Stellen dieser nunmehr in den recherches sur l'ancienne Constitution de l'O. T. tome I. pag. 369.



fen worden; seine größten Verdrießlichkeiten mit der Geistlichkeit, die oft ins Große giengen, und, besonders in Liefland, ganze Ströme Bluts kosteten, hatte er ja seinen

---

abgedrukten Konstitution deutlich zu entnehmen ist: Crisma uero, oleum sanctum, consecrationes altarium, seu basilicarum vestrarum (id. est fratrum Ordinis) ordinationes clericorum vestrorum, qui ad sacros ordines fuerint promovendi, et alia ecclesiastica sacramenta a diocesano episcopo — — — vobis gratis et sine pravitate aliqua praecipimus exhiberi; und aus dem noch ferner beigefügten Vorbehalte: salva sedis apostolicae auctoritate, et dioecesani Episcopi canonica justitia. — Auch unter dessen Nachfolger Honorius III. erhielt der Orden Anfangs noch keine vollständige Exemtion von der Diözesangewalt, sondern durch dessen bekannte Konstitution: Et si neque qui plantat etc. welche, wie die vorhergehende, an den Meister und die Brüder des Ordens gerichtet war, dat. Lateran. per manum Wilhelmi S. R. E. vice-Cancellarii XVIII Kl Januarii (15. Decemb.) Indict. IX. Incarnat. domin. An. 1220 P. A. V. (und deren Ertheilung sich der große Kaiser Friedrich II. an seinem Krönungstage vom Pabste besonders — pro speciali munere postulantis — ausgebeten hatte) nur ein und andere kirchliche Freiheiten; aber bald hierauf erhielt er von eben diesem Pabste durch die Bulle: vestra religio, cujus bonus odor. etc. (sie ist an den Meister Herrmann und seine Ordensbrüder gerichtet, dat. Lateran. V. Id. Januarii P. A. V. (9. Januarii 1221) eine vollkommene Gleichstellung mit dem Tempel- und Johanniterorden, und dadurch auch indirekt die päbstliche Unmittelbarkeit; und durch eine andere an alle Erz- und Bischöffe und übrige Kirchenprälaten gerichtete Bulle: cum dilecti filii fratres etc. dat. Lateran. XVII. Kl. Febr. P. A. V. (16 Jan. 1221) gab er diesen schon zu erkennen, daß sie über den, dem päbstlichen Stuhle unmittelbar unterworfenen Orden keine Jurisdiktion hät-

eigenen geistlichen Ordensbrüdern, besonders den Erzbischöffen von Riga zu verdanken, und selbst die weise Politik, seine Territorial-Domkapitel und Bischoff'sstuhle nur mit seinen Ordenspriestern zu besezen, von welchen er in weltlichen Angelegenheiten, wenn nicht Gehorsam und Unterwürfigkeit, wenigstens Nachgiebigkeit und Rüksicht noch am ersten hätte erwarten können, verfehlte nur gar zu häufig ihr Ziel.*) Wie kann nun der Orden nur einigermaßen der Kezerei und der unglaublichsten Abscheulichkeiten darum verdächtig seyn, weil er die Geistlichkeit seines Gebietes in gehörigen Schranken zu halten bemühet war? — Daß auch der deutsche Orden den dem Pabste verhaßten Kaiser Ludwig den Baier mit Waffen auf seinem Zuge nach Rom unterstüzte, beweiset nur, daß der Hochmeister als Mitglied und Fürst des Reichs, als Oberhaupt eines Ordens, der den römischen Kaisern nicht nur seine Begründung, sondern auch seine ganze nachmalige Größe zu verdanken hatte, in Erfüllung seiner reichsfurstlichen Pflichten sehr pünktlich war, und da der Orden wenigstens so viel zu unterscheiden wußte, daß die päbstlichen Anmaßungen nicht Glau-

ten, und denselben weder excommuniciren noch interdiciren könnten, sondern wenn sie sich von demselben beschwert glaubten, gegen ihn bei dem Pabste Recht suchen müßten. Wir haben noch viele Bullen, durch welche die Päbste den Orden in dieser stets angefochtenen Unmittelbarkeit schüzten, und ihm, in verschiedenen widrigen Zeitumständen, in welchen ihn die Bischöffe hilflos ließen, eigene Konservatores gegeben wurden.

*) Man vergleiche auch recherches sur l'ancienne Constitution de l'Ordre T. tome II. pag. 35 — 40. und pag. 62 — 65.

bens- und Kirchenangelegenheiten, sondern nur weltliche Vergrößerungsabsichten und die Alleinherrschaft in Italien zum Gegenstande hatte, so konnte es unter solchen Umständen nicht mehr von der Beurtheilung des Ordens, als Vasallen abhangen, erst zu untersuchen, auf welcher von beiden Seiten das Recht stehe; sonst würde jeder Regent bei der Unternehmung eines Krieges einen sehr harten Stand haben, wenn er die Beurtheilung der Rechtmäßigkeit desselben, und ob gegen den Feind ins Feld zu ziehen sey, vordersamst den subalternen Anführern seiner Truppen überlassen wollte. Von der ordensseitigen Unterstüzung dieses Kaisers auf dessen Römerzuge mit den Waffen kann hier übrigens nichts anders, als die auch den übrigen getreuen und ergebenen Reichsständen übliche Begleitung mit einer verhältnißmäßigen Anzahl Reisiger gemeinet seyn; und diese reichsständische Verbindlichkeit erfüllte der Orden stets und auch nach beinahe 100 Jahren mit so gewissenhafter Treue, daß, als der Deutschmeister Konrad von Egloffstein sich wegen der von dem Orden in Preußen durch die Pohlen und Litthauer erlittenen Unglüksfälle außer Stande sah, dem römischen König Sigmund nach seinen heiligen Reichs-Pflichten über Berge (das ist auf seinem Römerzuge) zu dienen, er dem gedachten Sigmund dafür bezahlt habe 4000 Gulden zue Sture andere Leute zu diesem Zuge zu bestellen, wie die zu Costanz im Jahre 1415 am Montag nach St. Pauli-Tag, als er bekehrt ward (28. Jan.) auf Pergament und unter dem königlichen Siegel ausgefertigte königliche Quittung uns lehret; *) und zugleich ein Beispiel von der nachmals unter dem bekannten Namen der Römermonate aufgekommenen

*) Diese Urkunde befindet sich in dem hohen Ordens-Hauptarchive.



Reichsanlage gewähret, welche, nachdem die kaiserlichen Römerzüge in Abgang gekommen, in außerordentlichen Fällen statt der den Kaisern mit Reiterei und Fußvolk sonst geleisteten Begleitung in Gelde verwilligt zu werden pflegten.

Was eben von der Begleitung der römischen Kaiser auf ihren Römerzügen gesagt worden, gilt auch Ihrer weitern Bemerkung, daß der Orden, selbst noch nach seiner Ankunft in Preußen, dem mit dem Bannfluche belasteten Kaiser Friedrich II. beinahe einzig mit der größten Treue zugethan blieb; denn es war ja vorzüglich die Gnade dieses unglüklichen Kaisers, und der große Karakter des gleichzeitigen Hochmeisters Herrmann v. Salza, welchem der Orden sein Daseyn und seinen schnellen Flor, selbst seine erste Ankunft in Preußen, und alles und alles zu verdanken hatte. Jedermann weiß, daß Päbste und Kaiser zu jener Zeit nur um die Oberherrschaft in Italien, folglich nur um temporelles und politisches Interesse stritten, und obwohl dieses schon damals sehr wenigen unbekannt war, so konnte doch diese wechselseitigen Verhältnisse Niemand auf der Welt genauer kennen und richtiger beurtheilen, als eben Herrmann v. Salza, der ob seiner großen persönlichen Eigenschaften von diesen beiden Oberhäuptern der Christenheit als Schiedsrichter erkiesen ward, und sie wirklich mehrmalen zur beiderseitigen Zufriedenheit aussöhnte. In Preußen konnte damals die fortdauernde Ergebenheit des Ordens dem Kaiser Friedrich noch nicht von großem Werthe seyn, weil sein Hauptsiz und seine Hauptstärke noch im Orient war; aber auch im Orient stand der deutsche Orden, selbst mitten im Unglüke, fest und unerschütterlich für Friedrich II., auch die Hospitaliter und Templer zeigten sich ihm ergeben, nur mit dem Unterschiede, daß die Ritter des deutschen Ordens ganz offen, gerade und entschlossen einhertraten, die beiden anderen Orden aber

unter all möglichen Ausbeugungen so in einer gewissen Entfernung folgten. Undank oder Untreue des deutschen Ordens gegen Friedrich II. würde für jedes seiner Mitglieder das schändlichste Brandmal gewesen seyn. Uibrigens erforderte es auch das Interesse des Ordens, dem Kaiser, selbst nach seiner Ankunft in Preußen, noch ergeben zu seyn, indem er damals in Deutschland und Italien noch weit mehr, als in Preußen, zu verlieren hatte.

Wichtiger ist schon Ihr Vorwurf wegen der *günstigen Aufnahme, welche Waldenser und Wiklefiten in Preußen fanden.* Allein da Doktor Luthers neue Lehre bei so vielen Fürsten und ihren Völkern, nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europens, eben so leichten als großen Eingang fand, hatten auch alle diese Fürsten und Völker ihre freiere Denkungsart im Orient geholt, und durch Mysterien unterhalten und fortgepflanzet? Jedermann weiß, daß dieses große Reformationswerk aus ganz anderen Ursachen entstanden, und immer mehr und mehr befestiget und ausgebildet worden: wenn aber auch der Hochmeister Wallenrod dem gelehrten Doktor Leander, einem Waldenser, Aufenthalt und Schuz verlieh, vielleicht mit mehreren Ordensbrüdern an seinen Deklamationen*) gegen die damalige Unsittlichkeit und Zügellosigkeit vieler Geistlichen Geschmak fand, und ihm sogar gestattete, über seine unorthodoxen Lehren**) mit den Geistlichen, die da wollten, öffentliche Disputationen zu halten; muß der eben darum von der Geistlichkeit so sehr verschrieene Wallenrod

---

*) Schüz Fol. 88. et 89.

**) Die mehrfältigen Varianten, welche man in verschiedenen Geschichtschreibern rüksichtlich der dem Doktor Leander zur Last gelegten kezerischen Behauptungen findet, machen



selbst ein ausgemachter Kezer gewesen seyn? Und wenn er es auch gewesen wäre, wo finden wir den Beweis, daß Wallenrod diese Kezereien in einem geheimen Ordenskapitel eingesogen? und daß der Orden selbst die abscheulichsten Mysterien unterhalten habe? Doktor Leander war ja ein Fremder, der nie zum Ordenskapitel gehörte, und der, nach dessen Tode, von eben diesem Hochmeister durch die Bischöffe ausgeschriebene Synod,*) die auf demselben angeordneten, äußerst strengen Disziplinarsazungen, und die zu deren Vollstrekung und Festhaltung so eifrige Mitwirkung nicht nur des nemlichen Hochmeisters, sondern auch des gesammten Ordens beweisen vielmehr, wie sehr sich dieser angelegen seyn ließ, gute Sitten und Kirchenzucht aufrecht zu erhalten, und das Volk nicht in kirchliche Verwilderung versinken zu lassen.

Allein durch all das bisher gesagte soll nur die freie Denkungsart des Ordens bewiesen werden, und Sie wollen selbst nicht entscheiden, ob Eigennuz diese Stimmung im Orden erzeugt und unterhalten habe, oder ob solche im Orient durch Verbindung mit Tempelherren erzeugt und durch Mysterien unterhalten wurde? Aber ich

---

es allerdings ungewiß, worin dieselbe eigentlich bestanden, und in wie weit Leanders Lehre von der damaligen Kirchenlehre abgewichen sey, besonders da oft eine, in Glaubenssachen unmögliche, Partheilosigkeit erfordert würde, die Glaubenssäze anderer der Nachwelt ganz rein und ächt zu überliefern.

*) Erläutertes Preußen, I. Theil S. 341 — 344.

muß schon nochmals fragen: Haben denn die zu Luthers Zeiten sich selbst und ihre Unterthanen reformirende Regenten, und mehrere, dem deutschen Orden ähnliche Kapitel den Keim der neuen Glaubenslehre ebenfalls im Orient geholt und durch Mysterien unterhalten? — Uiber das Wort Eigennuz, welches auch durch richtigere Erkenntniß seines wahren Interesse ausgedrükt werden könnte, wollen wir nicht rechten. —

(Der Beschluß folgt im nächsten Hefte.)

VI.

Geschichte der Zeit.

Spanien und Portugal.

Im Anfang des Juli 1810 hatten die Armeen in Spanien und Portugal folgende Stellungen: Die französische Armee von Portugal, unter dem Oberbefehl des Marschalls Massena, welche aus dem 6ten Armeekorps unter Marschall Ney, aus dem 8ten unter dem Herzog von Abrantes, und mehreren neu eingetroffenen oder neu errichteten Divisionen gebildet war, stand an den Grenzen von Portugal, belagerte die Festung Ciudad-Rodrigo und schüzte diese Unternehmung gegen die englisch-portugiesische Armee unter Lord Wellington, die auf beiden Seiten der Coa in den Engpässen von Portugal feste Stellungen eingenommen hatte. Die französische Armee erhielt nördlich über Salamanca, Astorga und Leon ihre Verbindung mit dem Korps des Generals Bonnet, das sich in Oviedo und dem übrigen Asturien behauptete, und von Zeit zu Zeit die Einfälle der Spanier aus Gallizien siegreich zurükschlug. Auf dem linken Flügel dehnte sich das 6te Korps bis nach Placencia und Alcantara am Tajo, im nörd-

lichen Theile der Provinz Estremadura, aus, wo es sich an das 2te Armeekorps unter General Reynier anschloß, das dem spanischen Korps, welches la Romana kommandirte, und einem englisch-portugiesischen unter dem englischen General Hill, gegenüberstand. Das 2te Armeekorps erweiterte alsdann seine Linien über die Guadiana bis nach Zafra im südlichen Theile von Estremadura, an welchen Punkt sich das 5te unter Marschall Mortier anlehnte, das die Grenzen von Spanien gegen die portugiesischen Provinzen Alentejo und Algarbien hin bewachte, und den Rüken des ersten Armeekorps dekte, das unter Marschall Viktor, Herzog von Belluno, mit der Belagerung von Cadix beschäftigt war. Auf der andern Seite von Andalusien erhielt der Divisionsgeneral Dessolles, als Generalgouverneur der Provinzen Jaen und Cordova, mit einem Theile des Reservekorps, die Verbindungen mit der Hauptstadt, indem er die Ansammlung der Insurgentenhaufen hinderte und die innere Ordnung schüzte. Südlich stand er mit dem General Sebastiani, Befehlshaber des 4ten Armeekorps, der Granada besezt hielt und von Zeit zu Zeit Streifzüge in die Provinz Murcia machte, oder die daraus hervorbrechenden Insurgenten zurüktrieb und zerstreute, in Verbindung. Diese Armeekorps, das 1te, 2te, 4te und 5te, waren dem System der Belagerung von Cadix untergeordnet und standen unter der Leitung des Majorgenerals, Marschalls Soult, der sein Hauptquartier in Sevilla hatte.

Das 3te Armeekorps unter der Anführung des Generals Suchet, Generalgouverneurs von Arragonien, hatte den obern Theil von Valencia und den südwestlichen von Katalonien besezt, wo es Anstalten zur gänzlichen Einschließung von Tortosa machte. Die Kommunikationen zwischen den Insurgenten von Valencia und Katalonien waren durch diese Operation unterbrochen.

Dasselbe Korps hatte mit dem 7ten, welches nun der Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, kommandirte, die so lang vergeblich versuchte Verbindung eröffnet; das lezte, das nun die festen Pläze Rosas, Girona, Hostalrich und Barcelona in seiner Gewalt hatte, war in Stand gesezt, sich in den südlichen Theil von Katalonien herabzuziehen, und die Belagerung von Tarragona zu unternehmen.

Im Innern von Arragonien, wo Saragossa der Hauptwaffenplaz des 3ten Korps geworden war, wurde die Ruhe durch eine Division von diesem Korps erhalten.

In der Hauptstadt befand sich, seit dem 14. Mai, der König mit seiner Garde, 3 französischen und 2 spanischen Regimentern nebst einem französischen Artilleriekorps. Starke Abtheilungen von Truppen lagen in den vorzüglichsten Pläzen um die Hauptstadt, zu Alcala, Guadalaxara, im westlichen Theile der Provinz Cuenca und in Toledo; in der Mancha kantonnirte ein Theil der rheinischen Bundestruppen. Uiberhaupt waren in Alt- und Neukastilien, Navarra und Arragonien mehrere Pläze befestigt und mit französischen Truppen besezt worden, um die Ruhe und die Verbindungen zu erhalten. In den nördlichen Provinzen Alava, Guipuscoa, und Biscaya kantonnirten die in Spanien eingerükten Abtheilungen der kaiserlichen Garde, und halfen, mit starken Gensdarmerieabtheilungen, im Norden von Spanien die Heerstraßen sichern, auf denen die Verstärkungen an Mannschaft, Geschüz und Vorräthen aus Frankreich zu den verschiedenen Armeekorps in Spanien zogen.

Demnach hatten die spanischen Truppen keine ganze Provinzen mehr in ihrem Besize, als Gallizien und Murcia. Sie besaßen zwar noch den größten Theil von Valencia; allein in dem weit bedeutenderen Katalonien waren sie auf die zwei lezten Festungen und einen Theil des nordwestlichen Gebietes eingeschränkt. In Estremadura war ihnen ein

kleiner Landstrich mit der Feste Badajoz geblieben; in der Provinz Salamanca kämpften sie um Ciudad-Rodrigo, in Andalusien um Cadir. Ein großer Theil der spanischen Truppen mußte in Portugal Standquartiere suchen. Sie machten zwar Streifzüge in einzelne Provinzen; sie hatten ihre Posten in der Mancha, in Cuença, und an verschiedenen Punkten von Alt- und Neukastilien, sie zeigten sich in Andalusien, in Navarra und Arragonien, und wagten oft die kühnsten Unternehmungen; allein sie brachten keine beträchtliche Armee mehr zusammen: das stärkste Korps, das von la Romana, betrug im Ganzen keine 20,000 Mann, und bestand größtentheils aus Rekruten. Uiberdies waren die Insurgentenkorps getrennt, und es fehlte ihnen an Leitung und hinreichender Kraft, um sich Verbindungen zu erzwingen. Die französischen Heere umgaben das Innere von Spanien mit ihren schüzenden Flügeln, oder isolirten die Insurgenten in einzelnen Provinzen.

Diese kurze Uibersicht mag zu einem Ruhepunkt für den Feldzug von 1810 dienen, von dem ein Rükblik auf die nächste Vergangenheit den Gesichtspunkt für die spätern Ereignisse erleichtert. Wir werden demnach noch einmal die Hauptmomente der zwei lezten Feldzüge und insbesondere die des gegenwärtigen zurükrufen, ehe wir zu den neuesten Ereignissen dieses großen Kampfes fortschreiten.

Seit dem berühmten Winterfeldzuge Napoleons im November, Dezember von 1808, und Jänner von 1809 hatte dieser Krieg seinen bestimmten Karakter erhalten. Der erste Enthusiasmus eines für seine Sache entflammten Volkes, das noch über einige im Sommer von 1808 erhaltene Vortheile triumphirte, war durch furchtbare Streiche zu Boden geschlagen; die Hauptstadt, mit dem größten Theile der Provinzen Alt- und Neukastilien, Salamanca, Estremadura, Zamora, Leon, Gallizien und Arragonien, ganz Navarra, Biscaya,

Montanna und Asturien, mußten den Siegern eingeräumt werden; die spanischen Heere, die mit der englischen Armee unter General Moore eine Streitmasse von 200,000 Mann bilden konnten, waren vernichtet oder zerstreut; die Ueberlegenheit der französischen Kriegskunst war entschieden, das Zutrauen der Nation auf ihre Heerführer gelähmt, und die Aussicht auf einen günstigen Erfolg für die Spanier selbst problematisch geworden. Aber ein neues politisches Ereigniß schien ihnen neue Hoffnungen einzuflößen: der östreichische Krieg, dessen erste Vorbereitungen Napoleon schon im Jänner 1809 von den Grenzen Galliziens zurükriefen.

England rüstete eine neue Armee unter dem General Wellesley aus, die von den portugiesischen Grenzen vorrükte; und die zerstreuten Spanier sammelten sich wieder in größere Korps. Die französische Armee, die während dem östreichischen Kriege keine beträchtliche Verstärkungen erhielt, zog sich enger zusammen; zwei Armeekorps waren mit der Reserve in der Nähe der Hauptstadt konzentrirt, wohin die spanischen Generäle Cuesta und Venegas mit 60000 Mann, in Verbindung mit dem halb so starken Korps des Generals Wellesley, vorzudringen suchten; allein dieser kleinere Theil der französischen Kriegsmacht in Spanien war hinreichend, die große Anzahl ihrer Feinde in den zwei Schlachten bei Talavera (28. Juli) und Almonacid (11. August 1809) zurükzuschlagen. Die drei andern Korps, das 2te, 5te und 6te, zogen sich seit diesen Vorfällen in Neukastilien mehr nach den südlichen Provinzen.

Der Friede mit Oestreich (am 14ten Oktober 1809), von dem man erwarten durfte, daß er einen tiefern Eindruk auf diese Nation machen müsse, als selbst verlorne Schlachten, brachte zuerst nur eine entgegengesezte Wirkung hervor. Die Häupter der Insurrektion, überzeugt, daß der Sieger von der Donau nun mit ungetheilten Kräften gegen sie wirken würde,

brachten eine neue Armee unter Arizaga zusammen, der bis in die Nähe der Hauptstadt vorrükte. Allein die fast beispiellose Niederlage, welche dieser Anführer am 18. November 1809 bei Occana erlitt, und eine andere, welche die schon geschwächte kastilische Armee des Herzogs del Parque am 28. November bei Alba del Tormes traf, mußten endlich auf die Spanier den niederschlagendsten Eindruk machen.

Die Junta sah die Wirkungen dieser Ereignisse voraus, und kämpfte ihnen mit den gewaltsamsten und energievollsten Masregeln entgegen. Nach dem von ihr erlassenen Manifeste, sollte der schon am 4. April gegebene Befehl, alles entbehrliche Kirchensilber einzuliefern, aufs strengste vollzogen werden; der vermögendern Klasse der Nation sollte ein gezwungenes Anlehen abgefodert, und allen Klassen ohne Unterschied eine außerordentliche Kontribution auferlegt werden; sie machte außerordentliche Auflagen auf Gegenstände des Luxus, wollte ein Anlehen von 46 Millionen Douros in Spanien und Amerika eröffnen, die Armee auf 100,000 Mann bringen, und 100,000 Lanzen und eine gleiche Anzahl Dolche in alle Provinzen vertheilen; sie ließ überdieß eine neue Armee in der Mancha organisiren und die Engpässe der Sierra-Morena von Ingenieurs besichtigen, da man einem Angriff auf die südlichen Provinzen, worin Sevilla, der Siz der Junta, und Cadix mit der großen spanisch-französischen Flotte lag, entgegensehen mußte. Die ausübende Gewalt war in einem Regierungsausschusse von 5 Gliedern konzentrirt, der auf Betreiben der englischen Parthie aus der Junta gebildet wurde, und an dessen Spize man den Erzbischof von Laodicea sezte.

Die schnellen Fortschritte der französischen Armee, die unter dem König Joseph gegen die südlichen Provinzen anrükte, vereitelten die meisten dieser angekündigten Masregeln: die Junta ward bald in einen engern Wirkungskreis eingeschränkt: am 19. Jänner 1810 drangen die französischen

Korps, das 1te, 4te und 5te, mit der Reserve, in die Engpässe der Sierra-Morena, warfen die von den Generälen Arizaga und Freyre kommandirten Truppen, besezten am 21. Jaen, am 23. Cordova, am 28. Granada, am 1. Februar Sevilla und am 5. Mallaga. An demselben Tage war das 1te Korps vor Cadix angekommen, und begann jezt diese Seefestung, in welche sich die Junta und der Rest der geschlagenen Heere, so wie auch die spanische Division des Herzogs von Albuquerque aus Estremadura, zurükgezogen hatten, auf der Landseite einzuschließen.

Im westlichen Spanien hatten die Armeen im Dezember 1809, und in den drei ersten Monaten von 1810, außer der Veränderung ihrer Stellungen, nichts von Bedeutung unternommen. Lord Wellington (Wellesley) hatte, schon in der Mitte des Dezembers, seine von Krankheiten geschwächte Armee aus den Standquartieren in Estremadura über den Tajo in das Innere von Portugal zurükgeführt, und im Jänner und Februar nahmen seine Vorposten an der Coa und Aqueda die Stellungen ein, welche die kastilische Armee unter dem Herzog del Parque verließ; denn diese war, auf Befehl der Junta, vom Duero, wo sie verschanzt war, nach Badajoz heruntergerükt, wo auch späterhin la Romana das Kommando über sie übernahm. Der Herzog von Elchingen, Marschall Ney, unter dessen Kommando die Kavallerie des Generals Kellermann und die von den Generälen Loison und Marchand zugeführten Verstärkungen kamen, ließ indessen einen Theil des 6ten Korps von Salamanca gegen Placencia herabziehen; das 2te Korps, sonst vom Marschall Herzog von Dalmatien, dann von den Generälen de la Borde, Heudelet und zulezt von Reynier kommandirt, rükte in Estremadura ein, während dem der Herzog von Treviso mit dem größten Theile des 5ten Korps aus Andalusien bis gegen Badajoz heraufzog, um so die Verbindungen zwischen den Korps in Andalusien,

Estremadura und den Provinzen Salamanca, Leon und Asturien zu ergänzen.

Während dem die französischen Heere bis an die Grenzen vorgedrungen waren, glaubte die englisch-spanische Parthie in Cadix kein wirksameres Mittel zu haben, um die französischen Armeen zum Rükzug zu nöthigen, als zu gleicher Zeit auf mehreren Punkten Insurrektionen zu organisiren, der französischen Armee im Süden ihre Verbindungen mit Madrid und andern Waffenpläzen abzuschneiden, die Artillerie- und Munitionstransporte hinwegzunehmen, und die Nation in der steten Hoffnung einer nahen Veränderung zu erhalten. Früher hatte schon die Junta ihren Armeekorps empfohlen, allgemeine Schlachten zu vermeiden, und den kleinen Krieg durch Streifzüge, Brükenabwerfen, Verhake, Auffangen der Zufuhren u. s. w. zu führen; auch schien es, als wenn dieser dem Karakter und der izigen Lage der Spanier am angemessensten wäre. Diese Art zu kriegen sehen wir nun fast auf allen Punkten von Spanien mit verdoppelter Wuth erneuern; die Armee bei Badajoz sandte Streifzüge bis nach Kastilien, während dem andere Parthien aus dem östlichen Spanien bis nach Andalusien vordrangen; die in allen Gegenden von Spanien zerstreuten Reste der geschlagenen Heere sammelten sich in Haufen, und überfielen häufig die isolirten Truppenabtheilungen in den verschiedenen Provinzen. Das Raubvolk, dem hier eine neue Laufbahn eröffnet war, und das aus freigelassenen Verbrechern und Schleichhändlern bestand, deren Zahl die französischen Berichte auf 30,000 schäzten, schloß sich an diese Unternehmungen an, ohne daß eben die Sache der Spanier dadurch gewann. Denn seit 6 Monaten sehen wir die französischen Korps ihre Stellungen fast unverändert behaupten, und die beunruhigten Gemeinden selbst oft im Kampfe mit den verderblichen Freunden. In Andalusien, wo sich der öffentliche

Geist immer mehr für die neue Ordnung erklärte, wurden nach und nach in allen Gemeinden förmliche Bürgergarden organisirt, die sich, mit und ohne Linientruppen, gegen die Anfälle der Räuber schüzten; dieselbe Masregel wurde in Neukastilien und besonders in der Provinz von Madrid mit dem besten Erfolge angewendet. Zudem wurden diese Streifkorps, wo sie von Abtheilungen der großen Armeekorps erreicht werden konnten, mit Macht vernichtet. Im Norden von Spanien wurde es den Insurgentenhaufen bei den im Jänner und den folgenden Monaten einrükenden großen Verstärkungen unmöglich, sich in festen Punkten zu behaupten. Uiberdies wurden die gefangenen Anführer einer Kriminaljunta übergeben, die Gemeinden für die den Insurgenten geleisteten Unterstüzungen verantwortlich gemacht, und die strafbaren mit schweren Kontributionen belegt. Die Amnestie, welche der König Joseph zugleich für die Vergangenheit bekannt machte, konnte nur die Zahl seiner neuen Freunde in den Städten und Provinzen vermehren.

Die Belagerung von Cadix mußte langsam fortschreiten. Die Lage dieser Stadt an der See, welche ihr die stete Zufuhr an Verstärkungen und Vorräthen möglich machte, die beträchtliche Seemacht von 22 spanisch-französischen Linienschiffen, und 10 bis 15 englischen, die auf ihrer Rhede lagen, nebst einer Menge kleiner Kriegsschiffe, womit die Belagerten in den Kanälen gegen die Batterien der Belagerer operiren konnten; dagegen, auf französischer Seite, der Mangel einer Flottille, die man erst bauen oder erobern, und an Seemannschaft, die man erst erwarten mußte, die schlechten Wege, welche während dem Winter die Ankunft des schweren Geschüzes verzögerten, mußten die Wirksamkeit der Riesenarbeiten, die man gegen diesen Plaz unermüdet fortsezte, sehr verringern. Die Besazung der Stadt war im Mai auf 24,000 Mann angewachsen, worunter sich 6500

Engländer und 1500 Portugiesen befanden. Uiber die lezten führte der englische General Graham das Kommando, über die Spanier zuerst der Herzog von Albuquerque, der am Ende des Mai als Gesandter der Junta nach London geschikt wurde, und darauf Venegas. Außer diesen Anführern befanden sich noch Castannos, späterhin Präsident der Regierungsjunta und Geuverneur, Cuesta, und der im Mai angekommene und zum Kriegsminister ernannte General Blake, in der belagerten Stadt. Zu den merkwürdigsten Ereignissen dieser Belagerung gehört bis izt die Eroberung des bedeutenden Forts Matagorda (am 21. April) und die heldenmüthige Selbstbefreiung von 600 französischen Offizieren und Soldaten (den 27. Mai) die auf einem spanischen Ponton im Hafen dieser Stadt gefangen lagen. Die Junta hatte im März die Festung Ceuta an die Engländer überliefert.

Uiber 6 Monate wurden also erfodert, um die ungeheuren Belagerungsarbeiten zu Stand zu bringen; denn erst am Ende des Juli waren sie nach französischen Berichten ihrem Ende nahe. Der glükliche Erfolg dieser großen Unternehmung wird für die gänzliche Bezwingung der Insurrektion und für den Kontinent von Europa die entscheidendsten Folgen haben.

In keiner Provinz hatten die Insurgenten bisher eine größere Ausdauer gezeigt, als in **Katalonien**, wo sie durch eine große Anzahl Festungen und unzugängliche Gebirge, die noch mühsamer als Festungen zu erobern waren, gedekt, die Ausdehnung und Verbreitung der französischen Korps, so wie die Herbeischaffung der Lebensmittel sehr zu erschweren wußten. Die Vertheidigung von Barcelona macht in diesem Kriege Epoche, wie sie schon im spanischen Sukzessionskriege für die anti-französische Parthie höchst wichtig geworden war.

An der Stelle des Generals St. Cyr hatte hier der Herzog von Castiglione, Marschall Augereau, das Kom-

mando übernommen. Girona fiel unter seinem Oberbefehl den 10. Dezember 1809. Blake, der dem französischen Heere seine mühsam errungenen Vortheile wieder entreißen wollte, hatte der Provinzialjunta seinen Kopf verpfändet, daß er Katalonien von den Feinden gänzlich reinigen wollte; alle waffenfähige Mannschaft von 15 — 45 Jahren wurde zu diesem Endzwek aufgeboten, und mußte zu seinem Armeekorps stoßen. Allein die Gefechte vom 18. bis zum 25. Dezember waren alle zum Vortheil der Franzosen. General Souham warf Blake's Division bei Olot, während die zweite, die bei Vich stand, und die dritte, die Hostalrich dekte, ihr nicht zu Hilfe zu kommen wagten. Nach diesen Gefechten gab es nur kleine Scharmüzel bis zum 20. Februar, wo der Nachfolger des Generals Blake, O'Donnel, bei Vich einen neuen mißlungenen Angriff machte.

Am 1. März ließ der Befehlshaber vom 3ten Armeekorps, General Suchet, den General Habert durch den Engpaß, der Arragonien von V a l e n c i a trennt, in die lezte Provinz eindringen und Morella überfallen. Suchet befand sich selbst vom 5. bis zum 10. März vor Valencia, das er aus Mangel an schwerem Geschüz nicht angreifen konnte; er trat seinen Rukzug an, um die Belagerung von Lerida zu beginnen.

In A r r a g o n i e n ließ er zu gleicher Zeit den Nachtrab eines bisher in der Landschaft Cuença postirten Insurgentengenerals, Villa-Campo, zurükwerfen.

Die Insurgenten in Katalonien verdoppelten indeß ihre Anstrengungen, und drängten das Korps des Marschalls Augereau, das mit der Belagerung des Forts Hostalrich beschäftigt war, so sehr, daß der französische Oberbefehlshaber für gut fand, sich nach Girona zurükzuziehen, und den General Lacombe St. Michel mit einem Korps vor Hostalrich zurükzulassen. Das 3te Korps, das schon die Belagerung von

Lerida angefangen hatte, uud im Rüken des spanischen Korps operirte, hatte nun den Angriff des Generals O'Donnel auszuhalten; allein Suchet schlug ihn vor dieser Festung am 23. April mit einem sehr beträchtlichen Verluste zurük, und sezte die Belagerung von Lerida fort, welches endlich nach einem dreitägigen Bombardement und zweimaligen Stürmen am 14. Mai in seine Gewalt kam. Hostalrich, im nordöstlichen Katalonien, wurde den 12. Mai eingenommen; Mesquinenza im südlichen Arragonien, vom 20. Mai an berennt, ergab sich den 5. Juni. In dieser Stellung eröffnete das 3te Korps mit zwei Divisionen am Ende des Juni die Belagerung von Tortosa. Allen Berichten zufolge haben die Einnahmen der Festungen Girona, Hostalrich und Lerida und die mehrmaligen Niederlagen eine Muthlosigkeit unter den Bewohnern von Katalonien hervorgebracht, welche dem Nachfolger des Generals O'Donnel, Villena, keine glükliche Erfolge zu versprechen und die Verbindung des 3ten und 7ten Armeekorps, über welches der Marschall Herzog von Tarent seit dem Monat Mai das Kommando führt, zu sichern scheinen. Tarragona, worin sich der General O'Donnel noch befinden soll, ist von dem lezten Korps berennt.

Blake hatte, nachdem er sein Kommando in Katalonien abgegeben hatte, eine Insurgentenarmee in Murcia zusammen zu bringen gesucht; allein General Sebastiani in der Provinz Granada schlug alle Anfälle derselben zurük, und verfolgte sie selbst bis in die Provinz Murcia, wo er am 24. April die Hauptstadt besezte. Der spanische General Freyre war in den lezten Zeiten Anführer der Insurgenten in dieser Provinz. Am Anfang des Juli hatte der General Sebastiani die Gebirgspässe von Murcia besezt gehalten, und die Küsten von Mallaga wurden durch Batterien und Kanonierschaluppen beschüzt. In den Gebirgen von Ronda hatten

die Engländer von Gibraltar aus die Insurrektion zu erhalten gesucht; mehrmals wurden spanische und englische Truppen ans Land gesezt, aber immer mit Verlust zurükgeschlagen, und die Arbeiten von Cadix, die man von dieser Seite aus zu stören suchte, waren nicht unterbrochen worden.

In keiner Provinz wurde der Krieg lebhafter geführt, als in Estremadura. Die Insurgentenanführer Baleysteros, Mendizábal und Isnard überfielen oft mit Korps von 6 bis 8000 Mann die einzelnen Posten des 2ten und 5ten Korps, aber nie hatten diese Gefechte einen grossen Erfolg. In den nördlichen Provinzen an der Seeküste machte sich der Anführer Marquesito eine Zeitlang berüchtigt; in der Provinz Cuença hatten indeß die Anführer Bassecour und Villa Campo noch in den neuern Zeiten feste Posten.

Uibrigens befestigt sich die neue Ordnung der Dinge immer mehr. Der König sucht ohne Uibereilung das Volk an die neuen Formen zu gewöhnen, die Wohlthaten der neuen Konstitution, wo es auf Abschaffung drükender Privilegien ankömmt, allgemeiner zu machen, Lehranstalten zu organisiren, und durch kluge Maßregeln zu befestigen, was die Waffen mühsam zu erobern hatten. Viele der angesehensten Männer des Königreichs sind in seine Dienste übergetreten, und haben ihr Schiksal an die neue Regierungsform geknüpft. Allein erst die gänzliche Bezwingung der Insurrektion und die Entfernung der englischen Armeen kann den König in Stand sezen, mit Erfolg an der Heilung der tiefen Wunden zu arbeiten, welche ein dreijähriger Revolutionskrieg diesem Reiche geschlagen hat.

Der Feldzug der Armee von Portugal, der im April eröffnet wurde, und bis zum Ende des Juli, den Sturm von Astorga durch den Herzog von Abrantes am 22. April, die Kapitulation von Ciudad-Rodrigo am 10. Juli, die Einschließung von Almeida und den Rükzug der englisch-portu-

giesischen Armee als merkwürdige Ereignisse darbietet, und in seiner Entwikelung immer größere Resultate verspricht, verdient eine umständlichere Darstellung, die einer künftigen Fortsezung der Zeitgeschichte vorbehalten bleibt.

Spanisches Amerika.

Nicht ohne Vergnügen wendet man den müden Blik von dem unruhigen Treiben dieses Erdetheils, in dem Ereignisse von Ereignissen verdrängt und Veränderungen von Veränderungen abgelößt werden, auf die andere Halbkugel, wo sich eine noch junge Welt zum kräftigen Leben gestaltet. Dort sehen wir das schon oft Geschehene, nur in einer nach Zeit und Ort veränderten Gestalt, wiederkehren und die bürgerliche Gesellschaft kaum durch andere Triebfedern als Geld- Rang- und Titelsucht bewegt, während dem wir hier die Menschheit noch zum Theil im Kindes- oder Jünglingsalter auf dem Wege ihrer Entwikelung finden: ein eben so anziehendes als lehrreiches Schauspiel. Selbst die denkwürdigen Ereignisse unserer Zeit, die nicht leicht eine Epoche der Weltgeschichte an Wichtigkeit übertrift, ermüden den Geist und man kehrt von ihrer reichen Mannigfaltigkeit gern zu der Einfachheit der neuen Welt zurük, wie man sich aus dem geräuschvollen städtischen Leben voll Uiberfluß nach dem stillen Lande, oder von der unruhigen geschäftvollen Laufbahn des Mannes nach dem einförmigen Pfade der Kindheit oder Jugend zurüksehnt. Je näher der Mensch der Natur — nicht aber dem sogenannten Naturstande — steht, desto besser und glüklicher ist er.

Amerika, viermal größer als Europa, hat eine siebenmal geringere Bevölkerung. In ihm finden wir alle Klimate zur Erzeugung aller Produkte geeignet, die wir zur Befriedigung unserer künstlichen Bedürfnisse aus allen Ge-

genden der Erde zusammenrauben oder kaufen. Noch sind dies unermeßliche Land und sein Himmel nicht, was sie einst seyn werden, wenn eine verhältnismäßige Bevölkerung die Wälder gelichtet, die Einöden angebaut, die Sümpfe ausgetroknet und die Ströme in ein regelmäßiges Bett zurük gewiesen haben wird. Noch hören weite Gegenden, von dem Umfange europäischer Königreiche, nur das Brausen der Wipfel ewiger Bäume, das dumpfe Wogen unbefahrner Gewässer, den einsamen Ruf der Vögel, und den Schrei des sichern Wildes. Die Erde kann daselbst wenigstens zwanzigmal mehr Menschen ernähren, wenn die Hand des Fleißes den dankbaren Boden unterstüzt. Wilde irren hier noch, frei in der freien Natur, in der Nähe groser Völker, die mit raschem Schritte fortschreiten in Zivilisation, Betriebsamkeit und Wohlstand, um auch endlich ihr Ziel zu finden, im übermäßigen Reichthum an der Seite grenzenloser Armuth, in der Korruption und Sklaverei.

Bis zu diesem fernen Zeitpunkte werden freilich noch manche Jahrhunderte vergehen, manches Menschengeschlecht sich ablösen und die Gestalt der Erde wechseln; aber er wird für Amerika so gewiß kommen, als ihm kein Welttheil und nicht leicht ein Volk entgeht. Der Mensch glaubt gewöhnlich in seiner Zeit das Höchste erlebt zu haben; aber was ist die beschränkte Gegenwart gegen die unermeßliche Zukunft, in der einst zahlreiche Nationen die izt noch zum Theil unbekannten Länder von Afrika, Asien und Amerika bevölkern; in der unser Geschüz in fruchtbaren Gefilden donnern wird, wo izt der einsame Pfeil des Wilden durch Wüsten schwirrt; in der Handel und Verkehr die fernsten Völker umschlingen, eine Erschütterung an dem Nordkap sich bis an die magellanische Straße verbreitet, und die fünf Welttheile sich zum Brüderbunde freundlich vereinen, oder in Zwiste feindlich trennen? Noch nicht viel über dreihundert Jahre ist Ame-

rika entdekt, und der Weg um das Vorgebirg der guten Hoffnung gefunden; kaum ein Jahrhundert früher erfand man das Schießpulver, und vierzig Jahre später die Buchdrukerkunst, und welch ein Abstand ist zwischen der gegenwärtigen Gestalt der Erde und der von jener Zeit? Was wird Amerika nach drei Jahrhunderten seyn? welchen Einfluß wird es im Verhältnisse seines Umfangs und seiner Bevölkerung auf die übrigen Welttheile ausuben, wenn auch es seine Scipione, Cäsare und Napoleone haben wird? Daß diese Zeiten kommen werden, wer kann es bezweifeln, und daß ein mächtiger Mensch alsdann einen ungleich größeren Wirkungskreis haben kann als gegenwärtig? seiner Minderjährigkeit entwachsen, wird Amerika nicht mehr das Joch eines fremden Gesezes tragen, und seine Schäze als einen schuldigen Tribut einem entlegenen sogenannten Mutterlande senden. Die Spanier haben einen Theil von Amerika entvölkert; nach dem Partheikriege in Spanien wird dieses Land einen Theil seiner Bevölkerung an die neue Welt wieder zurükgeben. Die Spanier haben einen Theil von Amerika unterjocht; dem gegenwärtigen Kriege im Spanien kann er seine Unabhängigkeit zu verdanken haben. Ein französischer König unterstuzte die Bemühungen der Nordamerikaner, ihre Freiheit zu erkämpfen und zu behaupten; aus Nordamerika zum Theil wurde der Saamen der Freiheit auf französischen Boden gebracht, der für den König zum Giftbaum aufschoß. Wer kann sagen, wie der unsichtbare Finger des Verhangnisses die Fäden in einander schlingt, an welche sich die Ereignisse als Ursachen und Wirkungen knüpfen, die das Schiksal der Völker und Menschen bestimmen?

Die Auswanderung des Hauses Braganza nach Brasilien und der gegenwärtige spanische Krieg müssen für Amerika große Folgen haben. Ein Theil der Anhänger des

alten königlichen Hauses und der gegen Frankreich im Kampfe begriffenen Spanier wird nach der neuen Welt auswandern. Noch lange werden Mißvergnügte oder Unglükliche dort einen Zufluchtsort suchen gegen die Erschütterungen in Europa, eine Freistätte gegen die politische oder religiöse Intoleranz und gegen die Armuth, die bei dem steigenden Luxus, dem wachsenden Unterschiede des Vermögens und der Stände immer drükender werden muß, und vielleicht auch Ruhe gegen die Wespenstiche der tausend kleinlichen Leidenschaften, die den Menschen in zivilisirten und einseitig kultivirten — nicht überkultivirten, wie man zu sagen pflegt — Staaten quälen. Dort ist unangebautes Land, bereit den Fleiß reichlich zu belohnen; und eine zahlreiche Familie wird nicht als ein Fluch, sondern als eine Wohlthat angesehen, und es kann noch ein Jahrtausend vergehen, ehe die Rumford'sche Suppe die lezte Hoffnung nach einem Leben voll Mühe und Arbeit bleibt. Dieser Welttheil, der größte von allen, den die Natur nach einem größern Maßstabe gebildet hat, in dem die Berge höher und die Ströme und Seen tiefer und breiter sind als in den übrigen, ist gewiß zu einer großen Rolle in der Weltgeschichte berufen, und wird auch große Menschen erzeugen. Schon sahen wir deren in Nordamerika entstehen, wo sich aus Haufen von Verbannten und Unglüklichen ein mächtiger Freistaat bildete, wie aus Räubern ehemals das weltbeherrschende Rom. Der Mensch wird nur unter großen Verhältnissen groß, und in der Uibung und dem Gefühle seiner Kräfte stark und muthig.

Wenn der Krieg in Spanien, dessen Ausgang für keinen Unterrichteten ungewiß seyn konnte, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln verdient, dann verdient es das Schiksal der unermeßlichen spanischen Besizungen in Amerika nicht weniger, das zum Theil von dem Entschlusse ihrer Bewohner

abhängen wird. Vielleicht benuzen sie die günstigen Umstände, die sobald nicht wiederkehren dürften, wenn sie einmal vorübergegangen sind, um ihre Unabhängigkeit zu begründen. Frankreich hat schon erklärt, es werde in dieselbe willigen, wenn sich die Völker nicht an England anschließen. In der Darstellung der Lage des Reichs, welche der Minister vom Innern dem gesezgebenden Körper, am ersten Dezember 1809, vorgelegt hat, heißt es: »Der Kaiser wird sich nie der »Unabhängigkeit der Nationen auf dem festen Lande von »Amerika widersezen: diese Unabhängigkeit liegt in der noth»wendigen Ordnung der Ereignisse; sie ist auf Gerechtigkeit »und das wohlverstandene Interesse aller Mächte gegründet. »Frankreich verdanken die Vereinigten Staaten von Nord»amerika ihre Unabhängigkeit; es hat dazu beigetragen, sie »durch mehrere Provinzen zu vergrößern; es wird immer »bereit seyn, sein Werk zu schüzen. Seine Macht hängt »nicht von dem Monopolium ab, es hat kein Interesse, das »der Gerechtigkeit entgegen wäre; nichts von dem, was das »Gluk von Amerika vergrößern kann, steht der Wohlfahrt »Frankreichs im Wege, das immer reich genug seyn wird, »wenn es sich bei allen Nationen und auf allen Märkten »von Europa gleich behandelt sieht. Die Völker von Me»riko und Peru mögen ihre Vereinigung mit dem Mutter»lande wünschen, oder sich zu einer edlen Unabhängigkeit »erheben wollen, Frankreich hat nichts dagegen, wenn diese »Völker nur sich in keine Verbindung mit England einlassen. »Frankreich braucht weder seine Nachbarn zu drüken, noch »ihnen tyrannische Geseze aufzulegen, um seinen Wohlstand »und Handel zu befördern.» *)

---

*) L'Empereur ne s'opposera jamais à l'indépendance des nations continentales de l'Amérique : cette indé-

Der Umfang der spanischen Besizungen in Amerika übersteigt den unsers Welttheils; von dem 41° 43′ südlicher erstreken sie sich bis zum 37° 48′ nördlicher Breite, und umfassen demnach nicht weniger als 79 Grade. Das Land hat eine vortreffliche Lage für den Handel mit Europa und Asien, und ist von der Natur gesegnet mit einem fruchtbaren Boden und unendlichen Schäzen in den Eingeweiden seiner Erde. Selbst die unter dem brennenden Himmelsstriche gelegenen Gegenden erfreuen sich eines milden Klimas, weil die ungeheuren Kordilleren die allzustrenge Hize mäßigen. Die Abkömmlinge der ursprünglichen Landeseinwohner sind hier freilich noch zahlreich, und ein durch lange Sklaverei niedergedrüktes Geschlecht, das für Kultur und

---

pendance est dans l'ordre nécessaire des événemens; elle est dans la justice, elle est dans l'intérêt bien entendu de toutes les puissances. C'est la France qui a établi l'indépendance des Etats-Unis de l'Amérique septentrionale; c'est elle qui a contribué à les accroître de plusieurs provinces: elle sera toujours prête à défendre son ouvrage. La puissance ne dépend point du monopole; elle n'a point d'intérêt contraire à la justice: rien de ce qui peut contribuer au bonheur de l'Amérique, ne s'oppose à la prospérité de la France qui sera toujours assez riche, lorsqu'elle se verra traitée avec égalité chez toutes les nations, et dans tous les marchés de l'Europe. Soit que les peuples de Mexique et du Pérou veuillent être unis à la métropole, soit qu'ils veuillent s'élever à la hauteur d'une noble indépendance, la France ne s'y opposera pas, pourvu que ces peuples ne prennent aucun lien avec l'Angleterre. Pour sa prospérité et son commerce, la France n'a besoin ni de vexer ses voisins, ni de leur imposer des lois tyranniques. — Exposé de la situation de l'Empire. Moniteur.

Industrie wenig empfänglich ist; aber auf der andern Seite haben diese Länder einen Vortheil, den wir erst seit den Gräuelscenen auf St. Domingo würdigen lernten: die Anzahl der Sklaven nämlich ist in ihnen äußerst unbedeutend.

Schon in der Hälfte des Jahres 1809 zeigte sich in dem südlichen Theile von Peru, in der Provinz Potosi, und zu Buenos-Ayres, ein Geist der Unruhe und des Mißvergnügens, der den Wunsch der Einwohner nach Unabhängigkeit offenbarte. Aber das unentschiedene Schiksal von Spanien erhielt auch lange ihren Entschluß unentschieden.

In dem verflossenen April brach endlich der Aufstand gegen die bestehenden Gewalten in der fruchtbaren Provinz Caraccas aus. Zu St. Jago de Leon wurde eine Junta errichtet. Man verhaftete alle bei der Regierung angestellte Personen und schikte sie in Schiffen weg. Die Verwaltung wurde einem Ausschusse von drei und zwanzig Männern übertragen, die man aus den vornehmsten Einwohnern von Venezuela oder Caraccas wählte.

Die Einwohner dieser Provinz erliesen an ihre südamerikanischen Brüder folgende Proklamation:

»Amerikaner! die politische Ordnung der Dinge auf »der andern Seite der Weltkugel hat Spanien in eine neue »Lage versezt. Von mehreren Rüksichten geleitet, entschlos»sen wir uns die politische Unabhängigkeit anzunehmen, die »uns der Lauf der Dinge wiedergab. Dies geschah mit aller »Mäßigung, Menschlichkeit, und dem guten Erfolge, den »eine solche Sache verdient. Amerikaner! Venezuela »hat sich in die Reihe der freien Nationen Amerika's gestellt. »Es eilt, diesen Vorgang seinen Nachbarn anzuzeigen, da»mit sie, wenn die Gesinnungen der übrigen neuen Welt »mit den seinigen übereinstimmen, demselben auf der schwe»ren Bahn, die es betreten hat, eine hilfreiche Hand reichen »mögen. Tugend und Uiberlegung waren bisher unsre Wahl-

»spruch. Brüderschaft, Eintracht und Großmuth sollten »der eurige seyn, damit die vereinigten Wirkungen großer »Elemente das große Werk vollenden mögen, welches Amerika »zu der politischen Würde erhebt, die ihm gebührt.«

Unter dem 19. Mai erlies die Junta, um dem Lande eine militärische Macht zu geben, eine Verordnung, der zufolge alle männlichen Einwohner unter 60 Jahren sich in Kompagnien von 50 bis 60 Mann bilden mußten, die regelmäßig in den Waffen geübt wurden. Jede Kompagnie wählte sich ihre Offiziere, und mit der Kriegskunst bekannte Personen wurden aufgefodert, den andern Unterricht zu ertheilen. Man legte öffentliche Magazine an, um im Nothfalle mit den nöthigen Lebensmitteln versehen zu seyn. »Wenn eine »fremde Macht, heißt es am Schlusse dieser Verordnung, »unsere Unabhängigkeit angreifen sollte, dann würden wir »uns lieber unter die Trümmer unsers Vaterlandes begraben »als unterwerfen; wenn selbst unsere alten Freunde, durch »falsche Begriffe von ihrer Macht irre geleitet, sich gegen »uns erklärten, da wir unsere Freiheit vertheidigen, dann »würden wir uns lieber vertilgen lassen, als auf den ehren»vollen Namen spanischer Amerikaner verzichten.«

Eine unter dem 3ten Mai von der Revolutionsjunta an die höchste Junta von Cadix erlassene Adresse entwikelt die Absichten der neuen Behörde des aufgestandenen Landes näher. Sie enthält im Wesentlichen folgendes:

»Edle Herren! die verschiedenen Papiere und Nachrichten, welche im Namen der höchsten Junta von Cadix und der unter dem Titel der Regentschaft bekannten Verwaltung an die Vizekönige und Generalkapitäne dieser Provinzen und ihre Einwohner in der Absicht geschikt wurden, um sie zu bestimmen, daß sie in dieser Verwaltung die gesezmäßige Bewahrerin der Souveränität von Spanien anerkennen sollten, sind richtig angekommen. Ewe. Exzellenzen kennen die Treue, wovon unser Land oft Beweise gegeben hat, und die Aufrichtigkeit der brüderlichen Gesinnungen, welche es für alle Spanier von Europa hegt. Sie kennen gleichfalls die Achtung, welche wir für die Junta von Sevilla und die Zentralregierung gezeigt haben; aber Ew. Exzellenzen würden sich sonderbar irren, wenn Sie uns für unklug genug halten könnten, daß wir uns zu dem Gehorsam und den Pflichten von Vasallen gegen die verschiedenen Verwaltungen verstunden, die sich nach und nach der souveränen Gewalt, ohne Genehmigung des Fürsten und ohne Zustimmung der spani-

schen Nation von beiden Kontinenten, bemächtigen. Eine Macht, die man sich so willkührlich anmaßt, ist nothwendiger Weise nichtig, ungesezmäßig, grundlos und allen durch unsere Geseze anerkannten Grundsäzen zuwider.

»Auf welche Grundsäze stüzt die Regentschaft wirklich ihre Ansprüche auf die Huldigung, die sie von den Amerikanern fodert, eine Huldigung, die sie geschworen haben nur ihrem gesezmaßigen Souverän zu leisten? Sind die Cortes, welche allein die nöthige gesezmaßige Macht haben, um eine provisorische Konstitution zu bilden, und die öffentlichen Geschäfte wahrend einer Zwischenregierung zu verwalten, zusammenberufen werden? Kein Minister, selbst im Innern der Zentraljunta, hat sich redlich genug gezeigt, um sich jenem Geiste der Verderbniß entgegen zu sezen, der sich in den Staat eingeschlichen hat, und der nur seinen Sturz herbeiführen kann; kein Minister hat sich gegen diese mit Verhöhnung unserer Geseze angemaßte Gewalt erhoben. Allein, wenn es keine Cortes gab, hat man dann wenigstens eine andere Nationalversammlung gesehen, die als das gesezmäßige Organ der Nation betrachtet werden könnte, und von der man annehmen dürfte, daß sie mit der suveränen Gewalt bekleidet sey?

Die einfachste Untersuchung kann zeigen, daß die Zentraljunta kein Recht auf den Karakter der Nationalrepräsentation hat, den sie zu haben vorgiebt; ihre Gewalt fließt nicht aus einer gesezlichen Quelle; sie ist blos auf die tumultuarischen Berathschlagungen einer kleinen Anzahl von Hauptstädten der Provinzen gegründet, während dem die Bewohner von Amerika bei der Regierung keinen Antheil an jener Gewalt besizen, die ihnen gesezmäßig zukömmt. Allen Bewohnern der Halbinsel das Recht zugestehen, ihre Repräsentanten zu den Nationalcortes zu ernennen, und dieses Recht, in Rüksicht der Amerikaner, auf die einfache und passive Abstimmung der Junten einschränken — das heißt zu Gunsten der europäischen Deputirten eine Weise einführen, die von der den Bewohnern Amerika's bewilligten sehr verschieden ist; und es heißt, diesen lezten das Uibergewicht versagen, das eine zahlreiche Bevölkerung verdient. Dies ist das Mittel nicht, uns auf eine bestimmte Weise den Genuß jener Freiheit, jener Bruderschaft, deren wir beraubt worden waren, zu sichern; es heißt vielmehr, an die Stelle von unschäzbaren Privilegien unbedeutende Formalitäten, scheinbare Versprechungen sezen; es heißt,

jenes arglistige System verewigen, unter dem wir drei Jahrhunderte lang geseufzet haben, wo wir, so zu sagen, am Gängelbande gefuhrt, oder vielmehr unter der Last unserer Ketten niedergedrükt wurden; es heißt, mit einem Worte, uns zu verstehen geben, daß wir zu unwissend seyen, um unsre Rechte zu kennen, und daß wir dem zufolge ferner in der Verachtung und Sklaverei schmachten sollen.

»Die Bewohner von Caraccas haben lange den Ausdruk dieser Gesinnungen zurükgehalten, allein die Sachen haben eine andre Gestalt bekommen; der größte Theil der Halbinsel ist von den französischen Armeen besezt, und die Zentraljunta aufgelößt und zerstreut. Was bleibt demnach den Amerikanern zu thun übrig, als für ihre eigne Sicherheit zu sorgen? Von welchem Nuzen würde für sie ein längerer Gehorsam gegen Autoritäten seyn, die den Karakter ihrer Würde und ihrer Unabhängigkeit verloren haben? Wir bedauern, daß wir gezwungen sind, gegen Ew. Exzellenzen eine Sprache zu führen, die Ihnen unschiklich scheinen wird; aber wir hoffen, daß Ewe. Exzellenzen einen ausgezeichneten Beweis von Ihren guten Absichten und Ihren großherzigen Gesinnungen dadurch geben werden, daß Sie unsre Vorstellungen mit Unpartheilichkeit anhören, und sich mit uns über die besten Mittel verständigen, eine dauerhafte Vereinigung zwischen den spanischen Provinzen der beiden Welttheile zu errichten; aber wir wiederholen es noch einmal: jede Vereinigung, die nicht die Gleichheit der Interessen und Rechte zur Grundlage hätte, würde weder vortheilhaft noch von Dauer seyn.»

Diese Sprache voll Kraft und Würde geziemt einem Volke, das seine Rechte kennt und die Freiheit liebt. Ist es ihrer würdig, dann wird es sie zu behaupten wissen: denn noch nie ward eine freie Nation unterworfen, und immer fangen die Sklaven an sich einen Tyrannen zu schaffen, ehe ein Tyrann sich Sklaven erziehen kann. Dem Beispiel von Caraccas folgten bald andere Provinzen, und noch mehrere werden ihm folgen. Die Havanna hat sich, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, für unabhängig erklärt, und zu Buenos-Ayres wurde eine Revolutionsjunta gebildet, die aus den angesehensten und fähigsten Männern des Landes bestehen soll. Man erklärte dem Vizekönige, da die spanische Regierung, welche ihn angestellt, nicht mehr bestehe, so höre seine Gewalt auf, das Volk trete in den Genuß seiner ursprunglichen Rechte, und könne sich eine Zeit

und Umständen angemessene Verwaltung schaffen; die provisorische Regierung solle indessen nur bis zur Zusammenberufung eines Generalkongresses der Deputirten aller Provinzen in Thätigkeit bleiben. In Monte-Video, Potosi, Tucuman, La Paz und andern Gegenden herrscht derselbe Geist. Allenthalben wird der Wunsch nach Unabhängigkeit laut und auch wahrscheinlich erfüllt.

Die an die Vereinigten Staaten grenzenden Gegenden wünschen vielleicht mit diesen vereinigt zu werden; und ihr Loos wäre in diesem Falle wohl nicht das schlechteste. Die Augen der Welt sind auf das Benehmen der Bewohner des spanischen Amerika gerichtet, und von dem Entschlusse, den sie in dieser entscheidenden Zeit fassen, hängt ihr Glük und vielleicht das ihrer spätesten Enkel ab.

Auflösung der Charaden im lezten Heft.

1) Kirch-hof.

2) Johannes-berg.

